

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

ZWEIUNDZWANZIGSTER JAHRGANG

1921

DER NEUPHILOLOGISCHE VEREIN
IN HELSINGFORS

HELSINKI, HELSINGFORS, 1921
HANDELSTRYCKERIET, KAUPPAKIRJAPAINO

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

III. Polemisches.

IV. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

V. Eingesandte Literatur.

VI. Mitteilungen

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld — Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti — Professor der germanischen Philologie

Nr. 1/4	Jahrlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 10 bei der Redaktion, Fmk 12:50 durch die Buchhandlungen Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. Wallensköld (Sörnäs Strandväg 5), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte an den Schriftführer der Redaktion, Doz. O. J. Tallgren (Freesenkatu 3), einzusenden.	XXII. Jahrg. **1921**

Über die Frage nach der Herkunft der Trobadorkunst.

I.

Fasst man die Tätigkeit ins Auge, die seit der Jahrhundertwende, seit 1900, die provenzalische Philologie im Rahmen der romanischen aufzuweisen hat, so zeigen sich grosse Fortschritte auf allen Gebieten. Es ist zunächst hervorzuheben, dass durch ein paar praktische Handbücher und Einführungen der Eintritt ins Studium der Sprache der Trobadors für den Anfänger wesentlich erleichtert worden ist. Die Sprachwissenschaft hat über diese Einführungen, über Appels vor zwei Jahren erschienene Lautlehre und Levys bisher unvollendetes Wörterbuch hinaus verhältnismässig wenig geleistet, jedenfalls steht die Erforschung des Provenzalischen gegenüber der des Französischen oder Italienischen noch immer zurück, nur auf dem Gebiet der modernen südfranzösischen Mundartenkunde haben wir ein paar schöne mustergiltige Leistungen.

Da die Félibredichtung der neuprovenzalischen Literatur wohl einige Stücke von bleibendem Werte bietet, im ganzen aber doch diese Heimatskunst nur für den liebevollen Freund und Kenner der schönen Provence Anziehungskraft besitzt,

so ist der Provenzalist mehr als ein anderer Philologe mit dem Mittelalter beschäftigt, die Textkritik und die Literaturgeschichte machen sich an der Trobadordichtung zu schaffen, und auf diesem unermesslich grossen Arbeitsfelde allein liegt der Mittelpunkt der provenzalischen Studien. So sind denn seit 1900 zahlreiche weitere neue Texte in reinlichem Gewande herausgegeben worden: Kolsen, Schultz-Gora, Zenker, Déjeanne, Stroński, Jeanroy haben hier miteinander gewetteifert, und Appel hat uns erst noch im Kriege die dickleibige, abschliessende Ausgabe des klassischen, liedergewaltigen Bernart von Ventadorn geschenkt. Eine grosse Menge mehr oder weniger berühmter Trobadors liegen jetzt in guten Ausgaben vor, und die literarhistorische Arbeit kann nun, wenn auch manches zu tun bleibt, mit bester Fundamentierung für viele der führenden Sänger an ihr Werk gehen.

Die Textkritik hatte an die guten alten Leistungen Stimmings, Levys und Appels nur anzuknüpfen brauchen — die Literaturgeschichte dagegen suchte neue Wege zu betreten. Hier ist es durchaus ungekünstelt, wenn man mit dem neuen Jahrhundert einen neuen Abschnitt der Forschung beginnen lässt. Noch ragen als unentbehrliche Fundgruben die beiden grossen Werke des Altmeisters Friedrich Diez in unsere Zeit hinein, aber sie fangen doch an zu altern und sind in vielen Punkten nun bereits überholt. Es ist endlich angefangen worden, das Problem des Minnesangs in seiner Breite und in seiner Tiefe, nach seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung und nach seinem letzten künstlerischen Gehalt zu würdigen. Auch das war im vorigen Jahrhundert schon öfter versucht worden, aber mit unzureichenden Mitteln. Friedrich Diez hatte sich bewusst auf mosaïkartige Kleinarbeit beschränkt, hatte die Nachrichten über die einzelnen Trobadors getreulich gesammelt und ihre Œuvres geordnet, er hatte die einzelnen Gattungen so sauber und vorsichtig als möglich abgegrenzt. Aber andere Zeitgenossen aus den Tagen der Romantik, auch Männer aus dem Ende des Jahrhunderts hatten schon über die Ent-

stehungsfrage Spekulationen angestellt, hatten gefragt, ob vielleicht die von Tacitus bezeugte Verehrung der Frau bei den Germanen für die Entstehung des Minnesangs verantwortlich zu machen sei. Herders Gedanke, dass normannisches und arabisches Wesen eine eigenartige Verbindung eingegangen wären, ist wiederholt aufgetaucht, aber man entschied sich bald nur für Normannen, bald nur für Araber. Man dachte an religiöse, an christliche Wurzeln, an den Einfluss, den der Kult der Jungfrau Maria ausgeübt haben könnte. Diez selber hatte recht allgemein und romantisch von der Entstehung «aus dem alten echten Rittergeiste» gesprochen.

Schon am Ende des Jahrhunderts war die wissenschaftliche Forschung zu der kritischen Einsicht gelangt, solche Allgemeinheiten beiseite zu lassen, und daher waren die sozialen Verhältnisse in den Blickpunkt getreten, die dem Minnesang zu Grunde liegen könnten. Aus dem Respektsverhältnis besitzloser Ritter zu der Frau des hohen Herrn, die ihnen als solche und als Hüterin der Schlüssel des Hauses nützlich sein könnte, vermutete Henrici 1876, sei der Minnesang entstanden. Andererseits knüpften in Frankreich Jeanroy und Gaston Paris an die Volksdichtung an. Das Maitanzlied, einer alten heidnischen Sitte aus römischer Zeit entsprungen, sollte die Grundlage der höfischen Poesie bilden. Einmal im Jahre, im Mai, habe es, wenigstens im schalkhaften Liede, der verheirateten Frau freigestanden, dem bösen alltäglichen Joch der Ehe zum Trotz einen jungen Liebhaber zu nehmen — und hier liege die Grundlage der Trobadorlyrik mit dem eigentümlichen, sozusagen ehebrecherischen Verhältnis zwischen dem Trobador und der verheirateten Dame. Es änderte sich nicht allzu viel an der Theorie, wenn Suchier und Wechssler statt des römischen ein ursprünglich germanisches Fest in dem Brauche des Mailiedes sehen wollten.

Immer näher schob sich so die Forschung an eine wirklich exakte Erklärung des Ursprungs der Trobadorkunst heran.

Das neue Jahrhundert brachte dann namentlich in den Arbeiten Suchiers und Jeanroys, besonders aber Wechsslers und Vosslers wichtige Fortschritte. Wechssler sammelte die Belege dafür, dass in den Trobadordichtungen ein Vasallitätsverhältnis zwischen Dichter und Dame bestehe, er schied streng zwischen Rittertum und Vasallentum, er wollte im Trobadorlied im Grunde «und daher vielleicht auch ursprünglich» das Huldigungsgedicht des Vasallen an die Gattin des Landesherrn oder an die regierende Fürstin sehen. In breitester Form entwickelte er seine Anschauungen im «Kulturproblem des Minnesangs», von dem erst ein Band seit 1909 fertig vorliegt. Was er dort darlegt, das sind im weitesten Sinne die Quellen des Minnesangs überhaupt. Der erste Band behandelt Minnesang und Christentum, der dienende Frauensänger und sein Lied werden auf Grund der Trobadorlieder nach allen Seiten beleuchtet und psychologisch zergliedert. Es fällt dabei ein sehr wichtiger Seitenblick auf die Entstehung des dreifachen Trobadorideals: des *joi* (der Freude), der *mezura* (Masshaltung) und der *cortezia* (höfisches Benehmen) aus antiker Lebensstimmung, aus der *ἡδονή*, ferner aus der *μεσότης* und endlich aus der *καλοκἀγαθία*. — Der Gedanke, in dem Trobadorlied ein Huldigungslied des Vasallen an die Fürstin zu sehen, wurde weiter ausgeführt und wegen des grossen sozialen Abstandes zwischen Fürstin und Lehnsmann die Liebe des Trobadors als Liebeswahn, d. h. als blosse Fiktion erklärt. Weiter wird dargetan, wie die Minne durch Aufnahme christlicher Elemente zu ihrer eigenartigen mystisch-religiösen Form gelangt ist, wie die trauernde Grundhaltung, die Ekstase, die in der Geschichte des Christentums eine Rolle spielen, der Heiligenkult, vielleicht auch die Scholastik bei dem einzigartigen Werdeprozess nicht unbeteiligt seien. Es glückt Wechssler der Nachweis, dass der Marienkult, der kein eigentlicher Heiligenkult ist, für die Entstehung der Frauenverehrung sicher nicht in Betracht kommt.

Für die Entstehungsfrage im engsten Sinne findet sich — wenigstens im ersten Bande — nur jener eine neue

und denkwürdige Gesichtspunkt, dass *joi*, *mezura* und *cortezia* aus der Gedankenwelt des klassischen Altertums irgendwie herrühren. Der Hinblick auf antike Elemente leitete Wechssler auch, als er Willibald Schrötter die Trobadors mit Bezug auf ihr Verhältnis zu *Ovid* untersuchen liess. Der Gedanke an ihn war nicht völlig neu, schon Diez, Burdach, Schönbach haben ihn genannt, man hatte seit der Diskussion über die lateinische Lyrik der Vaganten, der fahrenden Schüler des 11. und 12. Jhdts, d. h. aus Anlass der Carmina Burana, ihn in unserem Zusammenhange nie völlig ausser Acht gelassen. So wollte auch Schwan das Tagelied aus einer Stelle der Amores herleiten, während Schläger dafür kühn, aber geistvoll an den pseudoovidischen Brief Leanders an Hero dachte.

Was in den lezten Jahren die Trobadorforschung besonders gefördert hat, ist die Diskussion gewesen, die zwischen Wechssler und Vossler einsetzte. Vossler hatte über die italienischen Ausläufer der Trobadorbewegung, über den *dolce stil nuovo* gearbeitet, er gab in seinem vierbändigen Werk über die Göttliche Komödie ausser einer ästhetischen Würdigung eine Entstehungsgeschichte des grossen Gedichtes nach politischen, philosophischen und literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten. Von Dante und dem italienischen Ausklingen oder Fortklingen der grossen südeuropäischen Bewegung her näherte er sich dem Trobadorproblem, während Wechssler von galloromanischem und germanischem Standpunkte daran herantrat. Schon das ergab für die Auffassung der beiden Gelehrten weitgehende Verschiedenheiten. Dazu kam ein anderes, wichtigeres Moment: die gänzlich verschiedene Art der Betrachtung, mit der beide den Gegenstand zu fassen suchten. Wechssler legt entsprechend seiner Herkunft aus der Schule Suchiers und Burdachs auf fleissig und klug betriebene Sammelarbeit das Schwergewicht, auf Grund deren er seine allgemein gehaltenen Schlüsse zieht. Das Interesse, mit dem Vossler an die Trobadors herantrat, ist ganz wesentlich auf eine ästhetische Problemstellung gerichtet gewesen, in die

er sich seit seiner Versenkung in das imponierende System des italienischen Philosophen Benedetto Croce liebevoll und zugleich eigenwillig eingelebt hatte. Diesem System gemäss ist es Vossler in allen seinen Untersuchungen offenbar um Nachschaffen, Neuschaffen der einzelnen Individualitäten, um ihren besonderen Ausdruck zu tun, gerade die kompliziertesten Trobadors lockten ihn in dieser Hinsicht.

Aber immer ist seine Absicht zugleich auch darauf gerichtet, die Dichtung über ihre äusseren Wurzeln, über ihre Herkunft zu befragen. Er hat uns eine Reihe von Einzelstudien zur provenzalischen Literaturgeschichte gegeben, 1910 eine Würdigung der Kunst des ältesten Trobador[1], 1913 Studien über Marcabrun, 1916 über Peire Cardinal, 1918 über den Minnesang Bernhards von Ventadorn[2], und schon in seinem Dantewerk war eine Ehrenrettung des dunkelsten, künstlichsten Trobadors, des Arnaut Daniel, von ihm unternommen worden.

Der Umstand, dass zwei Forscher, die auf den äussersten, entgegengesetzten Polen wissenschaftlicher Überzeugung und Begabung stehen, dem Trobadorlied unverwandt ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben — diese Klemme in die Zange zwischen Positivismus und Idealismus —, ist der Forschung ausserordentlich zu Gute gekommen. Sie ist dadurch einesteils vor der Gefahr einer Erstarrung in allzu steife, doktrinäre Verallgemeinerung und andererseits vor der Gefahr, sich in übermässiger künstlerischer Individualisierung zu verlieren, bewahrt geblieben.

Bescheiden, leise und vorsichtig blieben in der ganzen letzten Zeit die Äusserungen über den Ursprung der Trobadorkunst. Noch schien den führenden Forschern der Zeitpunkt zur lauten Beantwortung der Frage verfrüht, noch waren die Vorarbeiten dafür nicht weit genug gediehen.

[1] Hortis-Festschrift, Triest.

[2] Sämtlich in den Abhandlungen der bayr. Akademie der Wissenschaften.

II.

Da erschienen 1918 — in den Revolutionsmonaten — zwei Abhandlungen, die sich voll Kühnheit an das ausserordentlich schwierige Problem heranwagten: Konrad Burdach, «Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes»[1] und Samuel Singer, «Arabische und europäische Poesie im Mittelalter»[2]. Die in beiden Abhandlungen vorgetragene These ist nicht völlig originell, Burdachs Ausführungen waren überdies bereits 1904 in der Berliner Akademie als Vortrag gehalten, aber nur im Auszug, in ein paar Sätze zusammengefasst, veröffentlicht worden. Seine Grundgedanken hatte er in Kürze auch später wiederholt.

In knappen Zügen muss ich den Verlauf der Burdachschen Erörterungen vorführen. Von dem besonderen Aufsatz, den er einige Monate früher über die Entdeckung des Minnesangs in der Neuzeit veröffentlicht hatte, sehen wir ab. Auch in der Abhandlung, die uns hier beschäftigt, gibt er einen Überblick über die ältere Forschung, wobei er die Anschauungen der Romantiker ebenso ausführlich behandelt wie die Forschung der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die neuesten Resultate seit seinem Akademievortrag, d. h. seit 1904, aber nur anmerkungsweise verwertet. Im vierten Abschnitte seiner Untersuchung kommt er zu der für ihn grundlegenden Feststellung, dass es zwei Punkte gibt, die in der Trobadorkunst völlig neu sind: 1. Die Stellung des Dichters als Diener der Hofunterhaltung — ein psychisches Novum — und 2. die neue Auffassung der Liebe als ethische Naturmacht — ein neues literarisch-ethisches Schema. Diese beiden Punkte seien aus den abendländischen Verhältnissen allein nicht zu verstehen, man müsse voraussetzen, dass sie auf dem alten Boden einer gemischten Kultur gewachsen seien, und daher wendet sich im fünften Abschnitt sein Blick «mit Not-

[1] Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften.

[2] Abhandlungen der Berl. Ak. d. Wiss.

wendigkeit», wie er sagt, auf die Araber. Nun findet sich bekanntlich bei diesen eine alte literarische Kunst, die, in der Form ausserordentlich geistreich, in Antithesen und Hyperbeln spielt. Er findet — und in diesem Punkte waren mit Vermutungen andere ihm ja längst vorangegangen — eine den Trobadors ähnliche Hofdichtung, Hoflyrik, deren Thema politische und panegyrische Huldigung vor der Macht, den Siegen, der Weisheit der Herrscher war. Daneben Erotik und Elegie in weitem Umfange. Er findet dort auch grenzenlose, dienende Hingabe und Unterwürfigkeit, schwärmerische Erhöhung der Geliebten, ferner Frauenhuldigung, die sich an die hochstehende, zugleich oft verheiratete Frau wendet. Es fallen ihm die Sagen über berühmte Sänger auf, die an Trobadorbiografien oder vielmehr an Trobadornovellen des Mittelalters erinnern. Und nun zählt er die Züge der andalusischen Poesie aus der Zeit des Kalifats von Cordova zusammen, er findet in ihnen die minniglichen Gedanken in grosser Treue wieder: zärtliches Schwärmen und Liebesinbrunst, leidenschaftliches und schmachtendes Werben um eine vornehme, verheiratete Frau, Trauern und Klage um entschwundene Liebe, Darstellung heimlichen Genusses verbotener Minne, typisches Auftreten der Neider, Aufpasser, Hüter, Tageliedsituation, freie Stellung der muslimischen Frau (in Gegensatz etwa zur heutigen Türkin) und diese freie Stellung nur durch den Wall gesellschaftlicher Rücksicht und Sitte geschützt, Gesetz des Namenverbotes im Gedicht — acht Punkte!

Der auffallendste Vertreter dieser Lyrik ist Saîd Ibn Ǧûdī aus dem 9. Jahrhundert. Burdach vergleicht ihn mit Wilhelm von Poitiers — beiden eigne das geduldig Werbende und das heissblütig Kecke und Zynische zugleich. — Nach dem Sturz der spanischen Omajaden von 1013 ist Walîd Ibn Zaidûn zu nennen, ein Mann, der Hofdichter und Diplomat war, dessen Naturgefühl den Grafen Schack an Petrarca erinnert und dessen poetischen Liebesbrief eine Frühlingsbegrüssung einleitet wie die Kanzonen der Trobadors.

Mit grossem Nachdruck nennt Burdach auch zwei Namen aus dem Cordova des 9. Jahrhunderts: die beiden Rivalen Jahjâ Ibn Hakam al Gazâl und Zirjâb. Vom ersten erzählt man, er habe zu Byzanz im Gespräch mit der Kaiserin gestockt und als Erklärung dafür dann ihre überwältigende Schönheit angegeben, was die Kaiserin sehr befriedigt habe, und auf ähnliche Weise habe er es verstanden, bei der Königin Theuda sein Glück zu machen. Er und Zirjâb sind Perser und haben ihrer Zeit ein Muster feinen höfischen Benehmens vorgestellt, ein Ideal in allem, was guten Ton betrifft. Das neue Lebensideal setzt sich — Burdach meint, es sei eine für moderne Begriffe befremdend wirkende Mischung — zusammen aus äusserlichen Regeln des Schicklichen, der Verfeinerung und Verschönerung aller materiellen Güter und Genüsse einerseits und aus einer Befreiung des künstlerischen Gefühls, aus dem Bekenntnis zu einem dämonischen Offenbarungscharakter aller musikalisch poetischen Eingebung andererseits. Dichter und Musiker als Hofpoeten und Hofbeamte werden nun Führer und Lehrer einer neuen, die Frauen entzückenden Lebensanschauung.

Wir erhalten noch einmal eine aus 15 Punkten bestehende Aufzählung darüber, was an einzelnen Zügen in den panegyrischen Huldigungen zu Ehren fürstlicher Frauen, für die Burdach im ganzen recht wenig und nicht immer schlagende Zitate geboten hat, mit dem Minnesang des Abendlandes Ähnlichkeit hat: die neue Auffassung des Weibes (der vergeistigte Ausdruck für geschlechtliche Liebe), die neue soziale Rolle der verheirateten Frau (das neue Gesetz des Frauendienstes), die heimliche Minne, Namensverbot, Motiv der trauernden, unglücklichen Liebe, typische Liebesklage, Stolz auf Liebesleid, Virtuosität des minniglichen Gedankenspiels, Natureingänge, Tageliedsituation, Wache und Merker, Herzensraub und Herztausch, Wohnen im Herzen der Liebenden, Traumbild der Geliebten und gehörtes Lob über die unbekannte Dame als Anlass oder Wirkung der Liebesleidenschaft.

III.

Singer hat in seiner genannten Abhandlung eine bescheidenere Absicht als Burdach. Er begnügt sich, aus den Gegenüberstellungen arabischer und europäischer Poesie — mitunter auch nur aus den Gelehrtenäusserungen über sie — eine lebhafte Befruchtung durch die Araber anzunehmen; dagegen drängt der Hang, alles literarische Arbeiten in welthistorischem Zusammenhange zu begreifen, den wir z. B. in den Anmerkungen zum Ackermann aus Böhmen erst jüngst ehrlich bewundern mussten, Burdach über diese erste Feststellung weit hinaus.

Wenn bei den spanischen Arabern diese eigenartige Hofpanegyrik festgestellt wird, so treibt es Burdach weiter, er sucht, er findet bereits in der vorislamischen arabischen Lyrik der Muallaqât, des Dīwân des Imruulqais, der Hamâsa gewisse Elemente davon wieder. Über deren Ursprung sucht er Aufklärung. Die Orientalisten haben wie er den merkwürdigen Kontrast zwischen Inhalt und Form der vorislamischen Dichtkunst der Araber wohl bemerkt: die wilde Leidenschaft einer barbarischen Zeit und dazu im Gegensatz die gesuchte Feinheit des Ausdrucks. «Ich, vom Standpunkte vergleichender Literaturwissenschaft», sagt Burdach, «ziehe aber daraus den einzig zulässigen Schluss: eine solche Erscheinung, die allen sonstigen Erfahrungen der Poesiegeschichte widerspricht, kann in Wirklichkeit nicht existieren» (!). D. h. kurz gefast: die vorislamische arabische Poesie besitzt viel Künstliches, Bewusstes, Konventionelles, auch inhaltlich, es lassen sich auch panegyrische Huldigungen der Hofdichter vor hochgestellten Frauen finden, und das ist nicht autochthon arabisch. Dieser ältere, d. h. im 6. Jahrhundert bereits traditionelle Besitz orientalischer Hofsitte und Hofpolitik führt — hier kann man sich auf Erwin Rohde berufen — aufs alexandrinische Zeitalter zurück, in dem eine sentimentale und galante Richtung in der Darstellung der Liebe von den höchsten Kreisen ausgegangen zu sein scheint mit gleichzeitiger weitgehender Frauenemanzipation. Nun braucht man aber, um die Verbindung zwischen dem alexan-

drinischen Zeitalter und den vorislamischen Arabern herzustellen, eine Brücke, und hier bietet sich die persische oder die byzantinische Literatur an. Zur Vermittlung scheint nach ein paar vorliegenden Nachrichten die Byzantiner Hofpoesie nicht zu passen. So bleibt der persische Königshof. Über ihn ist der hellenistische Kulturstrom ins arabische Altertum geflossen, und dieser hellenistisch-persische Strom hat sich zur Zeit des Omajadenkalifats von Damaskus noch verstärkt. In Cordova sahen wir vorhin wieder zwei Perser eine wichtige Rolle spielen. Indem Burdach so den Minnesang der Provence über den arabischen Minnesang Andalusiens nach Arabien und über Persien bis in die letzten Zeiten des klassischen Altertums hin verfolgt, trifft der Anfang seiner Entwicklungslinie zusammen mit dem Ausgangspunkt des ursprünglich persischen Liebesromans, der in einzelnen Ausläufern seinerseits ins Abendland des Mittelalters hineinreicht und es mit seiner Romantik erfüllt. Und Burdach fasst den mittelalterlichen Minnesang, den romantischen Liebesbegriff, den Minnedienst und den Frauenkult auf als Bestandteile der Iranisierung der römisch-hellenistischen Geisteswelt.

IV.

Was ist an diesen grosszügigen Behauptungen, die auf den philologischen Wüstenwanderer wie eine schöne Fata Morgana wirken, bewiesen oder beweisbar, und welches Bild nehmen die bisherigen Anschauungen der sonstigen Forschung und die eigene Anschauung demgegenüber an? Noch von keiner Seite ist bisher, wenn ich nichts übersehen habe, auf beide Abhandlungen eine Antwort erfolgt. Den Aufstellungen der beiden Germanisten und Literaturvergleicher gegenüber haben in erster Linie einmal die Vertreter der orientalischen und der romanischen Philologie das Wort. Nur sie können über die angeschnittenen Probleme wirkliche Kompetenz haben. An die Orientalisten hat Burdach mancherlei Wünsche gerichtet wegen der Art der Indices, die

sie in ihren Darstellungen anlegen sollten, wegen Anthologien und Übersetzungen, die sie zur Verfügung stellen sollen, damit das Urteil über die in Frage stehenden Dinge noch sicherer werden könne. Vielleicht haben aber auch die Orientalisten ihrerseits manches über oder gegen die Aufstellungen Burdachs zu sagen, sowohl zu dem Teile, in dem er mit Singer zusammengeht, als ganz besonders zu dem anderen mit dem rein-orientalistischen Problem der Herkunft einer andalusischen Hofpanegyrik aus persisch-hellenistischer Quelle. Man braucht nur Literarhistoriker oder Historiker, garnicht Orientalist zu sein, um manche Undichtigkeiten in dem kunstvollen Burdachschen Gebäude zu bemerken. Es ist bei dem Durchmessen eines Zeitraumes von mehr als zwölf Jahrhunderten und einer gewaltigen Länderstrecke — vom alexandrinischen Zeitalter, den ersten Ptolemäern rund 300 vor Chr. Geb. bis gegen 1100 nach Chr. Geb. und noch später, vom Iran bis zum Limousin im südlichen Frankreich — für das Auge eines Mannes, der wie Burdach mit Übersetzungen arbeiten muss, gewiss schwer, stets die Hauptströmungen der Literatur von gelegentlichen, vielleicht ganz ephemeren und spontanen Erscheinungen zu trennen, wenn die sichere Vorarbeit der Fachleute fehlt. Die Akzente muss er beim Versuch, einen grossen Überblick zu geben, so legen, wie sie zueinander passen *könnten*. Dass die Orientalisten die an sich doch so naheliegende Erklärung für die sonderbare Zweiheit der vorislamischen Dichtung bei den Arabern nicht selbst schon erkannt hätten, wenn da nicht gewisse Haken, Fragezeichen, Unsicherheiten bestünden, kann man sich schwer denken. Freilich da, wo sich das nötige Zwischenglied garnicht mehr nachkontrollieren lässt, am persischen Königshof, dessen Hofpanegyrik ganz verloren ist, da ist dem vergleichenden Literaturhistoriker ein Rekonstruieren leicht bei der Hand. Noch zu manchem anderen Punkt im System muss der Arabist Stellung nehmen. Am charakteristischsten für die vorläufig noch sehr starke Unsicherheit der ganzen Hypothese ist die Tatsache, die man von orientalistischer Seite erfährt,

dass man an Hand von Ausgaben über die Hofpanegyrik Spaniens überhaupt noch nicht urteilen kann, da solche bis jetzt nicht bestehen.

Vielleicht hat der Orientalist auch gegen ein Verfahren Burdachs zu protestieren, gegen das sich der Romanist wenden muss: nämlich gegen die Behandlung, die der wissenschaftlichen Einzelforschung in den letzten 15 Jahren, d. h. seit Burdachs Vortrag widerfährt; sie wird nur wenig herangezogen und wenn überhaupt, dann nur unter dem Strich, in Form von blossen Anmerkungen abgefertigt. Bei seinem ungeheuer weitschichtigen Stoffe und bei der durchaus historischen, lediglich nebenher psychologischen oder ästhetischen Behandlung, die ihm Burdach zuteil werden lässt, geht es nicht an, die Einzelforschung der Romanisten, und vermutlich auch der Orientalisten, nur obenhin zu behandeln. Bei einer eingehenden Einzelkritik der vielen, vielen und recht verschiedenen literarischen Werke, der literarischen Gattungen, der Kultureigentümlichkeiten greift die Skepsis an dem glatten, allzuglatten Ergebnis Burdachs in weitem Umfange um sich. Ich werde mich im Folgenden nur an die Versuche der beiden Gelehrten halten, eine Beeinflussung des provenzalischen Minnesangs durch die Araber wahrscheinlich zu machen, da dies nicht nur die Kernfrage überhaupt, sondern auch die wichtigste Seite der Frage für den Romanisten ist.

Es gibt unter den vielen Punkten, die Burdach und Singer hierbei berühren, eine Anzahl von Gemeinplätzen, die garnichts beweisen und die deshalb von vornherein bei der Kritik als wertlos ausfallen. Einige ganz wenige Punkte bleiben allerdings auffällig, wieder andere zeigen die Schwierigkeit für die Singer-Burdachschen Annahmen mit besonderer Deutlichkeit, und zahlreiche andere sind mit der Anschauung über die Anfänge der Trobadorkunst, wie sie sich in Umrissen bei der modernen Forschung zu bilden beginnt, und die ich in dieser Hinsicht noch genau nachzuzeichnen habe, besser im Einklange als mit der alten romantischen Hypothese in der neuen Gestalt Burdachs und Singers.

Setzt man einmal — vorläufig wenigstens — den Übergang von einer naïven, ursprünglichen Dichtung, die die Frau allein als den liebebegehrenden, liebesschmerzempfindenden Teil, den Mann dagegen offenbar auf einer brutalen Stufe zeigt, weicher Gesinnung weniger oder garnicht fähig, also wie in den alten französischen chansons d'histoire, den chansons de geste oder beim Kürnberger — setzt man, sage ich, von dieser Dichtung einmal den Übergang zu der andern Stufe als gegeben an, in der dem Manne das schwache, tränenreiche, gefühlsweiche Geschlecht als das zartere, bessere, höhere erscheint — kurz, nehmen wir die Ansätze zu einer sentimentalen, spiritualisierenden Auffassung der Erotik durch den Mann einmal als vorhanden an, dann werden eine ganze Reihe von Motiven aus dem Liebesleben, wie es im Trobadorlied geschildert ist, eine mehr oder weniger einfache psychologische Erklärung finden, während Burdach und Singer aus ihnen Stützen für ihre arabische These machen wollen. Ich meine da Wunschträume des Liebenden, die begehrte Frau in den Armen zu halten, eine Anschauung, dass die Geliebte ihm ins Herz gedrungen sei, Vergleiche der Liebessehnsucht mit einer Krankheit, mit dem Wahnsinn. Hierher gehört weiter die Zerstreutheit, die den Liebhaber bei den Arabern so gut wie bei den Provenzalen befallt, oder das Motiv des Peire Vidal, das sich auch in der orientalischen Literatur belegen lässt, wenn der Verliebte den Wind einsaugt, der aus der Richtung her weht, wo die Geliebte weilt. Der Gedanke, dass sie, die Frau, die ich, der Dichter, verehre, ein höheres Wesen ist und ich nichts als ihr Diener, schliesst sich hier auch bereits an — indessen hat der Gedanke bei den Provenzalen und ihren Nachahmern eine besondere Richtung eingeschlagen, von der später die Rede sein wird. Aber entschieden gehört zu den ganz allgemeinen, nichts beweisenden Formen, die das Liebeslied annimmt, die Tageliedsituation, die Singer heranzieht: sie ist überall verbreitet, überall in der Welt gilt der Trennungsschmerz der Liebenden nach heimlicher Liebesnacht am Morgen als poetisches Thema.

Könnte Singer mit der arabischen Parallele den hilfreichen Wächter, der die Liebenden warnt und zur Trennung mahnt, erklären — eine Figur im westlichen, von der Provence beeinflussten Tagelied, die noch nicht sicher erklärt ist —, so wäre das allerdings von starker Beweiskraft. Ohne das aber ist die Tageliedsituation schlechthin ohne irgendwelchen Wert, so wenig wie die übereinstimmende Hervorhebung des Leuchtenden, Stern- oder Sonnenähnlichen in der Schönheit der gefeierten Damen oder die Abkehr des frauenverehrenden Dichters am Lebensende von der irdischen zur himmlischen Liebe, oder die Zusammenhänge im Lied zwischen Frühling und Liebe oder schliesslich Züge, die aus einer Hofkunst ganz natürlich entspringen müssen, z. B. das Namenverbot — alles Einzelheiten, die der eine oder andere oder beide Forscher in ihren Arbeiten anführen.

Alle solche Elemente vermögen auch im Zusammenhange mit ernster zu nehmenden Parallelen die wissenschaftliche Untersuchung nur zu erschweren, nicht zu fördern.

Ein paar höchst bemerkenswerte Übereinstimmungen bleiben ganz unleugbar, freilich sind es nur wenige. Natürlich stimmt das gleichzeitige Blühen einer Hofpanegyrik diesseits und jenseits der Pyrenäen nachdenklich. Wirklich auffallend aber ist mir weniger eine gewisse Ähnlichkeit des Frauendienstes, der hier und dort gepflegt gewesen scheint, als vielmehr das Auftreten einzelner, sekundärer Erscheinungen. D. h. das Erstehen einiger bestimmter Gattungen, der Streitgedichte, politischer Dichtung und auch einer eigentümlichen Mischgattung, die Politik und Liebesdinge vereinigt. Den provenzalischen Tenzonen ähnelt eine arabische Gattung, auch die Sirventese haben Entsprechungen und den eigenartigen, aller gedanklichen Einheit baren Sirventes-Canzonen stehen die Qaçîden bei den Arabern gegenüber. Man hat von einer Verwandtschaft zwischen Ottavarima und Zağal gesprochen, man hat Sizilianen mit arabischen Formen verglichen. Nimmt man hinzu, dass es als ausgemacht gelten darf, dass der Name eines so wichtigen Musikinstrumentes

wie der Laute, franz. *luth*, aus dem Arabischen *al'ûd* stammt, freilich erst seit dem 13. Jahrh. im Abendland genannt wird, und dass der Übergang vom distichischen zum strophischen Bau, die Einführung der verschränkten Reimstellung in Andalusien sich zeitlich vor den Trobadors abgespielt hat, so eröffnen sich in musikgeschichtlicher und metrischer Beziehung freilich gewisse Aussichten, die nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Ausserdem scheint sich mir aber nur ein Problem wirklich überragend vor den anderen herauszuheben: die eigentümliche Übereinstimmung zwischen der Stellung der mhd. *merker*, der prov. *guirbaut, guardador* oder *lausengier* und der Stellung des arabischen *raqîb.* Der Späher, der Aufpasser, neidische Lauscher, der den liebenden Trobador beim Gatten und bei den Leuten verdächtigt, begegnet im provenzalischen, wie im französischen, wie im deutschen Minnesang, mit den genannten termini technici belegt, wiederholt. Es ist die Frage, um was es sich bei den Merkern und vor allem bei den *lausengier* eigentlich handelt, ob es ursprünglich und immer nur Rivalen des Trobadors, ob es irgend eine Spezialkategorie von Hofbeamten, ob es überhaupt nur unbequeme Lauscher sind. Trotz Anna Lüderitz' Bemühungen und trotz Wechssler ist noch keine volle Klarheit, auch nicht über mögliche Unterschiede zwischen prov., frz. und dt. Liedern. Schon Wilhelm IX. v. Poitiers spricht von den *guardador* und schilt wie Ovid, freilich etwas anders, auf die *huote,* auf die Bewachung der Frauen. Wechssler bereits zog, von dem Orientalisten Jacob aufmerksam gemacht, den arab. *raqîb,* der in der Dichtung eine ähnliche Rolle spielen soll, vergleichsweise heran. Inwieweit mögen hier wie dort kulturgeschichtliche Unterlagen vorhanden sein? Es mag an dieser Stelle ein Kernpunkt der ganzen Frage liegen. Hier liegt es dem Romanisten und dem Germanisten ob, zu versuchen, genauere Feststellungen zu machen, und ebenso dem Orientalisten. Vielleicht entdeckt man wirklich im Merker eine dem Orient mit den strengen Haremssitten

entstammende Figur. Nach Burdach freilich war die Stellung der arab. Frau in Spanien, das hier zunächst in Betracht kommt, gerade besonders gelockert. — Trotz allem, vorläufig ist mir auch hier ein Zusammenhang zwischen Ost und West nicht wahrscheinlich.

Die Schwierigkeiten für die allgemeine Geltung der arabischen Theorie treten nun bei Betrachtung mancher Einzelheiten höchst drastisch vor Augen. Beide Forscher führen als sehr beweiskräftig an, dass diesseits und jenseits der Pyrenäen die Trobadornovelle in Blüte gestanden habe. Kein Zweifel, dass dies der Fall ist. Aber man muss doch bedenken: die arabische Dichternovellistik gehört, nach den von den Verfassern gegebenen Belegen zu urteilen, dem 6., 7., 8. Jahrhundert an. Dagegen beginnen die ältesten biografischen Aufzeichnungen über die provenzalischen Trobadors erst im Anfange des 13. Jahrhunderts, und das sind noch dazu die, welche am wenigsten novellistischen Inhalt haben. Die phantasiereichen liegen noch später. Bemerkenswert ist auch, dass man diese Aufzeichnungen infolge der handschriftlichen Gestaltung nach Italien, wo zu jenem Zeitpunkt das Interesse an der provenzalischen Dichtung sehr rege wird, verlegen muss. Über diese Tatsachen kann man sich aus Zanders Provenzalischer Prosanovelle oder aus dem vorzüglich informierenden Aufsatz, den Jeanroy im 1. Bande des Archivum Romanicum während des Krieges schrieb, unterrichten —, aber auch andere ältere und bekannte Werke belehren darüber. Die provenzalische Trobadorbiografik fällt in die Zeit, in welcher der prov. Minnesang schon dem Ausklingen nahe ist — mit der Entstehung des Minnesangs, auf die es ankommt, kann man solche späten, merkwürdigen Ähnlichkeiten, die chronologisch betrachtet wahrscheinlich zufällig sind oder höchstens beweisen, dass ex simili simile möglich ist, nicht in Zusammenhang bringen.

Auch die schon besprochene Vermutung über die Herkunft der *chanzo-sirventes* aus der Qaçîde wird sich, obschon sie in der Tat stutzig machen kann, doch kaum halten lassen.

Vossler hat den Versuch unternommen, in der Abhandlung über Marcabrun die Entstehung dieser von Diez getadelten Gattung als ein rein innerlich notwendiges Ergebnis aus dem Werdegang der Trobadorbewegung heraus zu begreifen. Die ersten Stücke der Art begegnen schon bei Marcabrun. Und nun setzt Vossler auseinander, dass die von ihm mit Recht dem *trobar clus* zugeschriebene Unart, die verschiedensten Gedanken — Liebe und Politik — in der festen Form eines Liedes zu vereinigen, dessen Einheit und Zusammenhalt allein im Reimschema und im Musikalischen besteht, zurückzuführen, ist auf das Bestreben nichtritterlicher Trobadors, die sich, da die Geburt es nicht tat, «durch den Kunstwert ihrer Lieder bei feinen Damen und hohen Herren empfehlen» wollten und so zur Künstelei gelangten. «Sämtliche Lieder, deren ideelle Einheit in dieser Weise durchbrochen ist, sind durch das Band der Reime, die durch alle Strophen gleichmässig hinlaufen, wenigstens akustisch zusammengehalten».

Mit einer solchen sicherlich ernst zu nehmenden Ansicht hat man sich jedenfalls auseinanderzusetzen — eine Anmerkung hätte sie bei Burdach wohl verdient —, und die Annahme einer äusseren Entlehnung musste dadurch stark abgeschwächt werden. Besonders wenn man sich die Mühe nimmt, die weiteren beachtenswerten Begründungen Vosslers zu lesen, der sehr richtig an der Spitze der Reihe von rhetorischen und literarischen Wesensäusserungen romanischer Aristokratie wie Petrarkismus, Kultismus, Marinismus, Gongorismus, Preziosismus, Marivaudage, D'Annunzianismus, Futurismus im *trobar clus* und *trobar sotil,* d. h. in der dunklen und spitzfindigen Richtung der Trobadorkunst, deren erstmalige historische Erscheinungsform erkennt.

Burdachs und Singers Methode ist es, durch Zusammenfassung verschiedenartiger und doch ähnlicher literarischer Erscheinungen zweier Kulturkreise zu riesigen Komplexen, in denen hier wie dort nach Bedarf die mannigfaltigsten Tendenzen vorhanden sind, zum Ziele zu kommen. Es lassen sich aus ihnen dann leicht allerhand Zusammenhänge wahr-

scheinlich machen. Das feste literarische Schema mit den galanten, sentimentalen Zügen einer höfischen Huldigungsdichtung, das schon bei den Arabern erstarrt gewesen ist, finde sich bei den Provenzalen — autochthones Wachstum (wie Jeanroy will) halten sie für ausgeschlossen, da schon der älteste Trobador den Minnedienst als Lehensdienst, auf die besungene Herrin übertragen, zeige, da er ferner den *senhal,* den Verstecknamen für die angebetete Dame, besitze. Nun gebraucht der Graf für zwei Damen überdies das für sie wenig schmeichelhafte Bild von den beiden Stuten — es kann für Burdach und Singer nicht zweifelhaft sein, dass es aus der arabischen Poesie stammt, obgleich auch aus der römischen Poesie Vorbilder dafür namhaft gemacht worden sind. Ist es wirklich sehr wahrscheinlich, muss man den Orientalisten fragen, dass Wilhelm während des vielleicht zweijährigen Elends, in das er nach der verunglückten Kreuzfahrt im Orient geriet, mit der schwierigen und überkünstelten arabischen Poesie sich vertraut gemacht hat?

Was feststeht ist, dass jedenfalls äussere Urkunden, auch der dürftigsten Art, für den Zusammenhang des andalusischen Minnesangs mit der provenzalischen Trobadorkunst bisher nicht beigebracht worden sind. Ferner, dass es schwer erklärlich ist, warum die spanisch-galizische Literatur die Trobadorkunst nicht aus erster Hand von den Arabern, sondern vielmehr nachweislich von den Provenzalen empfangen hat. Singer denkt für die Beeinflussung Südfrankreichs an die Zeit, da die Ausdehnung der Sarazenen in Spanien am weitesten nach Norden reichte, also namentlich ans 8. Jahrhundert. Er sieht ja auch bereits im eifersüchtigen Gatten, dem *jaloux,* überhaupt in den *chansons de la mal mariée* arabischen Einfluss. Burdach dagegen hält sich mehr an die Zeit seit dem 11. Jahrhundert, wo eine Verbindung durch arabisch sprechende Christen (Mozaraber), durch Juden und durch die gefangenen Fremden (Slaven), die damals im arabischen Spanien eine gewisse Rolle spielen, hätte möglich sein können.

Kurz und gut, so wenig wie in der Romantik Tagen ist heute ein sicherer Schluss möglich. Die vorsichtige und besonnene Haltung des Grafen Schack, eines gründlichen Kenners der abendländischen wie der östlichen Verhältnisse, bleibt heute noch vorbildlich. Bisher sind alles blosse Vermutungen.

V.

Viele der Erscheinungen, die für die arabische Theorie von ihren Vertretern als beweisend angeführt werden, stimmen nicht schlechter auch zu der Erklärungsweise, die auf dem Boden der Provence bleibt und das Wunder des Minnesangs aus abendländischen Mitteln begreifen will. Das Mittelalter ist an Zukunftsmöglichkeiten überreich gewesen. Germanische und gallische, iberische und ligurische Elemente haben sich mit römisch-hellenistischen, christlichen gemischt, und wer wollte es bezweifeln, dass durch tausend Kanäle, durch das lateinische Buch und durch mündlichen Bericht auch orientalisches Gut dazwischen gekommen ist? Mit dem Buche von Wechssler hat die Vorführung der wichtigsten mittelalterlichen Bildungserlebnisse begonnen, die für die ältesten Trobadors ausschlaggebend gewesen sein können. Er weist u. a. auch nach, wie die geistig dem Trobador ebenbürtige, ja überlegene Frau aus dem allgemeinen Bildungswesen des Mittelalters, das den Mann im Waffendienst, die Frau aber nicht selten literarisch ausbildete, begründet ist. Also wozu an mögliche arabische Verhältnisse denken?

Es ist die Streitfrage aufgetreten, ob Wechsslers Behauptung von der Liebesfiktion richtig ist, wonach also aus dem Dienste des Vasallen erst die Minne geflossen sei und nicht umgekehrt, wie Vossler will, aus der Minne der Dienst entsprang. Tatsächlich ist das Feudalwesen, das juristische Verhältnis also, als solches (nach Flach) wohl zunächst auf ethischer Grundlage entstanden: der Herr stattete den mit Lehen aus, zu dem er Vertrauen und Neigung gefasst hatte, und

umgekehrt hat sich nur, wer persönlich oder aus wohlverstandenem Interesse Achtung und Liebe zu ihm empfand, an den mächtigen, reichen Herrn dienend angeschlossen. Aber ob die gleiche Abfolge auch bei der Übertragung ins literarische Leben zu gelten hat, ist mir nicht sicher. Burdach ist geneigt, die Frage überhaupt als unwichtig anzusehen.

Die energischste Mahnung zur positivistischen Erforschung der Anfänge der Trobadorlyrik hat seit 1909 immer wieder der erbittertste theoretische Feind des Positivismus in der Wissenschaft, Karl Vossler, erhoben. Er hat verlangt, die bisherige von Wechssler und Schrötter geübte Erklärungsweise des Minnesangs aus allgemeinen französ.-deutschen Verhältnissen des Mittelalters aufzugeben und eine Kulturgeschichte der Provence in den wichtigen Jahrhunderten, etwa vom 9.—11. Jahrh., in Angriff zu nehmen. Noch weitere Male, 1910 und 1911, hat Vossler auf diese unumgängliche Vorarbeit, die noch zu leisten ist, hingewiesen. Unter heutigen Umständen muss sie wohl der französischen Wissenschaft vorbehalten bleiben, da ohne die Archive und lokalen Bibliotheken eine erfolgreiche Arbeit schwer denkbar erscheint. Aber schon hat Vossler im Bereich des Zugänglichen allerlei Stichproben zu machen gesucht. Er hat sich darum gemüht, mit Hilfe klassisch-philologischer Untersuchungen festzustellen, in welcher Anzahl Ovidhandschriften im Mittelalter für das südliche Frankreich bezeugt sind, was für Stücke von Properz in den Florilegien gestanden haben. Sein Glaube an einen hohen Stand des südfranzösischen Bildungswesens ist sehr gross — und man erinnere sich an Wechsslers Herleitung der drei Trobadorideale aus antiker Quelle —, er ist bestrebt, etwas von den Schulen der Zeit in Erfahrung zu bringen, die vielleicht die Tradition der berühmten gallischen Rhetorenschulen fortgesetzt haben. Den gekünstelten Stil der Trobadors hält er wie Schrötter «ohne schulmässige Exercitia in der lateinischen Grammatik und Rhetorik in einer noch ungelenken Sprache des Mittelalters» nicht für mög-

lich.[1] Freilich spricht er (gegenüber Wechssler) den Trobadors im Durchschnitt das Vordringen bis zur scholastischen Philosophie, d. h. bis zum Quadrivium, ab. Er findet in Bernarts von Ventadorn Liedern manchen Abglanz der römischen Elegiker, des Tibull und des Ovid, ohne dass er sich freilich im einzelnen immer sicher entscheiden möchte, sondern indem er mit Vorsicht auch auf den überall in der Sprache verborgenen «poetischen Flugsand» Rücksicht nimmt. Aber für das *senhal*, den Versecknamen, geht er nicht wie Burdach und Singer in den Orient, zur Knabenliebe, sondern er bleibt bei der Aufzeigung von Ähnlichkeiten bei Ovid. Für die berühmte, ferne, niegesehene Geliebte des Jaufre Rudel von Blaya, dies romantische Wesen, das Burdach und Singer aus der arabischen Literatur geholt sehen, zeigt er ein bisher nicht beachtetes Analogon auf in Ovids Heroiden XVI, 17 ff.

«So dürfte uns denn» — nach Vossler — «Jaufre Rudel als ein christlicher und mittelalterlicher Paris gelten, der halb scherzend, halb schmachtend, galant und mit religiösem Gefühlston, seine ungenannte Dame als eine neue Helena umwirbt». Bei Friedrich von Hausen, in den Carmina Burana, bei Veldegge, bei Bernart von Ventadorn finden sich in der Lyrik Beispiele für das Eindichten, Einfühlen in berühmte Romanfiguren wie Aeneas, Paris, Tristan, mindestens für ein Sichvergleichen mit ihnen. «Es tritt ein», so lautet eine von Vossler zitierte Bemerkung R. M. Meyers, «was man in literarischen Übergangszeiten oft beobachten kann, was z. B. in der Wertherzeit häufig war: eine Anpassung der Lebenden an die epischen Gestalten. Der Roman will Wahrheit werden, er bemächtigt sich der Leser». — Die Nutzanwendung gegen Burdach, der in der Verbindung zwischen Liebeslied und romantischen Romanhelden etwas Einmaliges, nämlich einen iranisch-hellenistischen Zug sieht und doktrinär nur

[1] Neophilologus III 47—55, wo Sneyders de Vogel von der Beziehung der *planhs* zu den mittellatein. *planctus* und der *partimens* zu den *conflictus* spricht, ist mir noch unzugänglich geblieben. Vielleicht bietet Hierhergehöriges auch Neophilol. IV 358 ff.

fortlaufende Entwicklungslinien erkennt, wo spontane Neuentwicklung näher liegt, ergibt sich ohne weiteres.

Aus der «Inbrunst» der Ovidlektüre, der ihnen «Evangelium der Minne, der Mode und der Kunst» war, will Vossler also erklären. Wenn schon letzten Endes antike Tradition vorliegt, wozu den weiten unnötigen Umweg über die orientalische Literatur? Und ebenso muss man wieder im besonderen Falle fragen, wenn Burdach und wenn Vossler über das Fortleben der Elegie ihre Betrachtungen anstellen.

Aber der Münchner Romanist hat, um sich ein allseitiges Bild von den Anfängen der Trobadors zu machen, auch die Errungenschaften der Forschung von Jeanroy bis Bédier, d. h. das Volkslied und seine Entwicklung, nie aus den Augen verloren. Schon in seiner ersten selbständigen Trobadorabhandlung, in der über Wilhelm von Poitiers, hat er fein, ja überfein und geistreich dem Erdgeruch volksmässiger Kunst nachgespürt, er hat später bei Marcabrun die letzten Reste von «Sprichwörtern, Formeln, Denkgewohnheiten und Gemütszuständen des Volkes» bei nirgends mehr vorhandener volkstümlicher Grundstimmung festgestellt. Bei Bernart v. Ventadorn beschäftigt ihn die Erlernung der Gefühlsweichheit, die in den chansons d'histoire der Frau eignet, durch den Mann im Trobadorlied.

Kurz, wir sehen Vossler mit allseitigem Rüstzeug gerade aufs Zentrum der ganzen Frage lossteuern und wir dürfen ihm, der auf diesem Gebiete selbst vorsichtige Quellenforschung treibt und laut nach weit mehr speziell provenzalischer Kulturforschung als bisher geleistet ist ruft, auch dann Folgschaft leisten, wenn er sich in einzelnen Punkten einmal nur auf seine stark ausgeprägte Intuitionskraft verlässt. Ich meine damit seine vorhin (S. 18) berührte und völlig einleuchtende These von dem ersten Aufleuchten romanischer literarischer Originalität in den Sängern der Provence.

Während in den Arbeiten der letzten Jahre Vossler wie andere Forscher mit dem Urteil, mit neuen Vermutungen über die ersten Anfänge der Trobadorpoesie zurückgehalten hat

— offenbar auf den Kulturhistoriker der Provence wartend, der erst eine sichere Plattform für die Aussprache möglich machen soll —, hat er vor zehn Jahren in der Abhandlung über Wilhelm IX. sich einmal darüber geäusset. Nicht zufällig, meinte er da, sei es, dass am Anfange der Entwicklung in Frankreich, Portugal und Deutschland hohe Herren, wie er, der Herzog v. Aquitanien, der König Denis und ein deutscher Kaiser ständen. In der Herübernahme von Ausdrücken der Lehenssprache, in der Anrede mit *midons* 'mein Herr' an die gefeierte Dame sieht er eine eigene Erfindung Wilhelms, jedenfalls die Erfindung eines auf den Höhen der Menschheit wandelnden Ausnahmemenschen, wie Wilhelm als einer der mächtigsten französischen Fürsten, als Herzog von Aquitanien, gewesen ist. Man erkennt hier, wie diese Anschauung mit seiner anderen im Zusammenhang steht, wonach aus der Minne erst der Dienst geflossen sei. Es lässt sich bei Wilhelm noch richtig Volksliedmässiges finden, daneben stehen die neue Galanterie und — höchst merkwürdig — bereits übermütig burleske Elemente, die das neue Ideal verspotten. Aus diesem gemischten Charakter seiner Kunst und aus dem Zusammenhang, in den man sie mit seiner hohen sozialen Stellung bringen kann, lässt sich so Wilhelm v. Poitiers vielleicht als der geniale Erfinder der Trobadorkunst beurteilen, wie denn wirklich vor ihm die Geschichte uns keinen älteren Trobador nennt.

Kurz zusammengefasst sind die wichtigsten Anschauungen hinsichtlich der Anfänge der Trobadorlyrik folgende:

Diez sagte, in Wilhelms von Poitiers Liedern liege die gesamte Trobadorkunst wie im Keime vorgebildet. Ein vorsichtiges Urteil, dessen Richtigkeit nicht zu bestreiten ist.

Der beste Kenner der ältesten Lyrik Frankreichs ist, nachdem Gaston Paris tot ist, Jeanroy. Er ist auch Herausgeber des ältesten Trobadors. Seine Hypothese, die er noch 1913 aufrechterhalten hat, und die den philologischen Tatsachen Rechnung trägt, aber nichts Zwingendes hat, besteht in der Annahme einer Trobadortradition, in die Wil-

helm IX. bereits eingetreten sei. Die auffallende Tatsache, dass der Graf von Poitiers nicht poitevinisch, sondern in limusinischer Mundart mit geringen Abweichungen dichtet — also nicht in einem nordfranzösischen Dialekt, wie man seiner Herkunft nach erwarten sollte, sondern in einem südfranzösischen Dialekt —, sie spricht freilich für eine gewisse literarische Tradition, der er gefolgt ist. Unerwiesene Behauptung bleibt es aber, dass diese limusinische literarische Tradition, die etwa mit der älteren ritterlich gefärbten Volksdichtung in Zusammenhang stand, schon Trobadorcharakter trug, d. h. Frauendienst und den damit zusammenhängenden Apparat enthielt. Vossler — im Einklange mit Suchier — glaubt daran nicht und sieht das Trobadormässige in Wilhelms Dichtung wohl mit Recht aus dessen eigener Persönlichkeit erwachsen. Burdach und Singer wollen wieder auf ein festes, viel älteres Schema hinaus, aber greifbare Übergänge von der andalusisch-arabischen zur provenz.-limusinischen Poesie haben sie nicht ermittelt [1].

Halle (Saale), z. Zt. Madrid.

Privatdoz. Dr *Werner Mulertt.*

[1] Erst während der Korrektur habe ich in Madrid auf der Nationalbibliothek Julian Riberas Anschauungen durch eigene Lektüre seiner Antrittsrede in der spanischen Akademie (1912 Imprenta Ibérica) kennen gelernt. Ribera weist nach, wie (besonders hinsichtlich des Ternars, der drei gleichreimigen, aufeinanderfolgenden Verse) auffällige Übereinstimmungen zwischen der Kunst Wilhelms IX. und seiner Nachfolger einerseits und der Ibn Quzmâns andererseits bestehen, aus dessen Cancionero (Anfang des 12. Jahrh. Córdoba) er eine alte romanische Volksdichtung in Andalusien erschliessen möchte. Trotz der Gelehrsamkeit seiner Ausführungen, die sehr weit ausholen, ist nicht die geringste Sicherheit für die Hypothese, die sich lediglich auf einige überraschende formale Ähnlichkeiten aufbaut, erbracht. — Das System der spanisch-muselmanischen Volkspoesie soll nach Ribera in orientalischen Literaturen weite Verbreitung erlangt haben. Also bei Ribera nicht wie bei Burdach ein hellenistisch-orientalischer Ausganspunkt, sondern ein spanisch-muselmanisches, dazu volkstümliches Literaturzentrum.

George Bernard Shaw: Oscar Wilde

in memoriam.

Les «Souvenirs» d'Oscar Wilde, depuis un certain nombre d'années, se multiplient. La magistrale biographie de M. Frank Harris à peine parue[1], quelques pages d'impressions personnelles d'une plume non moins habile, sinon aussi autorisée — celle de M. George Bernard Shaw — viennent s'y ajouter en guise de commentaire ou de supplément. Ceux parmi les lecteurs des *Neuphilologische Mitteilungen* qui sont aussi des admirateurs d'Oscar Wilde ne m'en voudront pas de leur signaler l'intérêt exceptionnel de l'étude du célèbre dramaturge irlandais sur son infortuné confrère.

La publication de cette étude demande un mot d'explication. M. Frank Harris ayant envoyé à M. Shaw un exemplaire de son livre, celui-ci l'en remercia par une longue lettre, qui est, en même temps qu'une appréciation générale, un rapport détaillé des rencontres de M. Shaw avec Wilde. Cette lettre-critique, jointe en préface à la deuxième édition de l'ouvrage de M. Harris, M. Shaw la mit à la disposition de l'éditeur des «Cahiers Britanniques et Américains», M. Georges-Bazile, qui vient de la faire publier en volume avec une traduction française d'*Une Tragédie Florentine* et de *La Sainte Courtisane*[2]. Le nom de M. Georges-Bazile n'est point inconnu aux amis français d'Oscar Wilde. Traducteur des *Pensées*, des *Poèmes en Prose*, de *L'Origine de la Critique Historique*, auteur d'une excellente étude sur l'homme et l'écrivain, il peut se vanter d'avoir contribué plus qu'aucun autre peut-être, en ces dernières années, à faire apprécier à leur juste valeur les œuvres de Wilde par ce public français si exclusif en matière de goût et peu accueillant aux notoriétés étrangères. Les dévoués de Wilde, en France et ailleurs, sauront encore gré

[1] Frank Harris, *Oscar Wilde: His Life and Confessions*, New York 1916.

[2] Oscar Wilde, *Une Tragédie Florentine*, etc., «Les Cahiers Britanniques et Américains», Georges-Bazile, éd., Paris, 1918. Prix: 3 francs.

à M. Georges-Bazile de leur avoir rendu accessible, sous une forme avenante et commode, la «Lettre à Frank Harris».

Les relations entre deux hommes célèbres, alors même qu'elles se réduisent à un rapprochement purement intellectuel, ont parfois ce mérite qu'elles mettent en saillie, chez l'un ou chez l'autre, certains traits auxquels, sans cela, nous n'aurions prêté peut être qu'une attention bien distraite. Les rapports mutuels de M. Bernard Shaw et d'Oscar Wilde, pour peu assidus ou cordiaux qu'ils aient été, ne laissent pas d'intéresser vivement les curieux. Irlandais tous les deux, débordant de cette vivacité pétulante où se trahit assez souvent le tempérament de leur race, écrivains d'une verve brillante et paradoxale recherchant les jeux d'esprit ingénieux, l'imprévu pittoresque de la phrase, ces deux hommes n'ont eu l'un pour l'autre qu'une estime bien froide, que des éloges aussi rares que réservés. Rien, entre eux, de cette congénialité profonde, de ces contacts subtils et prolongés des âmes d'où naissent les sympathies véritables et fécondes en inspirations. C'est à peine qu'ils s'étaient jamais vus: une douzaine de fois au plus. De ces rencontres, la première en date n'est mémorable que pour l'amusant *snap-shot* que nous donne à ce propos M. Bernard Shaw de Sir William Wilde, le père d'Oscar. Ce personnage peu rassurant, qui joignait à des mœurs détestables de rares qualités d'intelligence, avait, paraît-il, la réputation d'être un des hommes les plus sales de l'Irlande. Il ne s'en démentit pas à l'occasion dont nous parlons. C'était à un concert à Dublin. Tout le monde était en habit de soirée, y compris le Lord Lieutenant entouré de ses courtisans. Lady Wilde, qui affectionnait les parures éclatantes, trônait là magnifiquement à côté de son mari, qui se faisait remarquer, comme partout, par sa mise négligée et son extérieur crasseux. M. Shaw, tout jeune à cette époque, se souvient encore de ce contraste piquant: «Wilde était habillé en brun saupoudré de tabac; et comme il avait une sorte de peau qui ne paraît jamais propre, il produisait l'effet dramatique d'être, auprès de Lady Wilde (en pleine splendeur), comme

Frédéric le Grand, au-dessus du Savon et de l'Eau, de même que son nietszchéen de fils fut au-dessus du Bien et du Mal». M. Shaw nous raconte sur Sir William Wilde un autre souvenir personnel qui ne manque pas d'humour. Son père, qui avait un strabisme, s'étant adressé à Sir William pour l'en défaire, celui-ci, qui était considéré comme un des premiers oculistes du temps, le supprima si radicalement que le patient loucha de l'autre côté pour le reste de sa vie.

S'étant ainsi effleurés dans leur adolescence, Oscar Wilde et M. Shaw ne devaient plus se revoir qu'après de longues années et rarement. Et à toutes ces entrevues, à une seule près, il y eut entre eux une gêne bizarre et insurmontable. C'est M. Shaw lui-même qui nous le dit : «Nous restâmes l'un et l'autre effroyablement sur nos réserves; et cette étrange difficulté subsista entre nous jusqu'à la fin, même lorsque nous ne fûmes plus de simples novices encore enfants et étions devenus des hommes du monde avec beaucoup d'adresse en matière de relations mondaines». Et pourquoi cette attitude de réserve polie, ce manque de cordialité et d'aisance, cette impossibilité de s'entendre et s'aimer? S'étaient-ils trop bien devinés? Sentaient-ils vaguement que, auteurs de drames ou d'essais, hommes du monde et beaux parleurs, ils devaient leurs succès auprès du public à des qualités d'esprit, à des procédés littéraires en somme trop pareils pour que, jaloux de leur indépendance, ils n'eussent point quelques raisons de se tenir prudemment à l'écart l'un de l'autre? Ou bien question de tempérament? Une de ces antipathies instinctives et profondes que ne parviendra à effacer aucune communauté d'intérêts ou de profession? C'est ce que nous laisse deviner M. Shaw: «. . . je n'étais en aucune façon prédisposé à l'aimer: il était mon compatriote et un parfait spécimen de la sorte de compatriotes que je haïssais le plus, à savoir: le snob de Dublin. Son charme irlandais, qui appelait aux Anglais, n'existait pas pour moi; et, dans l'ensemble, on peut dire en sa faveur qu'il n'attira jamais de moi un regard qu'il ne gagnât pas lui-même». De son côté Wilde, qui était bien une

créature «au-dessus du Bien et du Mal» et qui se jouait si superbement de la Vie, n'avait-il pas dû trouver de mauvais goût le doctrinarisme de M. Shaw et s'irriter parfois de ces allures de bourgeois pédant et raisonneur qui le proclamèrent, de l'avis de certains, un prophète de cette *middleclass* puritaine tant détestée par Wilde? On cite d'ailleurs un mot de Wilde sur M. Shaw qui le montre bien averti sur la vraie nature de l'hilarité un peu raide et des plaisanteries parfois forcées de ce dernier[1]. Il savait qu'en dépit de ses grimaces M. Bernard Shaw était un personnage essentiellement grave, peu ouvert à la gaîté facile et libre, et que les enchantements de l'Art avaient moins de prise sur cet esprit ergoteur et sobre que les préoccupations d'hygiène sociale. M. Frank Harris lui ayant demandé un jour s'il n'était pas d'avis que Shaw, après tout, «resterait quelqu'un», Wilde lui répond, «avec un sourire malin»: «Yes, Frank, a man of real ability but with a bleak mind. Humorous gleams as of wintry sunlight on a bare, harsh landscape. He has no passion, no feeling, and without passionate feeling how can one be an artist? He believes in nothing, loves nothing, not even Bernard Shaw, and really, on the whole, I don't wonder at his indifference».

Un jour ils se rencontrèrent à un meeting où Shaw parla du socialisme et où Wilde harangua également le public. Nous sommes moins surpris que M. Shaw lui-même d'apprendre que le speech qu'il fit à cette occasion aurait donné à Wilde l'idée d'écrire son très remarquable essai *L'Ame de l'homme*. Ce ne fut pas la seule fois qu'il usa du prétexte que lui fournirent les vues énoncées, à propos de n'importe quoi, par un autre pour se lancer, avec sa verve coutumière, dans des variations d'une audace éblouissante sur un thème analogue ou identique. Il y avait en lui un esprit de contradiction plein de subtilité et qui ne reculait devant aucune hardiesse de la pensée. On l'a qualifié de sophiste; il l'était,

[1] Frank Harris, *Oscar Wilde: His Life and Confessions*, p. 476.

au sens antique de ce mot, qui n'implique pas nécessairement une réprobation. Il en avait la vanité, la parole élégante et facile, les goûts éclectiques. Jaloux de sa réputation d'exquis lettré et d'ingénieux dialecticien, il profitait de toute occasion pour mettre en jeu une intelligence affinie et souple — jamais plus heureux que lorsqu'il plaidait, contre l'opinion reçue et en face même de l'évidence, telle doctrine jugée dangereuse ou osée. Les succès d'un autre l'excitaient à mieux faire encore, à étonner davantage, à tenter l'impossible. Extrême en toutes choses, il enchérissait sur toute idée nouvelle et hardie. Il affectait de parler de telle d'entre ses œuvres, roman ou drame, comme née d'une gageure : artiste par vocation et de tempérament, il le fut encore par émulation et jactance. Il ne se sentait l'envie de créer que sous l'aiguillon du contact d'un autre moi, et c'est à travers ces rencontres-là que se fait son apprentissage littéraire et qu'il poursuit l'expression de son génie protéen et pervers. La genèse de ses livres, c'est un peu l'histoire de ses lectures (ajoutons : de ses conversations). Quelles que soient leur unité artistique, leur originalité essentielle de ton et de style, c'est toujours d'un autre que lui en vient l'idée première, le germe fécondateur. L'histoire littéraire ne connaît pas de plus extraordinaire exemple d'un œuvre en apparence tout d'imitations et d'adaptations, et d'où pourtant se dégage une personnalité curieusement vivante, originale, puissante même, par l'éclat d'un prestigieux talent.

Il n'y a donc rien de si étonnant à ce que cet esprit agile et si prompt à s'impressionner ait trouvé dans une phrase jetée fortuitement par un autre de quoi lui suggérer les méditations un peu décousues mais admirablement nuancées qui se lisent sous ce titre, plutôt vague, «*L'Ame de l'homme*» ; ni encore à ce que la conception de la vie que traduit ce petit traité diffère fondamentalement de celle professée par M. Bernard Shaw. Ici encore, un mot a suffi pour lui arracher son cri de défi, pour le mettre en branle. Ici encore, c'est une idée quelconque lui venant d'ailleurs qui a fait jaillir

tout ce qu'il y avait en lui d'ironique mépris pour la mentalité bourgeoise et les schibboleths de partis, d'arrogance aussi et d'envie de contradiction.

En une occasion du moins la rencontre des deux hommes fut pleinement heureuse. Ils se trouvaient tous les deux à une exposition navale à Chelsea — sans trop savoir pourquoi, paraît-il. L'inattendu de ce tête-à-tête établit-il entre eux comme une entente moqueuse et tacite et les fit-il départir, un instant, de leur réserve habituelle? L'heure fut-elle propice aux ouvertures courtoises? Les trouva-t-elle d'humeur accommodante ce jour-là? Toujours est-il que, poussé par on ne sait quel élan de confiance ou désir de plaire et d'étonner, Wilde se prit à réciter une de ces anecdotes si savamment élaborées où se plut son humour pittoresque et narquois, et qui laissèrent, dans l'âme des auditeurs, un si étrange et troublant souvenir. Ce fut la première et la seule fois que M. Shaw eut l'expérience de son incomparable don de conteur, et comme tant d'autres il en subit le charme et en goûta les effets soigneusement préparés. «Wilde et moi, dit-il, nous nous entendîmes extraordinairement bien en cette occasion. Je n'avais pas à parler, mais à écouter un homme contant des histoires beaucoup mieux que j'aurais pu le faire . . . et je compris pourquoi Morris, qui se mourait lentement, préférait une visite de Wilde à toute autre, comme je comprends pourquoi vous Harris dites dans votre livre que vous aimeriez mieux voir Wilde revenir que tout autre ami auquel vous avez jamais parlé . . .»

Il était écrit que M. Bernard Shaw et Oscar Wilde se reverraient encore une fois, et dans des circonstances autrement graves. Ce fut à la veille du scandaleux procès intenté par Wilde au marquis de Queensberry, le père du jeune Lord Douglas. Les avertissements n'avaient point manqué pour le dissuader de cette démarche insensée à laquelle l'amenaient fatalement les hasards d'une cruelle guerre de famille et sa propre faiblesse, qui ne savait rien refuser aux caprices et folies d'une amitié plutôt louche. M. Frank Harris lui en

avait prédit les suites avec une lucidité remarquable. Ce fut en vain. En ces jours tragiques, où une conduite à la fois prudente et ferme aurait sauvé au moins les apparences, Wilde, à la consternation de ses amis, se révèle indécis, vacillant, sottement complaisant. Il n'a de brèves velléités de courage et de bon sens que pour subir de nouveau l'ascendant d'un inspirateur peu scrupuleux. M. Harris nous a laissé une relation circonstanciée de cette entrevue, un jour de février, où se décida, dans l'encadrement banal d'un restaurant populaire, le sort du malheureux poète. Il nous a peint, en traits à la fois précis et suggestifs, l'angoisse mal dissimulée du pauvre Oscar effarouché de l'aspect menaçant qu'avait pris son affaire, hésitant encore, mais déjà à moitié convaincu par Harris, qui l'adjura de quitter le pays et d'abandonner ses projets de poursuites judiciaires; puis Douglas se levant de table, «sa petite figure blanche et venimeuse décomposée», furieux qu'on osât contrecarrer ses plans, et entraînant avec lui Wilde, qui, par un étrange revirement d'humeur, reprocha en partant au Harris stupéfié sa «déloyauté» et ses mauvais conseils. On ne peut se défendre de penser, en méditant ces pages d'une lecture si émouvante, que Wilde était une nature foncièrement faible, aisément menée par quiconque savait flatter ses passions et ses instincts de snob, et qui ne saurait être tenue responsable, dans une pleine mesure, de certaines décisions qui eurent sur sa vie une influence si désastreuse. M. Bernard Shaw, qui fut présent à ce rendez-vous, nous en rapporte un détail qui montre combien Wilde était chatouilleux en sa qualité d'artiste. «A cette occasion, il n'était pas trop préoccupé par son danger pour être dégoûté de moi parce que, après avoir loué hautement ses premières pièces, je l'avais trahi pour *The Importance of being Earnest*». De cette pièce, qu'il jugeait «essentiellement haineuse» quoique «très drôle», M. Bernard Shaw avait en effet publié une revue, où il risqua la conjecture que c'était un hachis ou ouvrage de jeunesse fourbi pour l'occasion par M. Alexandre, qui en avait les droits de représentation. Il demanda à l'auteur s'il

s'était trompé. Cette supposition injurieuse fut très mal accueillie par Wilde, qui déclara avec hauteur que Shaw l'avait «désappointé». Le «désappointement» de Wilde paraît assez explicable: pour une fois, le critique avisé que fut M. Shaw manqua singulièrement de perspicacité. Comment n'a-t-il pas reconnu, sous l'impertinence étudiée d'une Lady Bracknell ou d'un Algernon Moncrieff, la mentalité déjà formée et mûre d'où procèdent les cynismes peu voilés de *Dorian Gray*, les ingénieux blasphèmes des *Poèmes en Prose*, l'érotisme forcéné et éclatant de *Salomé*? . . .

Ajoutons qu'après la condamnation de Wilde, M. Shaw ébaucha une pétition (dont les circonstances empêchèrent la publication) pour sa mise en liberté et que, plus tard, il «se fit un point d'honneur» de lui envoyer des exemplaires dédicacés de ses ouvrages, marque de courtoisie que lui rendit scrupuleusement Wilde.

On sait, d'après les faits rapportés par M. Sherard et Harris, à quel point l'infortuné Oscar fut «l'enfant de ses parents», et combien l'héritage moral que lui transmirent une mère extravagante et un père vicieux lui fut lourd à porter. Nous n'insisterons pas. Si nous rappelons ce détail, ce n'est que pour signaler l'hypothèse curieuse qu'émet à ce propos M. Shaw, animé sans doute d'une intention charitable. Revenant à Lady Wilde, il s'exprime ainsi : «. . . il existe une maladie appelée gigantisme, causée par 'un certain processus morbide dans l'os sphénoïde du crâne. . . le résultat est en certains cas l'acromégalie qui se manifeste principalement en une extension des mains et des pieds'. Je n'ai jamais vu les pieds de Lady Wilde, mais ses mains étaient énormes et n'allaient jamais droit à leur but quand eller prenaient quelque chose, mais tâtonnaient. Et le déploiement gigantesque de sa paume était reproduit dans sa région lombaire. Or Wilde était un homme trop grand, d'une grandeur qui n'était pas tout à fait normale et qui faisait que Lady Colin Campbell, qui le haïssait, l'appelait 'cette grande chenille blanche'. . . Et bien, j'ai toujours soutenu qu'Oscar était un géant au sens pathologique

et que ceci explique une grande partie de sa faiblesse». Nous citons cette opinion pour ce qu'elle vaut. Il est juste de reconnaître que, si Wilde fut cruellement houspillé dans la vie par une société dont il n'était peut-être pas, tout compté, un membre trop indigne, des tentatives généreuses n'ont pas manqué, après sa mort, sinon de le disculper entièrement, du moins de trouver pour son crime des excuses ou des circonstances atténuantes.

Ce qui, chez Wilde, rebuta surtout M. Shaw, ce fut son snobisme. Et il faut l'avouer: les blâmes très sévères que formule à cet egard M. Shaw ne sont que trop justifiés. Wilde arbitre d'élégances et porte-parole de préjugés mondains est une figure peu faite pour évoquer des sympathies posthumes. Nous ne parlons pas ici de ces extravagances légèrement charlatanesques, mais après tout innocentes, vers lesquelles l'entraînait son besoin de réclame. Mais il y avait, dans les poses outrées dont se revêtait quelquefois sa vanité d'«homme du monde», un élément d'ostentation vulgaire qui jurait étrangement avec son indéniable distinction dans le domaine purement intellectuel et qui l'amoindrit comme personnalité et comme écrivain. Est-il besoin de rappeler ici ces mille bravades, ces propos insolents dont il est bien permis aujourd'hui de savourer l'humour plus ou moins inconscient, mais qui éveillèrent contre lui tant d'hostilités et de préventions? — ce ton hautain qu'il affectait de prendre avec d'autres écrivains qui n'étaient, à ses yeux, que de simples professionnels? — son dédain, si imprudemment affiché à tout propos, de ces qualités de sagesse pratique, d'énergie et de persévérance qui sont le fort même de la nation à laquelle il appartenait de langue, sinon de race? — toutes ces allures de dandy et d'esthète, enfin, qui froissèrent les délicats et éloignèrent de lui les gens sérieux, dont le support moral lui eût été précieux, au jour d'épreuve? Tout cela, à la longue, fit autour de lui un isolement dont il fut trop lent à s'apercevoir et qui, à la fin, lui devint fatal. M. Shaw le dit en termes excellents: «Le vulgaire le haïssait pour ses moqueries; et les

hommes vaillants envoyaient au diable son impudence et l'écartaient. C'est ainsi qu'il resta avec une bande de satellites d'un côté, avec ça et là un homme d'assez de talent et de personnalité pour commander son respect, mais entièrement sans ce corps réconfortant de connaissances parmi les hommes ordinaires dans lequel un homme doit se mouvoir comme un homme ordinaire lui-même . . .C'est la sorte de folie qui ne dure jamais chez un homme de l'habileté de Wilde; mais elle dura assez longtemps pour empêcher Oscar de poser la moindre base sociale solide». Ajoutons que, dans une note marginale, M. Frank Harris attribue l'isolement moral de Wilde, plus encore qu'à son snobisme, à sa supériorité intellectuelle et à son attachement aux choses de l'esprit: «La raison pour laquelle Oscar . . . ne put poser de base sociale solide en Angleterre, ce fût, à mon avis, ses intérêts intellectuels et sa supériorité intellectuelle sur les hommes qu'il rencontra. Il n'est personne qui, ayant un beau cerveau consacré aux choses de l'esprit, soit capable de poser des bases sociales solides en Angleterre. Shaw, lui-même, n'a aucune base sociale solide dans ce pays-là». Et, en effet, qui oserait nier, connaissant un peu les hommes, qu'en dépit de sa frivolité et pour crapuleux que parussent certains penchants de son être mal équilibré, Oscar Wilde ne fût aussi, à sa guise, un martyr de cet amour ardent de l'Idéal qui, par l'éclat même de sa belle singularité, semble désigner ses dévoués au mépris du vulgaire?

M. Shaw a un mot admirable de bon sens et d'équité. «Le monde, dit-il, a été, par certains côtés, si injuste envers lui [Wilde] qu'il nous faut prendre garde de ne pas être injuste envers le monde». La génération qui jugeait le pauvre Wilde avec tant de rigueur aurait pu en effet alléguer au moins quelques prétextes en défense de son attitude peu bienveillante. Nous venons de souligner la répercussion fâcheuse qu'eurent certains de ses discours ou gestes de prétendu mondain. L'auteur nous rappelle une autre faiblesse de Wilde qui entache, plus ou moins, toute son œuvre littéraire. Nous

voulons parler de cette présomption qui le poussait à discourir et à écrire, avec un faux semblant d'autorité, sur des choses dont il n'avait qu'une connaissance fort rudimentaire. Ses débuts de conférencier d'art furent de mauvais augure. Doué, pour tout ce qui touchait à sa passion véritable, les Lettres, d'un jugement affiné et d'une intuition rarement en faute, il ne fut, comme critique de peinture ou initiateur d'une nouvelle méthode de «décoration domestique», qu'un plagiaire adroit possédant à fond l'art si distingué du 'bluff'. En fait de musique, la compétence du bon Oscar fut aussi minime. Citons, à ce sujet, les justes remarques de M. Shaw: «Il pouvait faire de l'esprit sur l'art comme j'en pourrais faire sur la mécanique; mais ça ne sert à rien lorsqu'il vous faut attirer et retenir l'attention et l'intérêt de gens qui aiment réellement la musique et la peinture. Oscar fut donc handicapé par un mauvais départ et obtint une réputation d'esprit superficiel et d'insincérité dont il ne se releva jamais que trop tard».

L'affreux drame par où se conclut cette carrière si brillante et si riche encore en promesses est trop bien connu en tous ses détails pour que M. Shaw ait tenu à en redire les péripéties ou à en dégager de nouveau la morale. Il n'en rapporte qu'un incident — des plus curieux, d'ailleurs — narré tout au long dans le livre de M. Frank Harris. On sait que dans l'intervalle entre le deuxième et le troisième et dernier procès, c'est-à-dire en mai 1895, Wilde se trouvant alors en liberté provisoire sous caution, M. Harris avait tout fait pour le persuader de quitter le pays et ainsi se soustraire à une condamnation qui paraissait certaine. Il avait à cette fin loué un yacht à vapeur qui resta plusieurs jours sous pression sur la Tamise, non loin de la capitale; un coupé attelé de deux bons chevaux devait les y conduire secrètement. Tout était prêt pour la fuite, et M. Harris se mit en devoir d'obtenir le consentement d'Oscar. Nous renvoyons le lecteur au récit que nous a laissé M. Frank Harris de cette scène d'une pénétrante mélancolie: il est d'un maître. Les deux amis, sor-

tant d'un dîner d'intimes, se promènent à pas lents par la belle nuit d'été. Wilde, contrairement à son habitude, est d'humeur sombre; il se laisse entraîner, sans trop y faire attention, vers la voiture qui les attend dans une rue déserte. Harris prend la parole, se fait éloquent, pressant, esquisse les étapes du petit voyage: l'embouchure de la Tamise au clair de lune, la brève traversée nocturne, le déjeuner à Boulogne ou à Dieppe, un dîner pris à l'aise aux Sables d'Olonnes, où il n'y aura «pas un seul Anglais et où, même en mai, le soleil règne du matin au soir» — à moins qu'Oscar ne préfère dîner à la bourgeoise sur la terrasse ombragée d'un petit restaurant au bord de l'eau, «en regardant s'élargir sur les flots la traînée argentée de la lune»... Mais Oscar, au grand étonnement de son ami, oppose à ces perspectives alléchantes un refus catégorique: il ne peut pas, il s'est laissé prendre à un piège et n'a qu'à attendre la fin. L'autre insiste, tour à tour emporté et caressant, il épuise tous les arguments que lui suggère une amitié loyale et désintéressée. Mais arguments et flatteries ont aussi peu de prise les uns que les autres sur cette âme qui semble avoir pris une décision irrévocable et qui, pour une fois, se montre ferme. Wilde refuse obstinément — pour des raisons «conventionnelles», dit M. Bernard Shaw. Pour des motifs infiniment plus compliqués, croyons-nous, où il y avait, si l'on veut, de la conventionnalité et un peu de poltronnerie peut-être, mais aussi et surtout de la résignation, une lassitude énorme de la vie et de lui-même, et — osons l'affirmer — la conscience de ce qu'il devait à son nom et à sa qualité d'Irlandais, enfin, et sans aucun doute, de la loyauté envers les deux hommes qui s'étaient portés ses garants et que sa fuite aurait, sinon ruinés, au moins jetés dans des embarras très sérieux. Pourquoi M. Shaw veut-il absolument que sous ce refus entêté de Wilde il n'y eût point quelques scrupules d'honnête homme, alors qu'il veut bien admettre que, dans ses écrits, Wilde n'apparaît pas comme un «esprit vil»? — ou encore quelques bribes de cet «orgueil hautain et infatué à ne point vouloir battre

en retraite» dont il parle ailleurs? Cédant à son goût de l'épigramme il va même jusqu'à s'écrier avec emphase que «jamais il y eut un homme moins *hors la loi*». M. Shaw en est-il bien sûr? Wilde lui-même ne partageait point cette opinion: «I am a born antinomian. I am one of those who are made for exceptions, not for laws» (*De Profundis*). Cette affirmation nous paraît plus convaincante que la théorie plutôt simpliste de M. Shaw. Comment se méprendre, en effet, chez ce fils d'une poétesse révolutionnaire entachée de mégalomanie et d'un homme de talent dont l'immoralité fut proverbiale, sur l'instinct de bravade et de perversité qui s'ingéniait à saper, par des moqueries subtiles et une dialectique captieuse, la morale établie et les institutions consacrées et qui, traduit dans la langue de la passion, finit par faire de lui justement un 'hors la loi', un paria? Il est étrange de lire que l'inconventionnalité d'un tel homme, qui ne fit point un mystère, d'ailleurs, de l'espèce d'exaltation voluptueuse qu'il goûtait à ce jeu dangereux, ne serait que «la pédanterie même de la convention».

Quoi qu'il en soit, arrivé à ce point, M. Shaw juge le moment propice à un résumé de ses impressions sur Wilde et son œuvre. Il nous prévient que ce résumé sera «beaucoup plus sévère» que celui de M. Harris. A dire vrai, nous n'en doutions pas. Comment, s'il vous plaît, en faisant le bilan du pour et du contre de l'affaire, M. Shaw s'arrangerait-il bien de cet amour lequel, selon un mot de M. Frank Harris, est «la seule clef de la personnalité» d'un autre? Tout en professant pour le talent littéraire de son homme une admiration dont nous ne voulons pas mettre en doute la sincérité, il se montre à l'égard de ses défaillances civiques et ses faiblesses personnelles d'une sévérité à peine adoucie par des considérations d'ordre médical («gigantisme» héréditaire d'Oscar). Wilde ne fut «ni sobre, ni honnête, ni industrieux». Et ce sont là des défauts fort damnables, auprès desquels ses qualités d'imagination et d'esprit n'auront constitué, aux yeux du portier céleste, qu'un titre d'admission bien méprisable.

«Je suis sûr, dit M. Bernard Shaw plaisamment, qu'Oscar n'a pas trouvé les portes du Ciel fermées; il est un trop bon compagnon pour qu'on l'en eût exclus. Mais il n'aura certainement pas été accueilli par la parole: 'Toi, bon et fidèle serviteur'. La première chose que nous demandons à un serviteur, c'est un témoignage d'honnêteté, de sobriété et d'industrie, car nous découvrons bientot que ce sont là choses rares et que les génies et les gens spirituels sont aussi communs que les rats». Espérons, en effet, qu'au jour de la confrontation suprême le pauvre Oscar aura été gracieusement dispensé de ces témoignages de vertus bourgeoises qu'après tout il n'était pas à même de fournir. Mais où diable M. Shaw a-t-il vu pulluler ces beaux génies et gens d'esprit dont il fait si peu de cas? Toute cette caractéristique de M. Shaw se ressent du préjugé anglais à l'égard des artistes et de ceux qui s'adonnent à des poursuites purement intellectuelles. Ce n'est pourtant pas un mérite tellement extraordinaire que d'être «honnête, sobre et industrieux», puisqu'il faut bien que nous soyons tous un peu cela, alors que le génie est un accident aussi rare au monde que le saint ou le héros vrai et, comme eux, infiniment plus précieux en soi que n'importe quel nombre de médiocrités anonymes dont l'inglorieux privilège est de n'être point des canailles.

Là-dessus, M. Shaw procède à nous portraiter la figure de ce qu'aurait pu être, aux yeux de la postérité la plus prochaine, un Wilde mort respectablement à la veille de l'affaire Queensberry, un Wilde, donc, qui n'aurait écrit ni la *Ballade* ni *De Profundis*. «On se rappellerait encore Oscar, lisons-nous, comme un homme d'esprit et un dandy et il aurait eu sa niche à côté de Congreve dans le théâtre. Un volume de ses aphorismes aurait pu tenir une place méritée sur un rayon de bibliothèque à côté des *Maximes* de La Rochefoucauld. Nous n'aurions pas eu la *Ballade de la Geôle de Reading* ni le *De Profundis*; mais il aurait toujours été une figure considérable dans le Dictionnaire de Biographie Nationale et on l'aurait lu et cité ailleurs que dans la salle

de lecture du British Museum». Nous admettons l'entière bonne foi et la justesse présumable de cette peinture, qui, d'ailleurs, n'est imaginaire que par ce qu'elle exclut ou estompe. Ce que nous n'acceptons pas c'est que M. Shaw (et ici surtout) fasse mine d'ignorer tout ce qu'ajoutaient de distinction et d'intensité, voire de grandeur, à cette physionomie d'écrivain, les traits mêmes qu'il nous priait de supposer comme — momentanément — non existants. Quelque précieux que nous soient, à titre documentaire, les deux ouvrages en question, c'est surtout en leur qualité d'œuvres d'art qu'ils réclament notre admiration. Sans eux, l'importance littéraire de Wilde serait d'autant plus bornée que l'histoire de sa vie intime se trouverait, sur des points décisifs, énigmatique et fragmentaire. De cela pas un mot chez M. Shaw, qui se contente, à défaut d'une évaluation esthétique, d'indiquer brièvement le témoignage que fournissent ces deux ouvrages sur les dispositions morales de leur auteur. Ainsi il appert que c'est «tout à l'avantage d'Oscar» que, dans *De Profundis*, il ne peut parler de sa propre part individuelle dans la souffrance «avec conviction ou sympathie», tandis que dans la *Ballade* il montre qu'il «pouvait s'apitoyer sur les autres quand il ne pouvait s'apitoyer sérieusement sur lui-même», etc.

Insisterons-nous sur ce qu'une telle appréciation comporte au fond de réserves tacites et d'indifférence réelle? Tout admirable qu'elle soit, comme analyse et observation, la lettre-étude de M. Shaw ne nous apparaît pas, ainsi qu'à M. Georges-Bazile, comme «une des plus jolies pages de critique littéraire sur l'œuvre de l'auteur de *Salomé*». Et si nous n'allons pas jusqu'à en contester la «valeur exceptionnelle», c'est que cette écriture, de mérite inégal et parfois contestable, lorsqu'il s'agit de Wilde, nous semble, au contraire, d'une vérité frappante en tout ce qui regarde M. Bernard Shaw. En effet, il n'a manqué à celui-ci qu'une seule chose — essentielle, il est vrai — pour écrire sur Wilde des pages non point «jolies», mais fortes, mais émouvantes: c'est de l'avoir un peu

goûté et aimé. Et c'est là toute la différence entre la critique de M. Frank Harris et la sienne. Pour les choses de l'art, comme dans la vie, seul un amour avisé, seule une sympathie affinée et clairvoyante, a qualité pour condamner ou justifier.

Göteborg. *Ernst Bendz.*

Quelques observations sur le roman „Persiles y Sigismunda" de Miguel de Cervantes.

Ce roman d'aventure publié en 1617 nous paraît être le résultat d'un travail littéraire exécuté à deux reprises. La première partie date d'une période antérieure à *Don Quijote,* c'est-à-dire d'environ 1599—1603; la seconde, commencée peut-être déjà en 1612, n'a été achevée qu'en 1615—1616, juste avant la mort de l'auteur. La première allusion à *P. et S.* se trouve dans le dialogue du chanoine et de l'archiprêtre, chap. XLVII et XLVIII de *Don Quijote I.* On y parle des romans de chevalerie et d'aventure. Le chanoine dit qu'on peut voir dépeindre dans ces romans des tempêtes, des naufrages, des combats, qu'on peut y voir présenter des héros chrétiens et barbares, des astrologues, des cosmographes, des enchanteresses, etc. Et il déclare avoir lui-même écrit «más de cien hojas» d'un brouillon de roman de ce genre. Ces mots pourraient être interprétés comme une confession personnelle de Cervantes: à ce moment, il gardait dans son coffre la première partie de *P. et S.,* qui était achevée; il est vrai qu'il n'allait trouver l'occasion d'y revenir qu'une dizaine d'années plus tard. — Cette composition à deux reprises se reflète aussi dans la différence de motifs et de ton. La première moitié de *P. et S.* contient des aventures très fantastiques, des descriptions de longs voyages sur les mers du Nord; la seconde nous fait voir les héros et les héroïnes sur la grande route qui mène à Rome, mêlés dans des aventures beaucoup moins invraisemblables, ce récit étant entrecoupé d'ailleurs par des anec-

dotes et des demi-allusions à la réalité, matières dont une partie importante a inspiré certaines farces et nouvelles antérieures de Cervantes. -- Les traits historiques dans *P. et S.* s'échelonnent aussi sur des époques bien distinctes. Dans la première partie, on trouve quelques faits chronologiques n'allant pas au-delà de la mort de Charles-Quint (1558). La partie postérieure, elle, se détache de la première par deux indices se rapportant à la rentrée de Philippe II et de sa cour à Madrid en 1560; mais elle contient aussi des allusions à des faits postérieurs, comme, par exemple, à la bataille de Lepante (1571) et au commencement de l'expulsion des morisques (1609) — prophétie qui ne pouvait guère être formulée avant cette année même.

En ce qui concerne les influences littéraires qu'a subies *P. et S.*, les recherches importantes de MM. Karl Larsen, Rudolph Schevill, Menéndez y Pelayo et autres ont contribué à les mettre en lumière. M. Larsen a montré le rôle considérable qu'ont joué les cartes géographiques, les gravures sur bois et les descriptions pittoresques d'ordre ethnographique et géographique d'Olaus Magni, les falsifications de Niccolò Zeno, les relations de voyages de de Veer, etc.; matériaux qui, tous, ont concouru pour former les idées de *P. et S.* sur la situation des mers et des pays du Nord, sur les peuples qui les habitent, et sur leurs mœurs, coutumes, habits, etc. (Larsen, *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*. 1905, V, 273—296). M. Schevill a étudié surtout les particularités de composition et de style qui remontent aux sources antiques: à l'*Énéide*, aux *Métamorphoses*, aux *Éthiopiques*, etc. (Schevill, *Studies in Cervantes I—III*, Chicago et New-Haven 1906—08, et *Ovid and the Renascence in Spain*, California 1913). Menéndez y Pelayo a indiqué la place qu'occupe le roman de Cervantes dans l'évolution du roman d'aventure en Espagne (*Orígenes de la Novela*). En outre, on pourrait y ajouter certains détails, quelques traits tirés de Pline, de la Bible, du Cathéchisme, de la *Gerusalemme liberata* et des romans utopiques, tels que celui de Thomas Morus, etc. Mais l'influence de ces der-

niers est beaucoup moins importante que celle de Magni et d'Héliodore.

Ceux des motifs du *P. et S.* qui sont du propre crû de Cervantes mériteraient bien une étude approfondie, qui nous mettrait en contact intime avec la psychologie et la philosophie de l'auteur et nous ferait comprendre la distance énorme qui sépare le conventionalisme et rationalisme de ce roman d'avec l'irrationalisme et l'humour de *Don Quijote.* Au commencement de *P. et S.,* à part peut-être le vieux Mauricio et ses idées philosophiques et morales, il n'y a presque rien de «vu et de vécu». Mais dès le moment où les voyageurs aventureux ont débarqué à Lisbonne et qu'ils commencent leur pèlerinage à pied vers Rome, le récit gagne en couleur et en caractère personnels; il en est ainsi, par exemple, de la description du port et des édifices de Lisbonne, des paysages et des types de Castille, des vues de Barcelone, de Milan et de Rome. L'auteur y fait entrer des personnages et des situations semblables à ceux qu'il a traités ailleurs: le domestique Barthélemi de la Manche est le beau-frère de Sancho Panza, et raisonne astronomie comme celui-ci; les *alcaldes* («en un lugar . . . de cuyo nombre no quiero acordarme»), les pèlerines mendiantes, ainsi que l'intermède des membres très zélés de la Santa Hermandad à Cacérès, la rencontre avec les condamnés aux galères, l'épisode des morisques frauduleux, des pirates turcs, celui des jeunes filles malades d'amour ne manquent point de correspondance dans les œuvres antérieures de Cervantes. Et n'est-il pas possible que ce soit l'auteur lui-même qui fait son apparition sous certaines formes diverses, par exemple sous celle du jeune dramaturge espagnol à Badajoz du vieil ermite Soldino en Provence? N'est-ce pas Cervantes vieillissant et transformé en moine que nous reconnaîtrons, avec tout le bagage de ses préjugés politiques et nationaux, sous cette morale presque austère, cette religiosité presque monacale qui sont propres à ce roman? Dans ce conte fantastique et conventionnel, il manifeste bien, par-ci par-là, les traits caractérisant le réaliste parfait qu'il était.

Mais ce n'est que par endroits. Il n'a pas voulu suivre sérieusement et logiquement la doctrine de ces vers antiques qu'il a cités dans *P. et S.*:

Las cosas de admiracion
No las digas, ni las cuentes,
Que non saben todas gentes
Cómo son.

Il a donné libre cours à sa fantaisie badine et a écrit un *libro de entretenimiento* qui ne fait qu'un cas médiocre du réalisme et de la psychologie et qui, en raison de cela même, est depuis longtemps couvert de l'ombre épaisse de l'oubli.

V. Tarkiainen.

Hispanistische Wortmiszellen.

lt. ĪLEX im Spanischen.

Während Meyer-Lübke Zur Kenntnis des Altlogudoresischen S. 10 in seiner grundlegenden Darstellung des ĪLEX- ĒLEX-Problems das kampid. Wort *iliži* als Sizilianismus (also als lt. *ĒLICE) erklärt hatte, bringt er im REW das Wort als Reflex der ĪLEX-Form und verweist auf den span. Ortsnamen *Las Ilces.* Ich kann nun noch eine Bestätigung der späteren Ansicht Meyer-Lübkes bringen in Gestalt eines appellativischen Fortsetzers der *Ī-Form*, die ich aus Trueba's im Nordwesten Spaniens (Biskaya etc.) spielender Skizzensammlung *De flor en flor* (1882) S. 164 Anmerkung kenne: «Landes [1] son las bellotas de roble, y este nombre las distingue de las de encina, que son inces.» *Ince* zeigt das *ĭ* wie *Las Ilces,* das *n* wie *encina*: es fragt sich also, ob *encina* nicht aus **incina* dissimiliert ist wie *vecino* aus **vicino*; dagegen kat. *Elx* = ĒLICE (anders Barnils *Mundart von Alacant* S. 73) [2]. Die Bedeutung 'Eichel' des Wortes für 'Steineiche' vergleicht sich arag. *lecina* 'Eichel' (Pidal, *Rom.* 19, 357).

[1] Diesen Reflex von GLANS kennt auch REW als asturisch und portugiesisch. Hieher noch span. *landre* 'Drüsenbeule', gal. *lande* 'Eichel', *landra -e* 'id.' 'Geschwulst', 'Geldbörse, im Gewand eingenäht', *landreiro* 'Geizhals'.

[2] Nach gütiger Mitteilung Meyer-Lübkes beruht jedoch das *tš* auf mozarabischer Sprechweise.

sp. *ajar* 'zerknittern, demütigen'

hat Menéndez Pidal *Rev. de fil. esp.* 1910 S. 9 ff. mit älterem sp. *ahajar* 'zermalmen' zusammen als Ableitung von *FACULA 'Kienfackel' (altspan. *faja* 'tea, astilla o raja de madera, propia para encender y alumbrar' bei Berceo, portg. *falha* '(Bruch)-stück, Splitter') sehr einleuchtend abgeleitet. Er hätte noch auf das REW s. v. *FACULA zitierte prov. *falhar* 'gespaltene Zweige zur Herstellung von Fassreifen' hinweisen können. Nun finde ich aber noch einen modernen dialektischen Reflex des alten *faja* in einem biscaischen *aja*, das Trueba, *De flor en flor* S. 172 verwendet (*con ayuda de una aja que éste les encendió y dió, examinaron el vado*) und erklärt ('una rama gruesa de roble, rajada ó astillada con el hacha longitudinalmente, atada con un bitorto y secada al calor del horno').

kat. *endegar* 'einrichten, einrenken',

neuprov. *endegá* 'ajuster, agencer, acommoder, mettre en ordre; terminer; maltraiter', *endegá* 'habillé, terminé; concluant', *endegaduro* 'accoutrement', das Tallgren *Neuphil Mitt.* 1914 S. 90 nur zögernd mit ADAEQUARE in Verbindung bringt, Jud, *Rom.* 1915 S. 192 = EXAEQUARE + INDICARE setzt, gehört zu aprov. *dęc* 'borne, limite; but; bien, propriété; commandement; qualité (?)' (Levy, *Petit dict.*), Grundbedeutung also = 'in die rechten Grenzen bringen'. *Dęc* hat *-g*-Ableitungen: prov. *deguier, degatier* 'Feldhüter' (REW 2510 s. v. DECUSSIS; besser aber zu lat. DECUS, vgl. DECET 'es passt gut').

Zu ptg. *entejar* 'Überdruss erregen',

das REW 4477a zu lt. *INTAEDIARE stellt, geselle ich noch salam. *entear* 'codiciar, desear vivamente una cosa, envidiar', *enteo* 'antojo, capricho, anhelo, deseo, ansia'. Lamano zieht hieher mit Recht ein bei Encina belegtes *anteo* 'Furcht' (*Aunque gran temor ouimos y nos puso gran anteo*). Wir müssen von der Bdtg. 'Gram, Betrübnis', die Wagner *Arch.* 1920 S. 240 für spätlat. TAEDIUM belegt, ausgehen: 'Gram' > 'ansia' > 'deseo'. Das ptg. *antojar* 'begehren' hat nichts mit *entejar* zu tun, sondern ist ebenso wie kat. *antoixar* aus sp. *antojar* (zu *ojo* 'Auge') entlehnt.

Zu ptg. *entertinho* 'Bindegewebe',

worüber Car. Michaëlis *Rev. lus.* 13, 397 und REW 4498 s. v. *INTERTĬGNIUM 'der Raum zwischen zwei Balken', füge ich noch

salamanc. *entretiño* 'mesenterio', also das 'Gekröse', die Falte des Bauchfells, die einen 'Zwischenraum' bildet, wie in einem Beutel den Dünndarm umfängt und ihn vor Verschlingung schützt. Meyer-Lübke erwartet ptg. **entretenho,* immerhin gibt TĬNEA ptg. *tinha,* sp. *tiña,* CUNEU sp. *cuño,* ptg. *cunho.*

sp. *espolique* 'Fusslakai, Diener zu Fuss neben seinem berittenen Herrn'

ist offenbar = *mozo de espuela* 'id.': der Lakai, der neben den Sporen des Herrn hergeht, vielleicht ihm in die und aus den Sporen hilft. Über das Suffix *-ique* finde ich nur bei Hanssen *Gram. hist. esp.* § 374 die angesichts des Wortes *espolique* unrichtige Bemerkung: «Una vez se encuentra *-ique*: *meñique*». Sp. (*dedo*) *meñique* 'kleiner Finger' hat mit seiner Endung auch Zauner *Rom Forsch.* 14, 452[1] überrascht. Für mich ist sp. *meñique* ein aus kat. *menic* 'Bursche', bearn. *menit* 'Kind' entlehntes und vom Stamm *miñ-* 'klein' (REW 5581, 2) beeinflusstes Wort, das in salam. *mermellique* 'kleiner Finger' produktiv geworden ist, einem Wort, das seinerseits zu dial.-it. *marmelin* 'id.' (REW. 5587 s. v. MINIMUS) passt. Das sp. *marmella* 'Klunkerwolle, die beiden eichelförmigen Warzen am Hals der Ziegen' gehört offenbar in MAMILLA (REW 5276 verzeichnet nur sp. *mamella* 'Hügel'). Da aber Lamano salamanc. *mermellique* mit *mellique* übersetzt, einem Wort, das ich in span. Wbb. sonst nicht finde, und *mermellado* ausser mit 'el que tiene mermella' (= sp. *marmellado*) auch noch mit *mellado* 'schartig', so vermute ich, dass sp. *mella* 'Scharte' urspr. abgespaltetes Stück, = *mermella* (zu *mermar* 'vermindern', *merma* 'Verlust', *mermas* 'Späne des Edelmetalles in Münzstätten') = *MINIMELLA ist (die Baistsche Etymologie = *GEMELLA weist REW 3721 ab). Aus 'Klunker' erklärt sich dagegen astur. *mellon* 'Flechten des Viehs an der Schnauze', vielleicht sp. *mellon* 'Strohfackel' (urspr. 'Strohhaufen' wie *mamella* 'Hügel'?). Das *-ique* wie in *espolique* erklärt sich also von einem *meñique* '*kleines Knabe' 'kleiner Gegenstand' aus. Ich bringe nun einige Beispiele für *-ique* aus Salamanca: *comique* 'inapetente, melindroso en el comer' neben *comisque* id., dazu das Verb *comisquear, enredique* 'travieso, enredador', *fusique* 'angosto. Dícese particularmente de las prendas de vestir', *sonique* 'el chico que en la fragua tiene por oficio tirar del cordel o de la cadena del

[1] Das dort unerklärt gelassene schweiz-frz. *glinglin* 'kleiner Finger' erhält seine Aufklärung durch das gleichlautende Wort bei Esnault, *Le poilu tel qu'il se parle* in den Bedeutungen 'ein wenig verrückt, langsam beim Arbeiten'.

fuelle' zu *sonar* 'den Blasebalg ziehen', *tardique* 'tardón', *trillique* 'trillador', 'el niño o niña que dirige la yunta en la trilla'. Das Suffix *-ique*, ob nun deverbal oder denominal, ist meistens diminutiv. Man könnte nun an Verba auf *-iquear* (*-ico* + *-ear*) wie salam. *tropiquear* 'tropezar' anknüpfen, ferner daran erinnern, dass nach *-ote -ete* auch *-ique* geschaffen werden konnte (warum aber nicht *-ite, -oque* etc.?). Am nächsten liegt aber doch Anbildung an *meñique, mermellique,* etc., in letzter Linie an Entlehnungen aus dem Kat.-Prov. (vgl. in letzterem noch den Typus *bounic* zu *boun* bei Horning Ztschr. 19, 176).

sp. *faltriquera, faldriquera* 'Rocktasche'

Diez Wb. 450 schreibt darüber: «abgeleitet aus *falda* weiter sack . ., wobei ein dimin. *faldíca* vorauszusetzen ist, daher mit zugefügtem *r* (wie in *faltrero* taschendieb) *faldr-iqu-era*». Dagegen REW 3162 s. v. *faldo* (> sp. *haldilla* 'Reifrock'): «span. *faldriquera* 'Rocktasche' Diez, Wb. 132 [lies: 450] fällt mit *f-* auf und ist in der Ableitung nicht klar». Wer hat recht?

Ich glaube, das astur. *faltriquera* 'bolsillo del vestido, pero principalmente se llama así á un saquito que llevan las mujeres atado á la cintura y debajo de la saya' gibt Aufklärung: **faldica* hiess 'Frauenrock' (wie *faldilla* 'Reifrock', das neben *haldilla* steht, *faldeta* 'petit cotillon, petite juppe', *faldetes* 'certaines bastes, ou tassettes comme en portent ceux qui courent la lance par dessous leurs armes', *faldas* 'un habit de femme, comme un long manteau qui est plissé, un surcot' Oudin, womit die *f*-Formen auch im Span. belegt sind, wie immer sie sich erklären mögen). Dass wir ein diminutives **faldica* annehmen können, zeigt das Nebeneinander von *faldiquera* und *falduquera* in Salamanca, wobei letzteres Wort auf ein *faldica* weist. Die *-r-* Epenthese wie das *f-* spricht für Entlehnung (vgl. mall. *latra* und dgl.): beide Erscheinungen finden sich auch im Simplex bei galiz. *faldra* 'falda, halda', vgl. ptg. *fralda* aus **faldra*. Die *faldriquera* ist dann 'la bolsa que se infiere en la falda del sayo' (Couarrubias) mit demselben *-era* -Suffix, das auch sonst 'Tasche, Behälter' bedeutet (*cartera, cartuchera, aceitera* etc. Rom. Gramm. 2,512). Das *t* stammt wohl von sp. *paletoque* 'un género de capotillo, *de dos haldas,* como escapulario, largo hasta las rodillas y sin mangos. Usanlos en varias serranías, y antiguamente los usaron sobre las armas los soldados' (Baist, *Ztschr.* 32, 431). Eine andere Ableitung von **f(r)aldica* ist ptg. *fraldiqueiro* 'der Hund, der stets an der Rockfalte der Frauen hängt'.

salamanc. *hacientes* 'adrede'

(Beispielsatz Lamano's: *no tiene disculpa, porque lo hizo hacientes y supiendo muy bien lo que hacía,* 'absichtlich, geflissentlich') gehört nicht zu *hacer,* wie die Schreibung und die Figura etymologica, in der es gebraucht ist, vermuten lassen könnte, sondern ist ein kostbarer Überrest des Partizips SCIENS (afrz. *mon escient*, aprov. *mon escien*, kat. *a escien* 'meines Wissens'): *esciente* + adv -*s* (wie *mientras* etc.). Hieher auch das von Tolhausen gebuchte span. Sprichwort: *hacientes y consencientes pena por igual* 'der Hehler ist so gut wie der Stehler', das wohl heute empfunden wird: 'Täter wie Mitwisser', früher 'Wisser und Mitwisser'. Die Akademie leitet *hacientes* denn auch von *hacer* ab. Das Wort, das im span. sonst unserem 'wissentlich, geflissentlich' entspricht, ist *adrede*(*mente*). Oudin glossiert es u. a. mit 'a escient'. Das Ak.-Wb. gibt die Etymologie *ad* + *directe* 'en derechura', wobei man nicht begreift, wieso *directe* einen anderen Reflex als *directu* ⟩ *derecho* geben soll. Vielleicht ist es besser, wenn man an die kat. Redensart *a dretscient* 'wissentlich' erinnert (wörtlich 'geradeaus, richtig wissend' wie aprov. *drech nien* 'gradeaus nichts', vgl. frz. *à bon escient*), aus der das sp. *adrede* entlehnt ist. Allerdings bleibt der Wandel -*t* ⟩ -*d*- noch zu rechtfertigen.

sp. *maleta* 'Krankheit', arag. *pasar maleta* 'etw. Schlechtes durchmachen'

leitet García de Diego *Rev. de fil. esp.* 1920 S. 140 von MALEHABITUS altspan. *malato*, astur. *malatería,* altsp. *malautía,* ab, indem er von einem **malaito* ausgeht, das sich in gal. *maleita* 'calentura terciana' deutlicher erhalten haben soll. Aber der Verfasser sagt uns nicht, wie er sich die Entstehungsweise dieser hypothetischen Zwischenstufe **malaito* aus *malabto* denkt (Fälle wie *caráuter* neben *caráiter* = CHARACTER, *respeuto*, *respeito* aus RESPECTUS enthalten *k't*!), ferner wie er sich ptg. *maleita* 'Fieber' (Beleg bei Cortesão), *maleitera* 'tithymallus' 'Heilkraut für Fieber' mit seiner Erhaltung des intervokalen -*l*- erklärt. Für das ptg. Wort ist nun schon *Rev. lus.* 3, 146 die Etymologie MALEDICTA vorgeschlagen worden, die ohneweiters auch für die span. Reflexe passt: zum Schwund des intervokalen *d* vgl. altfrz. *maleoit* kat. *maleyt* neben sp. *maldito* entsprechendem *maudit,* für die Entwicklung von *ct* das erwähnte sp. *maldito,* für den *e*-Laut altspan. *endecha*, *dechado*, leon. arag. *decho.* Zur Bedeutung 'Fieber' 'Krankheit'

vgl. afrz. *mal feu vous ard* und derlei Flüche, ferner afrz. *maleficié* 'en mauvais état de santé'. Die Krankheit, bez. Fieber und Tierseuchen (vgl. salamanc. *maleta* 'epidemia de las personas y del ganado') wurden ja stets im Volksglauben als Einflüsse von Hexen oder Zauberern gefasst. Was das alte *maletía* 'Gesundheitschädlichkeit, Krankheit' ist, lässt sich schwer sagen: man kann vorläufig, bevor die alten Texte systematisch erforscht sind, etwa Kontamination von *malautía* + *maleta* vermuten.

Das sp. *malacho* 'krank', das REW s. v. MALEHABITUS unerklärt lässt, erscheint nur bei Tolhausen, nicht in den älteren Wbb. Ich möchte daher das Wort ganz einfach als junge Ableitung mit dem *-acho*-Suffix von *malo* fassen, das schon Couarrubias in der Bdtg. 'krank' belegt.

Chile. *ser un maleta* 'un cualquiera, un insignificante' gehört zu sp. *maleta* 'Felleisen', in der Germanía 'die Prostituierte, die der Kuppler mit sich führt', vgl. auch im Argotsp. die Bedeutungen 'schlechter Torero', 'ungeschickter Anfänger (im Diebshandwerk)'.

gal. salamanc. *solene* 'imbécil, idiota'.

Lamano meint: «Sin duda es derivación de 'sol', como indicando que le 'ha cogido un *sol*', o que de una 'insolación quedó abobado'». Zweifellos liegt aber lt. SOLLEMNIS, sp. *solemne* (bei Oudin *solene*) vor: vgl. zur Bedeutung ital. *lemme lemme* (REW 8075), das nicht nur 'ganz leise', sondern auch 'langsam im Handeln' bedeutet. Auch kann die Feierlichkeit auf das Volk eher humoristisch wirken.

sp. *soltero*, ptg. *solteiro* 'unverheiratet'.

REW 8071 setzt für diese Wörter an: SOLITARIUS 1. 'vereinsamt', 2. *'unverheiratet'. Aber SOLITARIUS müste **soldero -eiro* geben, vgl. SOLITATE > *soledad.* Daher zu *soltar* (= *SOLVITARE) 'freilassen', wie denn schon Couarrubias unter *soltar* das Adjektiv *soltero* bringt und unter *solo* bemerkt: «Es calidad del moço soltero estar solo, y suelto de todo». Eine Bestätigung für diese Etymologie bietet aprov. *solt* 'libre, nonmarié' zu *solver* und die das Leben eines Zölibatärs schildernde Erzählung *El buen suelto* von Pereda.

Bonn. *Leo Spitzer.*

Katalanisch . . . *y tot*

habe ich zuerst *Rev. de dial. rom.* 6, 119 ff. behandelt, A. Castro und S. Gili haben dann *Rev. de fil. esp.* 4, 288 span. Beispiele gebracht und nachgewiesen, 1) dass ein entsprechendes . . . *y todo* auch im Span. vorkommt, daher eine von mir aus Blasco Ibáñez' *Cuentos valencianos* zitierte Stelle nicht Katalanismus sein muss, 2) dass dieses . . . *y todo* aus Aufzählungen wie *Le dió para el viaje cartas, dineros y todo* 'und alles [Mögliche]' > 'auch, sogar' zu erklären ist. In meinen „Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik" S. 261 hatte ich schon fast gleichzeitig geschrieben: „Auch spanisch ist *así y todo*" und es auch bei Pereda und Ibáñez belegt. Die beiden spanischen Autoren sagen uns über die Ausdehnung des *y todo* im heutigen Span. das Folgende: in der Bdtg. 'auch' konnten sie es nur in mündlicher Rede von Andalusiern hören, in der Bdtg. 'sogar' ist es ganz gewöhnlich.

Für die Bdtg. 'auch' kann ich nun aus dem Volksspanisch (Aragonesisch?) Eusebio Blasco's (*Cuentos aragoneses*) Belege bringen: I 41 *de la primera arremetida envió al tío Juan, con silla y todo, á seis metros de altura* 'mitsamt', aus des Asturiers Pereda *Peñas arriba* 199: *elevó al cielo la mirada y la mano con sombrero y todo*; Rodríguez Marín zitiert in seinen *Cantos pop. esp.* II 358 einen schriftspanischen Satz über die Einwohner von Cádiz (Andalusien) „*que por menos de un pimiento, inventan una copla, con música y todo*". Den abgeschwächten Gebrauch des *y todo* nach *con* finden wir auch bei dem von Tolhausen s. v. *vaina* angeführten *dar con vaina y todo* 'schimptlich bestrafen' und in dem Satz bei Gascón *Cuentos baturros* IV 81: *aunque no fueran* [sc. las *uvas*] *roscaderos enteros, con caramullo y todo,* und in der Copla aus Venezuela bei Machado, *Cancionero popular venezolano* S. 11: *Con mi maraca* [Art Castagnetten] *en la mano / aquí estoy dando candela; / y le hago tragar el medio / con trapo y todo a cualquiera* — vielleicht liegt aber schon die Bdtg. 'sogar' vor, die nicht rein von 'auch' zu trennen ist[1].

Für 'sogar' seien folgende moderne Beispiele angeführt: Blasco l. c. II 17: *y le recibieron muy bien, y hasta le tocaron*

[1] Beispiele für *y todo* 'gleichfalls' aus Calderon gibt schon Krenkel II S. 195, der ein *yo y todo* 'ich gleichfalls' in V. 131 der II. jornada des *Mágico prodigioso* allerdings erklärt: «eig. 'Ich und jeder wird in diesem Falle dasselbe tun'».

las campanas y todo; Pereda, *Sotileza* 362: *estrenaré yo too el vestio, de pies á cabeza; hasta con zapatos y too, ¡puño!*; 363: [an mir wird zu sehen sein] *¡Más que la portisión de los Santos Mártiles, con Cabildo y too!* ; Valbuena, *Fe de erratas* etc. I 98: *El Sr. Domínguez . . . sostuvo las medidas académicas del asno y su división en doméstico y salvaje, añadiendo que éste es mayor, pues «los hay de seis pies, mientras los nuestros por lo regular nunca pasan de cinco y pululan infinitos de a cuatro». ¡Vaya! Y aun de dos y todo pululan.* Galizisch *choraban é todo* 'hasta derramaban lágrimas' (Saco Arce, *Gram. gallega* S. 217), *armados e todo irán en ringleiros* 'armados y sin faltarles nada' (ibid.). Die Bedeutung kann ganz abgeschwächt werden, etwa zu einem 'nota bene, wohlgemerkt': Gascón l. c. IV 14: *¡Y que se la* [sc. la cama] *tengo bien preparadica! Como que m'hi acostau.* d e s n u d a y t o d o, *un güen rato pa que se templaran bien las sábanas.*

Mit Unrecht haben die span. Autoren den konzessiven Sinn 'obgleich' nicht aufgeführt, obwohl sie *así y todo* erwähnen: ausser dem *pecador y todo* aus Ibáñez, das ich a. a. O. erwähnte, führe ich noch an: Rodríguez Marín in seinem Kommentar zur kleinen *Don Quijote*-Ausgabe (I S. 50): *Algo tengo yo estudiado en esto, chico y todo* 'wenn auch wenig' [1]; (I S. 140) [die falschen Beistriche] *han pasado muy gentilmente á la edición de Cortejón, aunque «crítica» y todo* (merkwürdig, dass der Autor in der Anmerkung I S. 176 über das *y todo* bei Cervantes unter dem Einfluss seiner Muttersprache diese Unterscheidung auch nicht macht, sondern nur 'también' als Bdtg. angibt); Múgica, *Maraña del Idioma* S. 70: *«culantrillo» es del griego nada menos, así, con su terminación en «-illo» y todo.* Die richtige Übersetzung 'á pesar de' ('trotz') gibt Saco Arce l. c.: *Enfermo e todo, pode mais ca ti.*

Neben *así y todo* haben wir auch *así y con todo*, das ich bei Pereda *Peñas arriba* S. 37 finde: *¡Pero, hombre — dije estremeciéndome, — si sobre aquella lloma no se vé más que el cielo! — Pos crea usté — me replicó el espolique . . ., — que, así y con tou, hay mucha tierra que pisar al otro lau*, ferner *con todo y con eso* (ebda. S. 55 *con too y con esu*), umgekehrt *con eso y con todo* (Rodríguez Marín, Kommentar zu *Rinconete y Cortadillo*), *con ello y con too* (Pereda, *Peñas arriba* S. 73). Aus dieser Unzahl von Varianten (vgl. auch

---

[1] [Ob nicht vielmehr *chico* = 'als kleiner Knabe'?
Der Korrekturleser.]

y á too y á eso Bazán, *Cuentos escogidos* S. 214) erklärt sich *despues y todo* statt *despues de todo,* mit dem ich ein im Rheinland sehr häufig zu hörendes *trotz und*[1] *alledem* vergleiche: statt *trotz alledem*, vgl. die Zwischenstufe *trotzdem und alledem* (Prof. Jung-Cöln in „Die Grenzlande" vom 21/7 1919; Zitelmann „Die Bonner Universität" Jahrhundertrede 1919)[2].

Ein ähnliches dialekt-ital. *e tot* erwähnte ich *Aufsätze* S. 261; vgl. noch den Text aus Parma bei Biondelli *Dial. gallo ital.* S. 431: *E al re vdeva l'óura e 'l moméint d' podérs desfamär a so vöja, magara anca con la gianda con il gussi e tot* 'ed egli desiderava d'èmpiersi il corpo delle silique, che i porci mangiavano', den aus Venedig bei Renier *Svaghi critici* S. 490: *e quando el* [Malchus] *sará soto co la testa e tuto, xe terminá el mondo.* Der parallele sardische Gebrauch, den ich Subak folgend a. a. O. erwähne, wird in der Orthographie der die Texte transskribierenden Sammler verkannt: so heisst es in Pitrè's *Archivio* 14, 214 vom hl. Martin, der schlecht aufgenommen und in ein schlechtes Bett gelegt wurde: *Idda sa 'nce iva a curcà 'e tutto*: es liegt aber kein *de* vor, wie der Apostroph glauben macht, sondern *e tutto* = sp. *y todo* 'auch, trotzdem' (über die konzessive Nüance s. o.).

Dass die Erklärung der spanischen Schriftsteller richtig ist, b zeugt noch die Stelle bei Blasco II 31: *á las diez es la misa mayor, y el sermón y todo eso* 'alles das [was dazugehört, was man in solchem Fall erwarten kann]' fürs Span., fürs Ital. eine Stelle aus einem Kriegsgefangenenbrief, dessen Provenienz ich leider nicht notiert habe: *un cane lo mangerei pelle e tutto.* Auch im Franz. gibt es ein affektisch gebrauchtes *et tout,* das in volkstümlicher Rede gesagt wird, wenn man den Eindruck einer Fülle von Dingen (bei einer Aufzählung) oder der Vollständigkeit bei einer komplizierten Handlung erwecken will: Mirbeau, *Journal d'une femme de chambre*: S. 58 *Tous les soirs, je faisais à Madame une belle toilette d'amour . . . des chemises transparentes . . . des parfums à se pâmer . . . et de tout*; S. 302 *Une chouette maison, un train élégant . . et de beaux gages . . . Cent francs par mois, blanchie, et le vin, et tout*; S. 322 *Hier, elle m'a encore fait une scène . . . Je la déshonore, elle et papa . . .*

---

[1] Andere derlei Analogien zwischen Spanisch und Deutsch beim Gebrauch von 'und' s. *Aufsätze* S. 264.

[2] Oder est liegt Analogie nach *trotz alledem und alledem* (*Neue Zürcher Zeitung* 1920, 1154), *trotz alle- und alledem* (H. Winkler, *Skizzen aus dem Völkerleben* [1903] S. 192) vor.

Ainsi, tu crois? . . . Et la religion, et la société . . . et tout!; S. 427 *Et ils me dégoûtent trop les hommes, les vieux, les jeunes, et tous*; Barbusse, *Clarté* S. 4: *J'y* [= lui] *ai raccommodé son porte monnaie. Il était devenu inserviable. J'y ai mis une pression, qui m'a coûté trente centimes, pas? et recousu le tour en tresse, et tout*[1]. Und mit dem sp. *ni nada*[2], kat. *ni res* als Pleonasmus, das Castro und Gili dem *y todo* gegenüberstellen, lässt sich ein ähnliches französisches *ni rien* vergleichen: Barbusse, *Nous autres* . . . S. 236: *Oui, c'est parce qu'il n'était pas là qu'elle était triste et qu'elle ne voulait pas aimer le bleu, ni le violet, ni rien.* Ursprünglich bedeutet das: 'sie wollte überhaupt keine Farbe tragen', da dies aber doch, sobald man bekleidet geht, schlechterdings nicht möglich ist, wird dies zum Pleonasmus, zur „Phrase": und tatsächlich trägt ja auch die betreffende Frau ein graues Kleid.

Bonn. *Leo Spitzer.*

---

fortuna 'tempête'.

M. Spitzer, *Bibl. dell'«Arch. Roman.»*, Ser. II, Vol. 1 (1921), p. 78, cite deux ou trois passages catalans précieux, dont l'un au moins remonte au XVI[e] siècle, démontrant que ce sens se rencontre en catalan. Il est enclin à en voir un reflet dans le judéo-esp. *furtuna* 'borrasca, desgracia' (*RFE* II 361) et retrouve ce mot et ce sens dans l'arabe maghrebin qu'il a étudié chez Fischer, *Zur Lautlehre des Marokk. Arabisch* (1917). —

Notre sens de 'tempête' est bien attesté en italien (*REW*):

---

[1] Das *et tout* am Ende einer Aufzählung entstammt einer Unfähigkeit des Sprechers, im Augenblick alle Glieder zu finden: er begnügt sich daher mit einer summarischen abschliessenden und gewiss übertreibenden Versicherung, dass «alles [Mögliche]» noch vertreten sei: ähnlich im Engl. *and what not*, urspr. 'und was [war] nicht [dabei]?', (Jespersen, *Negation* S. 24: *silver, gold, pearls, precious stones and what not*), dtsch. etwa 'und weiss der Himmel was', 'Gott weiss was', 'und weiss ich was' als Abschluss einer Aufzählung. Wieder entspricht hier die negative Wendung: *no paper, no pen, no ink, no nothing!* (Jespersen S. 80), wo wir deutsch ähnlich sagen würden: 'kein Papier . . . . kein Nichts'.

[2] Diese Wendung wird allmählich zur ständigen Begleiterin eines *sin* und sonstiger eine Negation enthaltender Wörter wie *y todo* zu der des positiven *con*: Gascón *Cuentos baturros* I 19: [zu einem Maler sagt ein baturro:] *Paice mentira que hagan ustedes eso sin juerza ni nada*; III 170 *¿No ve usté cómo no ha hecho falta cloroforme ni nada?*; IV 184 *solico duerme* [el burro] *en la cuadra sin luz ni nada.*

d'après Tommaseo et Bellini, il l'est dès l'époque de Giov. Villani, de Dante [1], etc.; et j'en trouve un exemple déjà chez le rimeur sicilien Giacomo da Lentino (env. 1230), qui parle de la nécessité de jeter à la mer, 'pendant la tempête', tout ce qui pèse: *a la fortuna* (*Canzoniere Vaticano*, n⁰ 1, str. 4; *Monaci, Crestomazia*, p. 53, l. 39).

Le gallo-roman paraît pour ainsi dire ignorer ce sens: Levy, *Provenz. Supplementwörterb.*, en renvoyant à un ex. de Raynouard, ne connaît que 5 cas de ce *fortuna*, mais toujours suivi de quelque attribut: *fortuna d'aura* (dans une Chronique de 1365—1415), *f. de vent* (ibid.; de même dans une traduction de Saint-Jean VI 18), *f. de temporal, f. de mar* (dans le Thalamus parvus de Montpellier).

Mistral n'a que *fourtuno de mar* 'accident de mer', *f. de vènt* 'coup de vent, gros temps, tempête', ce qui n'équivaut pas précisément à un *f.* = 'tempête'.

Pour l'anc. français, Godefroy ne donne rien; Chrétien de Troyes n'emploie pas notre mot; mais on lit chez Ducange (éd. de 1844, à titre de passage «de novo additum»): «*Fortuna* 'maris tempestas' . . . [2] Eadem notione *fortune* usurparunt veteres Galli scriptores. Guillelmi Archiep. Tyriensis continuata Hist. Belli sacri apud Marten. tom. 5 Ampliss. Collect. col. 743: *En cel an* (1269) *dut passer le Roi d'Arragon en Surie, et monta sor mer il et ses os, et quant vint au quart jor, une fortune grant le pris et rompi sa nave, et quant il vit ce, si s'en retorna arriere au port . . . ne onques puis ne veut monter sor mer par la paor qu'il out de la Fortune et por l'amor de sa mie dame Berangiere*». Guillaume de Tyr est mort avant 1190 et était probablement d'extraction française [3], il savait parfaitement le français et doit avoir eu une certaine connaissance de l'arabe, du grec et d'autres langues orientales, mais il a écrit son œuvre en latin. L'auteur du passage anc. frç. relatif à 1269 dont il s'agit est un de ces chroniqueurs inconnus du XIII[e] siècle qui traduisaient et qui continuaient l'*Historia* latine de Guillaume. — A noter sa façon de jouer sur l'équivoque que fait la *fortune* qui nous intéresse en regard de la déesse Fortune de la mythologie traditionnelle.

---

[1] Qui ne se rappelle pas notamment les vers *Sì che fortuna, od altro tempo rio* et suiv., du célèbre sonnet *Guido, vorrei*?

[2] Je parlerai plus bas des citations latines que j'omets ici.

[3] Ost, *Die altfranz. Übersetzung der Geschichte der Kreuzzüge Wilhelms von Tyrus*, Diss. Halle, 1899, p. 3 et suiv.

En ibéro-roman, à part le catalan relevé par M. Spitzer, deux passages castillans se rencontrent das le *Diccionario de Autoridades* (1726—1739): *De que resulta que no hai abrigo para los ganados, en tiempo de fortuna y grande falta de leña* 'borrasca, tempestad en mar o tierra' («Nueva recopilación de las leyes del Reino»), *Corrió fortuna en el golfo de Marsella* (D. Ant. de Fuenmayor, Vida de San Pio Quinto [XVI[e] s.]). Les dictionnaires esp. donnent généralement *fortuna* 'borrasca, tempestad en mar o tierra, ant. desgracia, adversidad, infortunio'; et même les dict. portugais connaissent *correr f.* 'die Gefahren der See versuchen'. Un ex. portug. du XV[e] s. (*f. de tempo*) est donné chez Sousa, *Vestigios da lingoa arab. em Portugal* (1830), p. 127.

Le roumain a *furtună* 'tempête', mot dûment étudié par Puşcariu, par Tiktin.

En dehors du monde roman, *fortuna* 'tempête' a passé aux Grecs modernes, à tous les peuples balcaniques en général (Albanais, Slaves . . .), aux Turcs, aux Arabes.

Il a fini par faire le tour de la Mediterranée. Depuis quand?

Le mot arabe relevé par M. Spitzer (et qui figure chez Lerchundi [1892; arabe du Maroc], chez Roland de Bussy [1847; Alger], Marcel [1869; l'Afrique du nord], Beaussier [1871; «arabe-français»] et autres) constitue un emprunt roman qui nous reporte, tout au moins, jusqu'à l'époque de l'arabe parlé en Espagne, au moyen âge. C'est ce qui ressort du fait qu'il figure, et deux fois, dans le manuel d'arabe de Grenade de 1505 que nous possédons dans l'*Arte* et le *Vocabulista arauigo* de Pedro de Alcalá (Grenade 1505; réimpr. par P. de Lagarde, Göttingen 1883): «*tempestad de mar* 'fortúna'», «*tormenta de mar* 'fortúna, [plur.] fortunít'». Ce subst. arabe vulgaire *fortûna* 'tempête sur la mer', l'arabe d'Afrique en a même formé un verbe quadrilitère *fèrten* 'soulever la mer, en parlant du vent', dont une autre forme *tefèrten* (dérivé II) signifie 'alborotarse el mar', 'se soulever (mer ou peuple)'.

Je dois ces détails à Simonet, *Glosario de voces ibéricas y latinas usadas entre los Mozárabes* (Madrid 1888), p. 230 et suiv., et à ses renvois. Simonet paraît être d'avis que ce *fortûna* des Arabes d'Afrique de nos jours leur aurait été transmis par les Maures d'Espagne du moyen âge, qui l'auraient emprunté aux Moçarabes[1] ou Espagnols islamisés

[1] J'évite en français la graphie traditionnelle erronée *Moz-*, qui devrait être proscrite.

parlant l'espagnol. En d'autres termes, la population romane du Midi de l'Espagne, qui ne désapprit pas son idiome pendant la domination arabe, aurait connu un anc. esp. *fortuna* 'tempête' et aurait lancé ce mot à la conquête de l'Espagne arabe et de l'Afrique du nord. Simonet ne considérait donc pas la possibilité inverse: que ces Espagnols du moyen âge qu'étaient les Moçarabes aient pu recevoir le mot des Arabes ou que les uns et les autres aient pu le recevoir, disons par exemple, des Italiens.

Quelle est donc la filiation de ce *fortuna* signifiant 'tempête'? Cette création romane pleine de vitalité et de force d'expansion, où donc faut-il en voir le point d'origine, géographiquement et chronologiquement? M. Meyer-Lübke paraît envisager ce sens comme autochthone en ital., engad., surselv. (*Arch. Glottol. Ital.* VII 529) et en prov. Dans les limites que nous imposent les imperfections de la lexicographie, nous avons vu, à part le rhéto-roman, que le provençal n'a guère de titres et que, du moins, l'ibéro-roman en a autant que le provençal.

L'exemple grec de l'an 527 après J.-Chr. que l'on trouve chez Sophocles, *Greek Lexicon of the Roman and Byzantine Periods* (New York, 1900), ne signifie que '*τύχη*'; le Ducange grec démontre que le sens de 'tempestas, maris aestus, *ζάλη*, *πλημμυρίς*, *ἀνέμων ἐμβολή*' . . . '*τρικυμία*', est courant en moyen grec, mais le plus vieux des textes qui y sont cités (Chronique de Manuel Malaxos de Nauplie) ne remonte qu'au XIV[e] siècle. Dorotheos de Monembasia termina son œuvre en 1629 [1], et Agapios Landos de Crète écrivit également au XVII[e] siècle (ex. *καὶ τὰ θαλάσσια* [*ζῶα*] *ἐγνωρίζουσιν ὅταν θέλῃ νὰ ἀλλάξῃ ὁ καιρὸς, νὰ γένῃ φορτοῦνα*). — Inconnu dans la latinité classique [2], le *fortuna* 'maris tempestas' ne se rencontre, que je sache, que dans la *media et infima latinitas*, où un notaire gênois Barthélemy raconte (*Annal. Januae,*

[1] Puis-je reconstruire de la façon suivante la citation déformée de la *Synopsis histor.* de Dorotheos que donne la reproduction phototypique (1891) de l'édition de 1688 du *Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ græcitatis*: *ὅταν κάμνῃ φορτοῦνα, ἡ θάλασσα ὅλη κάμνῃ νύκτα φοβεράν*? 'Lorsqu'il fait tempête, la mer toute entière fait (passe) une nuit terrible'?

[2] Le *Thesaurus Linguae lat.* n'a pas encore publié le tome destiné à renfermer *fortuna.* — C'est en vain que l'on se mettrait à chercher notre mot au nombre des termes de climatologie, par exemple, qui se trouvent chez Pline, *Natur. Hist*, II, chap 38—49, ou bien, pour s'en tenir à la latinité tardive, chez Isidore, *Etymol.*, XIII, chap. 7—11. Les dictionnaires latins, tels que Forcellini, Koch (Horace), Merguet (Cicéron), ignorent notre nuance.

an 1242): *Continuo valida fortuna maris. et venti, et pluviae regnare coeperunt per dies viginti et ultra, ita quod de portu Januae exire nullatenus potuit*; id. ibid.: *Quam cito potuit, et maris fortuna cessavit. ivit cum galeis suis in Provinciam, ut salem adduceret in Savonam*; id. ibid. (an 1244): *Circa mediam noctem validissima fortuna maris et temporis fuit in portu Januae, ita quod multae naves iverunt in terram.* Un texte de 1490 donne: *In urbe numquam visus fuit aer ita turbidus, ita fortunosus. sicut fuit ille: nam aliquando pluebat. aliquando ningebat, ventis semper afflantibus cum magno frigore. et caecitate seu obscuritate.* Mais Bernard de Breidenbach, toujours cité chez Ducange, et qui ne fit son voyage de Jérusalem que de 1483 à 1484, crut nécessaire de gloser notre mot: *Nisi forsitan tempestas maris. fortuna appellata. id faciendum persuaderet.*

Il s'agit évidemment d'un terme médiéval de marine, d'une espèce d'euphémisme superstitieux[1] devenu populaire dans tous les ports méditerranéens grâce à l'omniprésence des marins, à l'universalité d'un jargon qu'ils imposaient. Des raisons historiques nous font penser en première ligne aux Gênois, aux Vénitiens, plutôt qu'aux Catalans. Certes, la chronologie ne nous donne aucun point de repère précis. Gênes devint autonome au IX[e] s. et était à son apogée au XIII[e]. La grandeur maritime de Venise nous reporte aux XI[e]—XVI[e] siècles. Le maximum d'expansion coloniale catalane, intense notamment en Grèce, correspond au XIV[e] siècle.

Malheureusement, je n'ai pas l'occasion d'approfondir et de préciser l'étude de ce phénomène sémantique intéressant M. Spitzer et moi. Il faudrait pouvoîr en poursuivre les phases à l'aide de dépouillements lexicographiques des plus anciens descriptions de voyages maritimes — en latin ou en roman, peu importe —, des anciens traités de météorologie, de climatologie, de tous ceux notamment qui proviennent de l'Italie du nord. Le *Pamfilo* en anc. vénitien, les *Rime Genovesi* et autres textes qui se trouvent dans l'*Arch. Glott. Ital.* n'offrent pas notre mot.

Les notes ci-dessus suffisent toutefois, je crois, pour nous

[1] Il faut sans doute aussi tenir compte d'une contamination possible avec ce sens latin tardif et roman de *fortis* 'stark' dont parle Löfstedt, *Philol. Komment. zur Peregr.*, p. 161. On dirait d'un ancien Italien racontant à son auditoire les péripéties d'un voyage rendu mémorable en raison d'une tempête qui l'aurait assailli: *Audite forte cosa che m'avenne* (cf. *Canz. Palat.* 17). Ce *forte* m'a tout l'air d'un prélude du *fortuna* 'tempête'.

autoriser à introduire des modifications dans l'article *fortuna* du *REW,* qui devrait être ainsi conçu:

«3458. **fortuna** 'Glück', 'Geschick'.

Ital. *fortuna* 'Glück', 'Geschick', (? + FORTIS 3457) 'Sturm' (> rum. *furtună* 'Sturm' Bartoli, Jagić-Festschrift 43, afrz. *fortune* 'Sturm', prov. *fortuna d'aura, de temporal, de ven* 'Sturm', akatal., span., portg. *fortuna* 'Sturm'), engad. *furtüna* 'Unglück', obwald. *furtina* 'Eile', 'Hast' [frz. *fortune,* prov., katal., span., portg. *fortuna*]. — Ablt.: . . .».

O. J. Tallgren.

Polemisches

über fi. *aaluva* und *aittua.*

Die Dinge, worüber Herr Y. H. Toivonen und ich disputieren [1], gehören eigentlich so ausschliesslich der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft an, dass ich die Germanisten und Romanisten um Verzeihung bitten muss, wenn ich mir noch einmal — allerdings nur für eine kleine Weile — erlaube, sie in das Labyrinth zu bemühen, in dem wir umherwandeln. Licht bringt in dieses Labyrinth nämlich diesmal nur der Kerzenstumpf, den jeder von uns beiden in der Hand hat.

1. Toivonen hat gezeigt, dass *aalu(v)a* — mit *ā* in der ersten Silbe — wirklich in der Volkssprache vorkommt. Alle seine Belege stammen jedoch aus Gebieten, die an savolaxische Dialekte angrenzen. Unter diesen Umständen ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, dass *aa* in unserem Fall auf der Erscheinung beruht, die ich in Ermangelung eines besseren Namens als Zweckanalogie bezeichnet habe [2]. Als Beispiele dafür seien angeführt Formen der 3. P. Sing. aus dem karelischen Dialekt von Vuonninen wie *tuloa* = fi. *tulee* < **tulevi, alentanoa* = fi. *alentanee* < *alentanevi* usw. Da sich in der Gegend von Vuonninen in nichterster Silbe des Wortes sowohl *oa* (< *ā*) als *ō* (< *oa* < *ā*) findet (z. B. Sing. Part. *rupl'oa* und *rupl'ō*), sind neben den erwartungsgemässen *tulō, alentanō* und statt dieser *tuloa* und *alentanoa* entstanden. So in einem Gebiet, wo die Tendenz nach *oa* hin gegangen ist. Im *ā*-(*ǟ*-)

---

[1] Siehe Neuphil. Mitteil. XXI, S. 118 u. ff.

[2] Vgl. über diese Erscheinung meine eingehende Darstellung in der (alsbald erscheinenden) Festschrift für J. Baudouin de Courtenay.

Gebiet von Österbotten dürfen wir eine entgegengesetzte Tendenz erwarten und zwar mit umso mehr Recht, als hier eine bedeutende Menge Savolaxer zu Westfinnen (Österbottnern) geworden sind. Die Form *aalu(v)a* konnte also «natürlich» aus einem früheren *oaluva* (*ualuva*) entstehen, wie der Savolaxer in diesen Gegenden sein *moa* (*mua*) durch *maa* ersetzt hat.

2. Das in Sotkamo und Nordkarelien angetroffene *oilima* erklärt sich leicht als Entlehnung aus den westlichen Dialekten: 〈 **oδelma*.

3. Das karelische *уалво, увалмо* bleibt bei Toivonen allein wie der verwaiste Teufel in der Hölle. Obwohl in diesem Worte *u* statt *o* befremdet — es beruht vielleicht auf Beeinflussung durch *utu* (*udu*)[1] —, ist meines Erachtens kein hinreichender Grund vorhanden, es von den finnischen und estnischen Wörtern zu trennen, mit denen ich es zusammengestellt habe[2]. Auch in Savolax dürfte man zunächst auf eine Form **uδalva* zurückgehen müssen; doch beachte man andererseits *oaluva* in Saarijärvi (hier *oamu* 〈 *āmu*).

4. Die Bemerkung Toivonens erscheint mir richtig; sie bezog sich auf ein Nebendetail, das sich am natürlichsten anders erklärt, als ich mir gedacht hatte.

5. Ich verstehe wohl, dass man gern auf des Meisters Worte schwören möchte und schwören zu dürfen glaubt, wenn es sich um einen Forscher von Rang wie Prof. Setälä handelt, doch wage ich immerhin nach wie vor zu behaupten, dass Toivonens Parallele est. *õis*, Gen. *õie* (sowie viele andere estnische Ableitungen mit *õ*) ∽ fi. *heisi* (und viele mit *h* anlautende vordervokalische Ableitungen) lautlich unmöglich ist. Die estnischen Formen ohne *h* und mit *õ* sind nämlich auch in den südlichen Dialekten des Estnischen verbreitet,

---

[1] Fi. *utu*, *udun* 'etwas Weiches, Feines, Flaumiges, Dunst, Nebel, Dunst (*usva*); Flaum, Daune (*untuva*); Milchhaar, Schneeflocke; geklöppelte Spitze'; — *utuheinä* 'Haarmoos'; *utiainen* 1) 'Erdrauch (Fumaria hygrometrica); 2) Haarmoos'; — *udelma* 'Flaum, Daune'; — est. *ude*, Gen. *udeme* 'Flöckchen, Flaum'; *udemed* 'Milchbart', *mitte habe udet ei ole* 'er ist ganz bartlos', *ei rohu udetgi* 'kein Hälmchen Gras', *sule udemed* 'Flaumfedern, die einzelnen Federchen an der Federspindel' [= fi. *utusulat*]; — *udu*, Gen. *udu, uju* . . . 1) 'Nebel' . . . 2) = *ude*, *udu-karvad* [= fi. *utukarvat*] 'Milchbart, kurze, weiche Haare unter den langen', *udu-kirjad* 'feine Stickerei', *udu-linane riie*, *udupeenikene riie* 'ganz feines Zeug', *udu-uus* 'ganz nagelneu', *ep ole lume udu enam* 'es ist keine Spur von Schnee mehr'. Vgl. auch südest. *udal*, *-a* 'einzelner Halm, einzelnes Barthaar'.

[2] Zu dieser Wortsippe gehört auch (Lönnrot Lisävihko) *ohjelma* 'Wurzelschössling, Schoss, Spross (*aluva*) (besonders in liegendem Getreide)'; volksetymologisch umgewandelt (vgl. *ohja*).

die grossenteils (im Gebiet der Mundart von Võru (Werro) und im Setukesischen sowie in den alten Sprachinseln) das anlautende *h* bewahrt haben wie das Finnische. Est. *õis* ist auf *oisi* (∾ *õisi*) zurückzuführen[1]; est. *heitsema*, *häiermii* gehen dagegen auf **heδitsemän*, **häiδermii* zurück — etwas anderes ist es, dass sich diese verschiedenen Wortsippen im Estnischen teilweise miteinander vermischt haben, sodass der Irrtum Setäläs (und Toivonens) allerdings zu verstehen ist.

Da sich mithin est. *õierm* (< **oiδerma*), *õelme* (< **oδelmei*) lautlich völlig einwandfrei zu fi. *oderma*, *odelma* stellen, ist es angebracht zu untersuchen, ob diese Zusammenstellung nicht auch inbezug auf die Bedeutung angängig ist. Nach der Ansicht Toivonens passen die Bedeutung 'Blüte', 'blühen' und 'Saatschössling' schlecht zueinander. Eine Bedeutungsentwicklung beruht jedoch meistens darauf, welches jeweils die Urbedeutung eines Wortes gewesen ist und welche sprachlichen Vorstellungen sich damit verbunden haben. Germanischerseits entstammen z. B. die Wörter für Blüte und Blatt derselben Wurzel; fi. *kukka* 'Blume', das ursprünglich wohl nur etwas sich Hervorschiebendes bedeutet (vgl. die Wörter *kukku*, *kukkura*, *kukkula*), tritt im Estnischen in der Form *kukk*, Gen. *kuku* 'Fruchtknoten, Zapfen, Knospe' auf, in der südest. Kindersprache bedeutet *kukk*, Gen. *kuka* 'Bohne'; fi. *kukkanen* 'Blume' u. a. eine gezogene Pflanze; das Wort *kasvi* 'Gewächs, Pflanze, Kraut', aber auch 'Jahrestrieb' u. s. w.

Vielleicht hat das (wenigstens urfinnische) Wort, dessen Fortsetzer est. *õis*, *õierm*, *õelme* und fi. *oderma*, *odelma* sind, ebenfalls ursprünglich nur etwas 'sich Hervorschiebendes' bedeutet. Auf das hohe Alter der finnischen Bedeutung dürfte auch est. *oide*, *oided* 'Graswurzeln' hinweisen.

6. Ich will ausserdem den Ausgang des Wortes *aalua*, *aaluva* berühren. Obwohl es mir immer noch wahrscheinlich ist, dass das *u* ein Schwavokal ist, wobei *aaluva* eine ursprünglichere Form als *aalua* wäre, kann es doch ebensowohl möglich sein, dass sich das *v* (nach dem langen Silbenelement) vokalisiert hat. Im Kirchspiel Kangasniemi gibt es ein Dorf, dessen Name *Istrua'a* (< *Isturvala*) lautet[2]; hiernach könnte

[1] Man beachte besonders das von Wiedemann aus dem "dörptschen Sprengel" angeführte *oide*, *oided* 'Graswurzeln'; in den südöstlichen Dialekten findet man oft *o* statt des *õ* der anderen Mundarten, z. B. setuk *korge*, *oppama*, *oige*, *toukama* = *kõrge*, *õppama*, u. s. w.

[2] Aus dem Dialekt von Tornio hat M. Airila eine grosse Menge hierhergehöriger Fälle beigebracht; man beachte besonders Äännehist. tutk. Tornion murteesta, S. 218 Fussnote.

man auch an *ualva* > *ualua* denken (die Form *ualuva* ist wie der Partitiv *uamuva* < *āmua* zu beurteilen).

7. Die von mir angenommene Lautentwicklung ^{u}*aluva* > *aluva* bin ich genötigt aufzugeben, denn in den Dialekten, wo sich ^{u}*aluva* findet, erscheint als Fortsetzer des urfi. *ā* immer ^{u}*a* (z. B. ^{u}*amu*). So bleibt nur die Alternative, dass das kurze *a* der seltenen Form *aluva* (nicht *aaluva*) auf einer Volksetymologie beruht.

Hoffentlicht versteht auch derjenige Leser, der die finnisch-ugrischen Dinge nicht voll beurteilen kann, doch meinen finnischen Eigensinn, wenn ich an der Vermutung festhalte, dass fi. *aalua, aaluva,* kar. *uaлво, uvaлмо* zusammengehören und bodenständige Worte der Sprache sind und dass der Anklang von fi. *aalu*(*v*)*a* an die von Toivonen herbeigezogenen germanischen Wörter nur auf Zufall beruht.

Da Herr Toivonen seine Zusammenstellung von fi. *aittua* mit ahd., mhd. *eiz*, an. *eitil* (< germ. **ait-* 'schwellen') immer noch für 'sehr möglich' hält, möchte ich die folgenden Momente hervorheben.

1. Dass in den finnischen südwestlichen Dialekten und in deren Grenzgegenden sowohl *aittu*(*u*) als *a*(*j*)*ettu*(*u*) (in verschiedenen Bedeutungen) vorkommt, ist nicht befremdlich. Wir haben ja Gebiete, in denen sowohl *uatra* (< *ātra*) als *aura* (< **aδra*), sowohl *aera* als *aora,* sowohl *arra* (< **aδra*), als *aura* oder *kopra* und *koura* oder — um auch Beispiele von Verben zu nehmen — sowohl *veistää* als *vestää* (< *veistǟ*), sowohl *lähletää* (< *lähδettǟ*) als *lähettää* (< *lähδettǟ*) angetroffen werden. Im karelischen Dialekt von Suojärvi finden wir sowohl *azie* als *oad'ž́a*, beide = fi. *asia*; der Bedeutungsunterschied erhellt aus folgendem Satz: *üks azie, kaks oad'ž́oa* 'ein Weg, zwei Sachen' ("zwei Fliegen mit einem Schlag"). Im Estnischen hat die Entsprechung von fi. *isäntä* zwei Formen: *isana* (*isänd*) und *issand* (*issänd*): jenes bedeutet 'Herr', dieses 'Gott'; *hūh'* < **hanhi* bedeutet manchenorts die Wildgans, *hani* < **hanhi* zugleich die zahme Gans; in einem est. Dialekt bedeutet *järv* (= finn. *järvi*) einen See, aus dem das Wasser abfliesst, *järi* (< **järvi*) einen abtlusslosen See, u. s. w.

2. Noch weniger befremdet, dass *aittua* und *a*(*j*)*ettua* verschiedene Bedeutungen angenommen haben. Denn gerade eine solche Ausbildung verschiedener Bedeutungen gehört zur Psychologie dieser internen Entlehnungen. So bezeichnen *uatra* und *aura* dort, wo sie beide nebeneinander vorkommen,

etwas verschiedenartige Pflüggeräte: jenes einen Pflug aus Holz, dieses einen solchen aus Eisen (ebenso *ärra* ∽ *aura*, *aera* ∽ *aora*); hie und da bedeutet in den südwestlichen Dialekten das neben *puras* 'Haumeissel, Stemmeisen, Meissel' vorkommende *purha*, welches aus dem alten südwestfinnischen Paradigma *puras, purhan* verallgemeinert ist, ein Gerät, mit dem beim Meisseln auf den Meissel geschlagen wird, *veistää* bedeutet das Abschneiden kleiner Späne (mit dem Messer), *vestää* das Ablösen grosser Späne (mit der Axt), *lähettää* 'ab-, zusenden', aber *lählettää* 'abgehen lassen'[1]. Wenn sowohl *aittu(u)* als *a(j)ettu(u)* in einen Dialekt eingedrungen sind, so ist nichts natürlicher, als dass sich ihre Bedeutungen spezialisiert haben.

3. In den südwestlichen Dialekten hört man übrigens sowohl *aettu* als *aittu*. Zur Lautentwicklung vgl. *ojetes* 〉 *oetes* 〉 *oitis, pojes* 〉 **poes* 〉 *pois* u. a.; wegen *ae* 〉 *ai* vgl. insbesondere *vaehtū* 〉 *vaihtū*, *koettū* 〉 *koittū* in einigen Dialekten. Für den Schwund des *i* zwischen Vokalen finden sich die ersten Beispiele schon bei Agricola. — Das Lautgesetz *į* 〉 O tritt überhaupt sehr fragmentarisch auf, was gerade beweist, dass sich Erhaltung und Schwundvertretung von *į* schon früh vermischt haben. Siehe übrigens Verf. Suomen Lounaismurt. äännehist. II, S. 165—7, wo ein Nachtrag über das *i* des Verbums *aettu* zu machen wäre; die Form *aittu(u)* dürfte stellenweise schon seit dem 17. Jh. angetroffen worden sein, da u. a. das Wörterbuch von Juslenius (1745) ausser *aetutan*, *aellus* auch *pois, poistaa* (〈 **poes*, **poestaa*) bietet, sodass in *aituma* auf den estnischen Inseln ein finnisches Lehnwort gesehen werden könnte[2]. Bemerke besonders bei Elimæus, Gesangbuch vom J. 1621 (1618) *cohtoites* = *kohta oites*; *oites* 〈 *ojetes* 〈 **oiγetes*.

Somit möchte ich die von Y. H. Toivonen zögernd vorgeschlagene Zusammenstellung nach wie vor mit einem Totenkreuz bezeichnen.

Heikki Ojansuu.

---

[1] Siehe über derartige Parallelformen und ihre Häufigkeit meine Darstellung in Suomalainen Suomi II, S. 75—88 (Kielellisistä rinnakkaismuodoista suomessa ja sen lähimmissä sukukielissä).

[2] Die von Toivonen angeführte Bedeutung kommt in der Literatur schon 1702 in der Sprichwörtersammlung von Florinus vor: Paljo työtä tijneſtä/ aſcaroita aittuwaſta 'Viel Arbeit hat man von der trächtigen, viel Mühe von der milchstrotzenden (Kuh)'.

Wie aus dem Obigen hervorgeht, ist es mir gelungen, durch Tatsachen sogar Herrn Dr. Ojansuu klarzumachen, dass wenigstens zwei von den sechs Hypothesen, auf die seine Behauptung, finn. *(a)alu(v)a*, karel. *иалво, ивалмо* = finn. *oderma*, stützt, falsch sind. Eine dritte gibt er selbst auf. Eine vierte zieht er auch schon in Zweifel. Aber er wirft fünf neue Vermutungen auf, vermischt etymologisch verschiedene Wörter miteinander (est. *oided* 'Graswurzeln' und *õis* 'Blüte'; finn. *kukka* 'Blume', *kukku(ra)* 'Überfüllung' und *kukkula* 'Hügel'), sieht jedoch noch immer die Verbindung von est. *õis* mit finn. *heisi:* koiran*heisi*puu 'viburnum opulus' (vgl. est. koera*õis*puu id.) lautlich als unmöglich an, obschon ich sie mit einer sicheren lautlichen Parallele begründet habe, sucht mit lückenhaften semasioligischen Parallelen seine eigene auch lautlich ganz zweifelhafte Deutung zu stützen und kommt endlich zu dem Schluss, dass finn. *(a)alu(v)a* und karel. *иалво, ивалмо* zusammengehören usw. Hinsichtlich des Letzten ist er natürlich im Recht: aus dem Skandinavischen ist das Wort über Österbotten und Savolax nach Karelien gewandert, aber auf die übrigen Worte des Meisters O. ist es mir natürlich unmöglich zu schwören. — Finn. *aittua*. O. versucht nicht einmal zu behaupten, dass bei der Entlehnung der von ihm jetzt angeführten Wörter aus der einen Mundart in die andere (und aus der alten Schriftsprache in die Volkssprache) mit dem Worte nicht auch seine Bedeutung entlehnt worden sei. Betr. finn. *aittua* hat er jedoch behauptet, dass der spezielle Sinn sich erst nach der Entlehnung entwickelt hätte. Und gerade dies ist die Grundschwäche seines Deutungsversuches, die er selbstverständlich noch immer nicht gewahr werden will. — Die Spalten dieser Zeitschrift sind aber zu teuer und ganz ungeeignet für eine eingehendere Diskussion über ausschliesslich finnische Lautverhältnisse, die ja nicht zu ihrem Programm gehören. Darum muss ich abbrechen. *Y. H. Toivonen.*

Besprechungen.

W. Meyer-Lübke, *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft.* Dritte neubearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1920. XVI + 301 S. 8:o. Preis M. 21. —.

C'est avec reconnaissance et joie qu'on salue chaque nouvelle publication de l'éminent romaniste qu'est M. Wilhelm

Meyer-Lübke. Non que tout le monde puisse toujours approuver tout ce qu'il avance, mais M. Meyer-Lübke possède un savoir si étendu et un esprit scientifique tellement pénétrant, que, même quand il se meut dans le monde des hypothèses incertaines, il y a grand profit à tirer de ses déductions ingénieuses.

Pour tout romaniste, l'*Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft*, dont la première édition parut il y a déjà vingt ans (1901), est un *vade-mecum* indispensable. Cette troisième édition est considérablement augmentée (301 pages contre 277 de l'édition précédente), et les additions se rapportent à presque tous les chapitres de l'ouvrage. En outre, l'auteur a supprimé de la terminologie les expressions métaphoriques «Biologische Aufgaben» et «Paläontologische Aufgaben», qu'il a remplacées par des termes plus simples: «Methodik» et «Aufgaben der Sprachgeschichte».

Je n'ai pas l'intention de discuter ici les opinions de M. Meyer-Lübke dans tous les cas où je ne les partage pas. Mais je ne peux cependant pas m'abstenir de toucher à une question souvent débattue au sujet de laquelle le raisonnement de M. M. L. ne m'a pas convaincu: la théorie «celtique» du développement de *ū* latin en [y] dans certaines parties de la Romania. M. M.-L., on le sait, n'est pas enclin à admettre l'influence celtique (voir §§ 233—236), et son argumentation est, certes, fondée en ce qui concerne l'époque relativement récente, en France, de la prononciation prépalatale du phonème en question; mais on peut se demander si l'hypothèse d'une prononciation celto-latine intermédiaire entre [u] et [y], disons la voyelle *high-mixed-narrow-round* de Bell, le suéd.-norv. *u* dans *hus*, ne rendrait pas parfaitement compte aussi bien du développement postérieur en [y] que de la régression partielle en [u].[1] Le fait que l'*ū* latin est devenu [y] dans certains dialectes où il n'y a pas eu de «substrat» celtique ne prouve naturellement rien, car pourquoi un tel développement ne serait il pas possible aussi en dehors du domaine celtique?

J'ajoute quelques petites remarques concernant des erreurs typographiques et autres: P. 9, l. 7, lire: Grammont. — P. 30, l. 7 d'en bas, lire: *vetulus*. — P. 35, l. 7, lire: *-gn* $\acute{-}$. — P. 45, l. 14, lire: ital. *bradone*. — P. 52, l. 12: La forme rare a. fr. *blef* est sans doute tirée du fém. *bleve* (cf. Em.

[1] Est-il bien sûr que la forme *rotroenge* (avec *o* fermé) ne soit pas la forme primitive? Dans plusieurs cas, l'*u* dans *rotruenge* pourrait être la notation dialectale connue pour *o* fermé.

Walberg, *Sur blou, bloi en ancien français*, dans *Uppsatser i romansk filologi tillägnade Professor P. A. Geijer*, Uppsala, 1901, p. 85). Il est très douteux que -aw(o) ait pu, en a. fr., donner directement *-ef*; cf. clavum > fr. *clou*, à côté de clavem > fr. *clef*. — P. 63, l. 11, lire: *pask*; l. 13, lire: *kroit*. — P. 83, l. 15 et 16: Par erreur typographique, il y a *-osa* et *voda* avec *o* ouvert. — P. 170, l. 17: L'*App. Probi* a *milex* (n⁰ 30). — P. 182, l. 4: Comme le premier *e* du fr. *merveille* était ouvert en a. fr., témoin la graphie dialectale *mierveille*, le cas mirabilia est encore plus compliqué que ne le dit M. M.-L. — P. 227, l. 3, lire: Fr. Wulff. — P. 232, l. 5, lire: Wilmotte. — P. 242, l. 9 d'en bas, lire: *berceau*.

A. Wallensköld.

Eugen Lerch, *Einführung in das Altfranzösische.* Texte, Übersetzungen und Erläuterungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. VI + 161 p. in-8⁰.

Ainsi que le dit l'auteur dans sa Préface, son *Introduction dans l'ancien français* tient le milieu entre l'*Einführung in das Studium der afrz. Sprache* de Voretzsch, où les explications grammaticales systématiquement ordonnées jouent un rôle si important, et la *Chrestomathie de l'ancien français* de Bartsch-Wiese, qui ne donne qu'un «tableau sommaire des flexions de l'ancien français» et un «glossaire», mais point de notes explicatives. L'*Einführung* de M. Lerch fournit, dans les notes placées au bas des pages, les éclaircissements grammaticaux et étymologiques jugés nécessaires, et laisse à la traduction (complète) le soin de rendre intelligible le reste du texte.

Après un aperçu succinct de la langue et de la littérature françaises du moyen âge, suivent les textes (le plus souvent en extraits), précédés chacun d'un exposé introducteur: *Les plus anciens monuments linguistiques* (*Serments de Strasbourg*, *Eulalie*), *Poésie épique* (*Saint Alexis*; *Chanson de Roland*, *Voyage de Charlemagne*; Marie de France: *Lai du Chievrefoeil*, fable; Chrétien de Troyes: *Cligés*, *Lancelot*, *Yvain*), *Poésie lyrique* (chanson de toile, pastourelle, Conon de Béthune, Richard Cœur de Lion), *Aucassin et Nicolette*, *Poésie dramatique* (*Sponsus*, *Jeu Adam*). L'ouvrage se termine par un très court abrégé de la grammaire de l'ancien français.

Le plan de la chrestomathie de M. Lerch me plaît beaucoup. Il me semble qu'un débutant en philologie française pourra, sans grande difficulté, acquérir des connaissances assez

solides à l'aide de cette nouvelle *Einführung*. Je n'ai à faire que quelques remarques concernant la graphie des textes et le commentaire philologique.

Dans les *Serments de Strasbourg* M. Lerch a introduit la lettre *o* pour *u* dans les cas où il s'agit d'un *o* fermé (*amor*, etc.). J'aurais préféré garder la graphie des *Serments* intacte, surtout comme, par la graphie de M. Lerch, on s'expose à une nouvelle confusion: entre *o* fermé et *o* ouvert. L'auteur a, d'ailleurs, gardé *u* dans *Ludher* 11 (lat. *Lotharium*) et *suo* 18; cf. aussi *Karlus* 17. Une autre graphie qui peut induire en erreur un débutant, c'est l'emploi de la lettre *j* pour rendre la semi-voyelle [j]; comme ce caractère sert aussi à rendre l'affriquée [dʒ], il vaudrait mieux écrire *i*, peut-être muni de quelque signe diacritique, dans *aiudha* (*Serm.* 7), *Marsilie* (*Rol.* 4), etc. Enfin, je me demande pourquoi l'auteur écrit partout *oe*, et non pas *ue* (*coens*, *Rol.* 2, etc.). L'emploi de certains signes diacritiques, ainsi que le trait vertical pour marquer le caractère dissyllabique de deux voyelles qui se suivent (*o ir*, *Auc.* I, etc.), est admissible. De même, on peut approuver le principe de mettre en italiques l'élément inaccentué des diphtongues (r*u*ovet *Eul.* 24, o*u*t *Rol.* 1, co*e*ns *Rol.* 2, pi*e*z *Rol.* 3, re*i* *Rol.* 4); seulement, l'auteur n'est pas conséquent (voir, dans *Eulalie*: auret 2, bellezour 2, fuiet 14 à côté de: De*o* 3, pre*i*ement 8 et ranéjet 6).

Quant au commentaire philologique, voici quelques observations: P. VI: L'auteur admet, d'après Suchier, la nasalisation *simultanée* de toutes les voyelles devant *n*, *m*, *ng*; je ne puis partager sa manière de voir, *-on* assonant, dans la *Chanson Roland*, avec *-or*, etc., ce qui prouve indubitablement que *o* est arrivé plus tard que *a* et *e* à une nasalisation *complète*. — P. 6: La chronique de Nithard est en *quatre* livres. — P. 7, l. 2: Au point de vue phonétique, il me semble probable que c'est, dès le début, le second élément de la diphtongue *uo* qui a porté l'accent ($o > {}^{u}o > u\acute{o}$; cf. le russe бобръ [b^{o}ɔ:br] 'castor'). — P. 8, l. 5, et p. 10, l. 12: Que l'auteur admette un *o* et un *e* nasalisés pour le milieu du 9e siècle, cela me semble absolument incompréhensible. — P. 9, l. 6: L'explication donnée pour le pronom *meon* me semble tout à fait erronée. Ou bien *meon* (avec *e* accentué) veut dire *m^{i}eon* (pourquoi la diphtongue *ie* serait-elle redevenue *e* ?), ou bien il faut accentuer *meón*, ce qui me paraît plus vraisemblable (cf. *son* 9), puisque D e u m donne *Dieu*, sans nasale. Selon moi, *mien* postule une forme inexpliquée *m ĕ m. — P. 10, l. 11: La forme la

plus ancienne de *sans* est *senz* (avec *z*), ce qui peut être expliqué par une contamination avec (ab)sentia; cf. it. *senza*. — P. 11, l. 18-19: L'hypothèse de M. Lerch concernant le troublant *ñ lostanit*, selon laquelle *tanit* serait pour **tanist* ⟨ tenuisset, est inadmissible aussi bien au point de vue phonologique (*s* n'aurait pas pu disparaître au 9e siècle) qu'au point de vue syntaxique (le contexte demande un présent, non pas un imparfait). Je m'en tiens à l'explication si naturelle de Suchier et d'autres (*lo fraint*). — P. 14, v. 1: Le mot pullus a un *u* bref (cf. *polle* 10); je considère *puellicella comme l'étymon de *pulcelle* (avec contraction française de *ue* en [y]; cf. fuĕrunt ⟩ *furent*). — P. 15, v. 8: Minacia (n plur. de *minax*) plutôt que minatia. — P. 16, v. 9: Le *t* de pótuerat ne peut pas être appelé «intervocalique»; il a disparu devant *u* en hiatus. — P. 16, v. 13: Pour expliquer **liei* ⟩ *li*, la forme illae ne suffit pas (erreur typographique?). — P. 17, v. 14: Ici, et partout ailleurs, M. Lerch donne comme étymon de la conjonction *que* le pronom quod; à cause de l'it. *che*, il faut admettre quid (ou quia). — P. 22, v. 1: M. Lerch fait venir ici, et partout ailleurs, l'art. *li* et le pron. *il* du lat. ille; il faudrait cependant admettre *illi; de même *cist* Alex. 145 ⟨ ecce-*isti. — P. 25, v. 15: Je vois dans *voil* le présent non diphtongué de *voloir;* cf. *voil* 120, ainsi que *volt* 39, *volent* 45 (mss. LA). — P. 28, v. 52: On peut très bien expliquer l'introduction de la désinence *-ez* dans l'impératif par simple voie analogique sans avoir recours à des propositions interrogatives primitives (*Portez?* ⟩ *Portez!*). — P. 30, v. 82. Comme locum a donné *leu*, *lieu*, illo loco aurait dû aboutir à **ilieu* (entre *o* et *u* finals il ne peut pas y avoir de différence); la forme *iloec* montre qu'il faut partir de illoc (illoque?). — P. 31, v. 95: *Encombrer* ⟨ *incumulare est un développement phonétique invraisemblable; cf. Meyer-Lübke, *Rom. Et. Wb.* 2075 ***comboros** (gall.). — P. 32, v. 116: Le mot *jus* est deorsum (faute d'impression: deorum), influencé par sursum. — P. 33, v. 128: *Guerpir* suppose un verbe germanique *werpian. — P. 34, v. 129: Un infinitif primitif **laiier* est rendu improbable par les formes *lais*, *lait*, *lairai*, etc. qui postulent un infinitif en *-ir* (germ. lagian). — P. 37, v. 170: *Chiet* ⟨ *cadet (inf. *cadēre ⟩ *cheoir*). — P. 38, v. 177: M. Lerch aurait pu dire que *medisme* n'est pas le développement régulier de *metipsimam (qui a donné *medesme*); même remarque pour *merveille* 185 ⟨ mirabilia. — P. 44, v. 2: Pour *otroiier* il me semble préférable d'admettre l'étymologie

auctor-idiare (cf. *Rom.* XL, p. 109, n⁰ 775). — P. 45, v. 17: *Capites aurait donné **chie(f)z* ou **cha(f)z;* pour l'explication de *chief*, il faut admettre, en terre gauloise, une forme *capem, nom. *capis (*capum aurait abouti à **chou*; cf. apud > *od*). — P. 46, v. 20: *Siège* vient de *sedicum ou est une dérivation postverbale de *segier* < *sedicare; *sĕdium aurait donné **si* (cf. medium > *mi*). — P. 46, v. 21: *Fel* exige un *l* double, donc germ. fillo, latinisé fello (DC). — P. 51, v. 77: M. Lerch aurait dû mentionner que *prozdoem* est une forme analogique pour *prozdome.* — P. 54, v. 110: *Guarde* < germ. warda, non pas *wardia. — P 55, v. 127: L'étymologie *exligitare n'aurait guère donné que **esleidier* (cf. adiutare > *aidier*); il y a évidemment rapport avec *lige* < germ. letiks 'vassal' M.-L., *Et. Wb.* 4994. — P. 55, v. 132: Lire *s'il venist,* et non pas *s'il vinst.* — P. 60, v. 190: *Frustiat a un *u* bref; donc plutôt *froisset*; cf. v. 241. — P. 70, v. 330: *Estache* < germ. *stakka (M-L. 8218 et *Z. f. rom. Phil.* XXXIX, 495). — P 79, v. 463. *Voltice* < *volticiam (cf. M.-L. 9445). — P. 82, v. 26: *Regne* est un mot savant, *gn* ne demandant pas de voyelle d'appui (cf. signum > *sein, sain*). — P. 85, v. 6: La forme égo explique difficilement le *j* de *jeo*; lire ou bien **ieu* (cf. le prov.), ou bien *jo* (< egó). — P. 87, v. 38: *Bani* exige un infinitif *banir*, non pas *banier*, qui est trissyllabique (< *ban-idiare). — P. 87, v. 55: *Aparceit* est le présent de *apercevoir.* — P. 88, v. 71: *Lacier* < *laciare pour laqueare. — P. 89, v. 97: *Comfaitement* < quomo(do)-facta-mente. — P. 92, v. 25: Dans *l'estut chaïr, l'* est = *le.* — P. 94. Les formes *auz* (< illos) et *çauz* (< ecce-illos) sont erronées; il faut lire *aus, çaus.* — P. 95, v. 11: Lire inf. *delitier.* — P. 97, v. 69: *Ainçois* est formé de *ainz* (< *antius) + *-eis* (< -idius?). — P. 100, v. 127: C'est une façon trompeuse que d'écrire *vossisse* < voluissem. Pourquoi pas: < *volsissem? — P. 105, v. 84: *Noauz* < nugalius. — P. 108, v. 198: *Cuidier* < *cūgitare; v. *Rom.* XLI, 452, n⁰ 2027. — P. 113, v. 79: Inf. *esforcier.* — P. 113, v. 82: *Destemprer* < dis-temperare. — P. 113, v. 98: *Huis* < *ūstium M.-L 6117, 2. — P. 114, v. 110: Lire *parfont.* — P. 115, v 142: *Aïe* est une contamination de *aiue* et de *aidier.* — P. 115. v. 149: M. Lerch aurait pu faire observer que le premier *i* de *demincier* est à expliquer, puisque minutus a un *i* bref. — P 121, v. 16: Comment secretum aurait il pu donner *seri?* Ce mot est ou bien *serein* (< serenum) avec changement de suffixe, ou le ptc. passé d'un **serir,* dérivé de

sēra (M.-L. 7845). — P. 122, v. 19: Le verbe *trover*, qui ne se trouve que dans le ms. *T* (*M* faisant défaut), a ici le sens de 'composer des chansons, chanter', et semble être parfaitement bien à sa place. — P. 124, v 31: *Mes compaignons* fonctionne comme datif ('dis à mes compagnons'). — P. 129, v. 13: *Alium n'a pas pu donner autre chose que **ail*; *el* vient de *ale. — P. 130, v. 10: Unquam comme tel n'a pas pu aboutir à *ainc*; il y a probablement contamination avec *ainz* ⟨ *antius. — P. 131, l. 17: Dans *enseurquetot*, *que* ne peut pas venir de quam, qui a disparu en Gaule; il s'agit de quid ou de qui(a). — P. 133, v. 14: Racemum donne normalement *raisin*. — P. 133, v. 24: *Peliçon* ⟨ *pellicionem. — P. 134, l. 24: *Orteil* a subi l'influence d'un mot celtique correspondant (gall. *ordiga*). — P. 134, l. 24: *Menui(s)se* vient de minutia, ou bien est une dérivation postverbale de *menuisier* ⟨ *minutiare. — P. 135, l. 4: Pour *loes*, voir ce qui a été dit ci-dessus (p. 67) sur *iluec*. — P. 136, l. 27: *Dommage* a été influencé par dominum. — P. 145, v. 39: Selon Meyer-Lübke et Walde *(Lat. etym. Wb.)*, *gustare* avait un *u* bref. — P. 147, v. 76: *Neïs* ⟨ nec-*ipsī. — P. 148, v. 119: *Traïtre* ⟨ *tradítor. — P. 150, v. 168: *Lâché* ⟨ *laxicatum ou ⟨ germ. *lask + -atum. — P. 151, § 4: Il semble pourtant que même la voyelle *a* soit tombée dans la pénultième latine: colapum ⟩ *coup*. — P. 152, § 17: Le *c* de *ocire* n'est pas initial. — P. 152, § 28: *Pais* avec son *is* (au lieu de *iz*) est une exception (⟨ pax?). — P. 153, § 34: Portae aurait donné **port*. — P. 158, § 50: Je doute que volui ait donné *voil*; cette dernière forme est plutôt le présent (pour *vueil*).

Fautes d'impression et d'inattention observées: P. 2, l. 27: lire *halsberc*. — P. 10, notes, l. 1: lire *placitum*. — P. 34, notes, l. 1 d'en bas: lire *ambas*. — P. 38, l. 1: Porter *met* au premier hémistiche. — P. 44, notes, l. 13: lire at. — P. 47, notes, l. 4 et 5: lire *tuus, tuum*. — P. 54, notes, l. 8: lire mielz. — P. 56, notes, l. 8: lire oilz — P. 98, notes, l. 16: lire vilener. — P. 100, notes, l. 1 d'en bas: lire *forti mente*. — P. 111, notes, l. 2: lire *craint*. — P. 111, notes, l. 4: lire paveillon. — P. 123, notes, l. 16: lire *communalimente*. — P. 124, notes, l. 10: lire *forti-mente, granum*. — P. 126, notes, l. 9: lire *vauroit*. — P. 149, notes, l. 1: lire *pautonier*. — P. 151, l. 3: lire *fortimente* ⟩ *fortment*. — P. 152, l. 20: lire *gw*. — P. 157, l. 11 d'en bas: lire *-áut*.

A. Wallensköld.

Gerhard Rohlfs, *Ager, Area, Atrium.* Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte (Mit einer Karte). Inaug.-Diss. Berlin. Borna-Leipzig, R. Noske, 1920. 69 S. 8:o.

Vorliegende Dissertation ist eine in erweiterter Form herausgegebene Preisschrift, die im Jahre 1914 von der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin mit dem Königlichen Preis gekrönt wurde. Sie basiert nicht nur auf in Wörterbüchern, Dialektarbeiten, usw. vorliegendem Material, sondern auch auf persönlichen Beobachtungen aus dem rätischen und dem italienischen Sprachgebiete (hierzu die Karte). Die Resultate, zu welchen der Verfasser gekommen ist, scheinen in ihren Hauptzügen als endgültig betrachtet werden zu können.

Ager lebt in den meisten romanischen Sprachen (nicht im Span. und Franz.) fort (z. B. berg. *ager*, makedorum. *agru*, kat. *agre*, port. *agro*, prov. *agre*, rät. *er*), bisweilen mit verändertem Geschlecht (z. B. port. *agra*). Bemerkenswert ist die Bedeutungsentwickelung im Provenzalisch-Katalanischen: Boden, Gegend — Ort, wo eine Pflanzen- oder Tiergattung stark vertreten ist — Heimatsort eines Tieres, Lagerplatz, Äsungsplatz — Heimatsort des Menschen — Lieblingsplatz — Gewohnheit, Instinkt, vertraute Anzeichen Meyer Lübkes Ansicht (Et Wb. 276) entgegen hat also afrz. *aire* 'Horst' nichts mit ager zu tun, ebensowenig wie span. *aire* 'Anmut', 'Gebärde', port. *ar* 'Miene', usw.

Area (M.-L. 626) ist auch das Etymon des afrz. *aire*, 'Horst', 'Nest', 'Herkunft', 'Art', das im frz. *débonnaire* fortlebt. Das Wort *aire* ist also ursprünglich weiblichen Geschlechts, und somit der afrz. Ausdruck *de bone aire* so oder *de bon' aire* zu schreiben (ebenso *de put' aire, de mal' aire*). Allerdings gibt es auch romanische Formen, die auf ein analogisches *areum hinweisen

Atrium kann nicht, wie Schwan (Herrigs Arch. LXXXVII, S. 112) glaubte, das Etymon von frz. *aire* sein, obgleich die Lautentwicklung es gestatten würde (vgl. afrz. *repairier* < repatriare). Es lebt nur als gelehrtes Wort in den romanischen Sprachen fort (frz. *aître)*.

Die aprov. Form *aire* in der Bedeutung 'Brut, Familie' (S. 47 ff.) hätte eine Erklärung gefordert, da ja *aira* (< area) die einzige regelmässige Bildung ist; m. E. ist sie dem Afrz. entlehnt (höfischer Jagdausdruck).

Der afrz. Ausdruck *en eire* (S. 36 f.) stammt wegen des Reimes mit *neire* (nigra), usw. wohl sicher aus in iter (frz. *erre* wäre somit nicht postverbale Bildung aus *errer*, wie das Dict. Gén annimmt). *A. Wallensköld.*

Åke W:son Munthe, *Spansk Läsebok,* Uppsala & Stockholm, Almqvist & Wiksells boktryckeri-a.-b. (i distribution), 1920. — 77 p. in-8⁰. Prix: 4 cour.

Le *Spansk Läsebok* de M. Munthe se compose de trois parties: I. *Lecturas elementales*; II. *Páginas selectas*, tirées de quelques œuvres du célèbre romancier Armando Palacio Valdés; et III. *Commentaire* avec des renvois à la Grammaire espagnole publiée par l'auteur en 1919.

Les Lectures élémentaires, 30 petits morceaux constituant des textes suivis, enseignent à l'élève progressivement l'emploi des mots et termes relatifs à la vie usuelle et témoignent de beaucoup de tact et de bon sens. La troisième partie de ces Lectures, *Breve reseña de la historia de España*, est un petit chef-d'œuvre au point de vue de la méthode.

Quant aux Pages choisies, partie principale du livre, il me semble que l'idée de présenter un seul auteur moderne est très heureuse. Ces Pages choisies pourront servir de point de départ pour la prochaine étape de l'enseignement de l'espagnol, une chrestomathie, mais une qui complétera celle de M. Nyrop, *La España Moderna*! L'œuvre si varié de Valdés, dont M. Nyrop n'a pu nous donner qu'un seul extrait, est abondamment représenté dans le livre de M. Munthe.

Un coup d'œil sur le Commentaire nous fait voir que l'auteur y compare la manière de s'exprimer en espagnol avec des expressions analogues ou équivalentes d'autres langues. Il me semble tout de même que l'élève adulte tirerait du livre plus de profit si ces comparaisons lexicologiques et sémantiques étaient plus nombreuses. Prenons-en un exemple (p. 69, 18): «*desayunarse* äta (en första) frukost (*ayuno* fasta, *desayuno* upphävande av fastan, frukost, jfr eng. breakfast)», mot qui pourrait encore être complété par le fr. *jeûne*, *déjeuner*.

Quant à certains cas où il y a divergence de sens dans différentes langues romanes malgré l'identité du radical, il aurait peut-être été utile de les relever systématiquement dans le Commentaire, le vocabulaire spécial n'étant pas encore prêt. P. ex., p. 9 (morceau 28): *carta*, qui n'a pas du tout le sens du fr. *carte*; p. 68 (m. 5): *a lo largo de*, en fr. *le long de*; différence de sens entre l'esp. *largo* et le fr. *large*! — Le mot *novela*, p. 7 (m. 16), est dûment observé au Commentaire.

Aussi me semble-t-il qu'on aurait pu rapprocher l'explication «*hace mal, buen tiempo*, det (gör:) är fult, vackert väder», p. 73 (m. 50), du «*hace frío, calor* det (gör köld, värme:) är

kallt, varmt», p. 71 (m. 32), en comparant cette tournure avec *il fait mauvais, beau temps; il fait bon; il fait froid*, et ainsi de suite.

A propos de (p. 8, m. 20) [*A eso de las cuatro de la*] *tarde* je me demande si on ne pourrait pas traiter en même temps les formules de salutation, si caractéristiques pour l'espagnol, *¡buenos días!*, *¡buenas tardes!*, *¡buenas noches!*, en indiquant quand on les emploie pour dire respectivement 'bonjour!' 'bonsoir!'.

En général les expressions idiomatiques et compliquées sont d'abord traduites littéralement, p. ex. p. 75 (*si la quisiera bien*) *no hay reina que valga*, «(finns det ingen drottning som gäller:) har drottningen ingenting att säga, att betyda»; mais on trouve aussi des exceptions, p. ex. p. 70 (m. 28) «*ya lo creo que me gustaría* det vill jag lova att jag skulle ha lust till». sans la traduction littérale.

L'auteur donne des renvois toutes les fois que l'on rencontre des expressions semblables ou identiques à celles qu'il a déjà expliquées, p. ex. p. 69 (m. 20) «*tengo hambre* jag (har hunger:) är hungrig, jfr 19 *t. sueño.*» Pourtant ceci n'est pas observé partout: p. 76 (*¡Solo!* n^0 28) où est la traduction de *en cuanto* 'så snart'; ce '*så snart*' se trouve de nouveau plus bas à la même page (*La Hermana San Sulpicio* n^0 18). *Un tranvía*, p. 69, est commenté au morceau 19, quoique le mot se trouve déjà au morceau 10.

Comme impression totale il me semble que l'enseignement de l'espagnol sera agréable pour l'élève aussi bien que pour le maître qui se serviront du livre de M. Munthe.

Elin Johansson.

Karl Quiehl, *Französische Aussprache und Sprachfertigkeit.* Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Sechste Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. 220 S. 8:o. Preis: Rmk. 12.

Cet ouvrage, dont la première édition parut en 1889, est un excellent *vade-mecum* pour tout professeur de français. Guidé par une longue expérience personnelle, l'auteur rend minutieusement, et d'une façon très claire, compte de la prononciation actuelle des phonèmes français, tant isolés que groupés dans la phrase. Je renvoie notamment le lecteur au chapitre si instructif sur la *liaison* (p. 100—139). Le livre se termine par des conseils pratiques sur la façon d'organiser le mieux l'en-

seignement élémentaire du français, ainsi que les exercices oraux et écrits. De tout point, je peux recommander l'ouvrage de M. Quiehl à ceux qui enseignent le français aux autres, et aussi à ceux qui désirent pour eux-mêmes un guide expérimenté et sûr dans les *arcana* de la bonne prononciation du français. *A. Wallensköld.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 30. Oktober 1920, wo der zweite Vorsitzende und 10 Vereinsmitglieder anwesend waren.

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers übernahm der Unterzeichnete die Führung des Protokolls.

§ 2. Das Protokoll vom 24. April wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Dr. *Heikki Ojansuu* hielt in finnischer Sprache einen Vortrag über das Thema: Einfluss der germanischen Hochzeitsgebräuche auf die estnischen und finnischen in sprachlicher Beleuchtung. Einleitungsweise wurde L. von Schroeder, «Die Hochzeitsgebräuche» (1888), und zwar mit prinzipieller Beistimmung, zitiert. Es wurden folgende Wortzusammenstellungen vorgetragen[1]: 1. Südestn. Subst. plur. *saja*' 'Hochzeit, Hochzeitszug', nordestn. Subst. plur. *saiad* 'Hochzeit, Geschwärme', finn. *saaja* 'Brautjungfer', *saajue* 'das Gefolge der Braut od. des Bräutigams' usw. 〈 an. *seggr*, ags. *secg* 'Mann, Krieger' (Urbed. 'Begleiter, Geselle'); 2. finn. *nuode* (auch *nuoti*) 'affinis, sororis maritus', auch 'Brautfolge' 〈 got. *knôds* 'Geschlecht, Stamm', ahd. *chnòt*, *chnuot* 'Geschlecht'; 3. estn. *veim*, plur. *veimed* 'Geschenke, welche die Braut bei der Hochzeit vertheilt' 〈 ags *weotuma*, *wituma*, *wetma* 'der Kaufpreis der Braut', mhd. *widemen*, *widmen* 'dotare' usw. (bereits früher von Dr. Tunkelo gemachte Zusammenstellung); 4. finn. *myymi*, *myymit* 'dona, quae sponsa ad domum mariti adveniens distribuere solet mariti parentibus et cognatis' 〈? got. *maiþms* 'Geschenk', an. *meiðmar* f. plur. 'Kleinod' usw.

Zu dem Vortrag äusserte sich Prof. *H. Suolahti*, indem er gegen ein paar Punkte der Beweisführung Bedenken erhob.

[1] Der Vortragende hat die Absicht, dieselben anderswo näher zu begründen.

§ 4. Stud. phil. *Erik Tallqvist* berichtete in schwedischer Sprache über den University of London Holiday Course for Foreigners, an dem er im Sommer 1920 während eines Monats teilgenommen hatte, und über seine dabei gewonnenen Erfahrungen und Eindrücke. — In diesen vom University Extension Board der Universität London für angehende sowie ältere Sprachpädagogen bestimmten Kursen wird Unterricht teils in Form von Vorlesungen, teils in Form von täglichen Lese- und Gesprächsübungen mitgeteilt. Der Ref. hatte den Eindruck erhalten, dass die Konversationsklassen weniger zweckmässig angeordnet waren, die Leseklassen hingegen, die unter der Leitung verhältnismässig gewandter Lehrer standen, hatten sich als recht ergiebig erwiesen (phonetische Texte aus den Specimens of English von W. Ripman). Am allernützlichsten waren allerdings die ziemlich mannigfaltigen Vorlesungsserien gewesen, besonders diejenigen über englische Phonetik (Ripman), auf welche vom Ref. näher eingegangen wurde, desgleichen diejenigen über englische Literatur, Geschichte, bes. Geschichte der Stadt London (Walker), und Baukunst. Die zahlreichen Ausflüge und der sonst recht rege gesellschaftliche Verkehr wurden als weniger geeignet charakterisiert, ernstlicher gemeinte Sprachstudien in wünschenswertem Grade zu fördern.

An der nachfolgenden kürzeren Diskussion beteiligten sich mag. phil. Fräulein *Carin Rosenius*. Prof. *Uno Lindelöf* und der Vortragende.

In fidem:
O. J. Tallgren.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 27. November 1920. Anwesend waren der erste Vorsitzende und 8 Vereinsmitglieder.

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll vom Unterzeichneten geführt.

§ 2. Das Protokoll vom 30. Oktober wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Als neues Mitglied wurde vorgeschlagen und angenommen: stud. phil. *Oskari Vahervuori*.

§ 4. Der Vorsitzende teilte mit, dass die Druckkosten der Neuphilologischen Mitteilungen die für das Jahr 1920 zur Verfügung stehenden Mittel bereits um mehrere tausend Fmk. überstiegen hätten. Es wurde der Vorsitzende beauftragt, an

die Regierung die Bitte zu richten, dass der fehlende Betrag dem Verein übermittelt werde.

§ 5. Prof. *A Wallensköld* referierte in französischer Sprache im Anschluss an eine Kartenskizze A. Meillet's neues Buch Les langues dans l'Europe nouvelle.

Die nachfolgende Diskussion, woran sich Dr. *O. J. Tallgren*, Prof. *U. Lindelöf* und der Vortragende beteiligten, berührte hauptsächlich romanistische Fragen, u. a. diejenige nach dem Zusammenhang des Katalanischen mit seinen Nachbarsprachen, sowie das Problem der künstlichen Weltsprache

In fidem:
O. J. Tallgren.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29. Januar 1921. Anwesend waren der erste und der zweite Vorsitzende und 11 Vereinsmitglieder, sowie als Gast Dozent *V. Tarkiainen.*

In Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll vom Unterzeichneten geführt.

§ 1. Das Protokoll vom 27. November wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Vorsitzende verlas den in Abwesenheit des Schriftführers von ihm redigierten Jahresbericht für das Jahr 1920:

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins über das Kalenderjahr 1920.

Im Laufe des Jahres 1920 fanden sechs Sitzungen statt, wobei die Verhandlungen, ausser laufenden Angelegenheiten, folgende Vorträge und Besprechungen umfassten: 1) Vorträge: Akzent, Quantität und Assimilation in den nordgermanischen Sprachen (28. Febr., von Dr. *Br. Sjöros*); Die Maturitätsprüfung (28. Febr., von Schulrat *S. Nyström*); Edmund Spenser und die irische Frage (27. März, von Prof. *U. Lindelöf*); «Le mouvement littéraire et scientifique de l'Espagne actuelle» (27. März, von Dozent *O. J. Tallgren*); Der Expressionismus in der neueren deutschen Literatur (24. April, von Dr. *G. Schmidt*); Die Rückumlauterscheinung bei den schwachen Verben im Ahd. (24. April, von Prof. *H. Pipping*); Einfluss der germanischen Hochzeitsgebräuche auf die estnischen und finnischen in sprach licher Beleuchtung (30. Okt., von Dr. *H. Ojansuu*); «The Uni-

versity of London Holiday Course for Foreigners 1920» (30. Okt., von stud. phil. *E. Tallqvist*); 2) Besprechungen: Alois Brandl, Zur Geographie der altenglischen Dialekte, und D. Jones, An Outline of English Phonetics (31. Jan., von Prof. *U. Lindelöf*); E. Winkler, Marie de France (24. April, von Prof. *A. Wallensköld*); A. Meillet, Les langues dans l'Europe nouvelle (27. Nov., von Prof. *A. Wallensköld*). Das Jahresfest wurde der exzeptionellen Teuerung wegen nicht gefeiert.

Die «Neuphilologischen Mitteilungen» erschienen in drei Lieferungen von zusammen acht Nummern (1/2, 3/4, 5/8) mit 163 Seiten; die Redaktion bestand aus dem ersten und dem zweiten Vorsitzenden mit Doz. *O. J. Tallgren* als Schriftführer. Das Blatt wurde ausser an die 245 Mitglieder des Vereins (die Abonnenten eingeschlossen), sowie an zufällige Käufer, unentgeltlich an 96 Institutionen, Zeitschriften und Personen im In- und Auslande gesandt. Zur Bestreitung der Druckkosten der Neuphilologischen Mitteilungen erhielt der Verein von der Regierung Fmk. 3,000 und von der Universität Fmk. 1,000. Obschon der Mitgliedsbetrag für das Jahr 1920 auf Fmk. 10 erhöht wurde, haftet der Verein jetzt der ungeheuren Druckkosten wegen für eine Schuld von etwa Fmk. 4,000. Hoffentlich wird die Regierung dem Vereine die nötigen Mittel gewähren, um diese Schuld zu bezahlen; sonst wird unser Blatt dieses Jahr nicht erscheinen können.

Der Vorstand setzte sich zusammen aus Prof. *A. Wallensköld*, erstem Vorsitzendem; Prof. *Hugo Suolahti*, zweitem Vorsitzendem; Dr. phil. *Emil Öhmann*, Schriftführer und Kassenverwalter.

Helsingfors, den 29. Januar 1921.

A. Wallensköld.

§ 3. Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen und angenommen: Dr. phil. *Ragnar Öller* und stud. phil. *K. M. J. Hildén*.

§ 4. Der Verein bestimmte als Jahresbeitrag der Mitglieder für das Jahr 1921 Fmk. 10 und dieselbe Summe als Kaufpreis für ältere Jahrgänge der Neuphilologischen Mitteilungen.

§ 5. Zu Mitgliedern des Vorstands wurden für das Jahr 1921 die bisherigen Mitglieder wiedergewählt: zum ersten Vorsitzenden Prof. *A. Wallensköld*, zum zweiten Vorsitzenden Prof. *H. Suolahti* und zum Schriftführer Dr. phil. *E. Öhmann*. — Zu Revisoren wurden ausersehen Frau *Elin Johansson* und Frl. *Svea Silander* und zum Suppleanten stud. *O. Vahervuori*.

§ 6. Dozent Dr. *V. Tarkiainen* hielt in finnischer Sprache

einen Vortrag über Cervantes' Roman Persiles y Sigismunda[1]. Der Vorsitzende sprach dem Vortragenden für den Vortrag den Dank des Vereins aus.

§ 7. Prof. *A. Wallensköld* gab anlässlich einer neuerschienenen Dissertation von Gerhard Rohlfs: Ager, Area, Atrium. Eine Studie zur romanischen Wortgeschichte (Borna-Leipzig, 1920), eine kurze Darstellung der mutmasslichen Entwicklungsgeschichte der franz. Wörter *air*, *aire* und *débonnaire* in phonetischer und semasiologischer Beziehung[2].

In fidem:
U. Lindelöf.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. Februar 1921. Anwesend waren der erste und der zweite Vorsitzende und 24 Mitglieder.

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers wurde Unterzeichneter vom Vorsitzenden aufgefordert, das Protokoll zu führen.

§ 2. Das Protokoll vom 29. Januar wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Der Vorsitzende verlas folgenden

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Jan. 1920—1. Jan. 1921.

Einnahmen:

Kassenbestand am 1. Jan. 1920	FM.	1,969: 38
Zinsen für das Jahr 1919	»	16: 03
Jahresbeiträge	»	2,088: —
Verkaufte Exemplare der Neuphil. Mitteil.		310: 90
Verkaufte Exemplare der Mémoires de la Société Néo-philologique	»	17: —
Vom Consistorium academicum für die Neuphil. Mitteil. angewiesen	»	1,000: —
Vom Staate für die Neuphil. Mitteil. angewiesen	»	3,000: —
Anleihe	»	5,000: —
Summe	FM.	13,401: 31

[1] Siehe oben, S. 41. — [2] Siehe oben, S. 70.

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitteil. 1920 (und Restbetrag 1919)	FM.	11,129: 85
Brief- und Stempelmarken	»	257: 35
Anzeigen	»	226: —
Bedienung und Einkassierung	»	25: 25
Verschiedenes	»	124: 50
Kassenbestand am 31. Dez. 1920	»	1,638: 36
Summe	FM.	13,401: 31

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden und schlagen deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors, den 26. Februar 1921.

Svea Silander. *Elin Johansson.*

Dem Kassenverwalter wurde Decharge erteilt.

§ **4**. Der Verein beschloss, auch diesmal von einer Feier des Jahresfestes abzusehen.

§ **5**. Professor *H. Suolahti* hielt in finnischer Sprache einen Vortrag über die schriftliche Reifeprüfung in den fremden Sprachen.

Der Vortragende gab zunächst eine kurze Darstellung der verschiedenen Formen der Reifeprüfung, die in den letzten Jahrzehnten in Finnland zur Anwendung gekommen sind, und legte die Gründe dar, welche die Einführung einer «Doppelprüfung», d. h. einer schriftlichen Übersetzung aus der fremden Sprache in die Muttersprache, ergänzt durch eine kurze und leichte Übersetzungsaufgabe aus der Muttersprache in die fremde, veranlasst hatten. Seinerseits war er von der Zweckmässigkeit der neuen Prüfung überzeugt; da indessen einige Fachlehrer zu befürchten schienen, dieselbe werde zu grosse Asprüche an die Schüler stellen und somit die Anzahl der im Examen durchgefallenen Prüflinge in beträchtlicher Weise vermehren, meinte der Vortr., dass diese Befürchtung nicht begründet sei. Er hob hervor, dass die Prüfungskommission auch fernerhin dafür sorgen werde, dass die im Examen vorgelegten Aufgaben mit den Klassenleistungen im Einklang stehen und dass also nur solche Prüflinge zurückgewiesen werden, welche die erforderliche Reife nicht besitzen; auch sei die Prüfungskommission ermächtigt, bei der Beurteilung des Prüfungsergebnisses ungenügende Leistungen in einem Fache durch genügende in an-

deren Gegenständen als ausgeglichen zu erachten. Schliesslich berührte der Vortr. die auf dem allgemeinen Lehrertag in Helsingfors im letzten Sommer veranstaltete Erörterung der Bestimmungen der Prüfungsordnung vom 15. Dezember 1919 und zeigte, dass der betreffende Referent diese sehr einseitig beleuchtet habe. Um einem von Fachlehrern ausgesprochenen Wunsche entgegenzukommen, hatte der Vortr. zwei Reifeprüfungsaufgaben im Deutschen ausgearbeitet und stellte diese zur Diskussion.

Bei der Diskussion waren Oberlehrer, Dr. *E. Hagfors* und Frau mag. phil. *A. Lindgren-Guérillot* der Ansicht, dass die vorgeschlagenen Aufgaben nach Art und Schwierigkeit die an die Schüler zu stellenden Anforderungen in keiner Weise überschritten.

In fidem:
Solmu Nyström.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 2. April 1921, wo der Vorsitzende und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1. Da der Schriftführer abwesend war, übernahm Unterzeichneter auf die Aufforderung des Vorsitzenden die Funktion des Schriftführers.

§ 2. Das Protokoll vom 26. Februar 1921 wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Professor Dr. *U. Lindelöf* machte einige Mitteilungen über die seit ein paar Jahren in England tätige Gesellschaft The Society for Pure English. An der Spitze derselben steht ein Vorstand aus vier Mitgliedern: dem Poeta Laureatus Robert Bridges, der die Seele des Unternehmens zu sein scheint, Dr. Henry Bradley, Sir Walter Raleigh und Dr. L. Pearsall Smith, der zugleich der Schriftführer der Gesellschaft ist. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft sind mehrere sehr bekannte Persönlichkeiten zu nennen, wie die Schriftsteller Thomas Hardy und Arnold Bennett, der Politiker Balfour, u. a. Die Gesellschaft veröffentlicht in zwangloser Folge eine Reihe von sog. «Tracts». In dem ersten von diesen Heftchen wird das allgemeine Programm der Gesellschaft dargelegt. Man beabsichtigt, das Interesse der Schriftsteller, der Philologen und des Publikums für Fragen zu wecken, die mit der Reinheit und Schönheit des gesprochenen und geschriebenen Englisch zusammenhängen. Die Orthographiereform als solche hat in dem Programm keinen Platz, wenn auch einzelne Punkte aus dem Gebiete der Rechtschreibung zur Besprechung gelangen.

Das Hauptinteresse widmet die Gesellschaft, scheint es, dem Wortschatz. Ein Purismus im eigentlichen Sinne wäre ja im Englischen kaum denkbar. Immerhin will die Gesellschaft sprachlicher Neuschöpfung aus einheimischem Material eine wohlwollende Aufmerksamkeit schenken. — Der zweite Tract besteht in einer Abhandlung von Bridges über «English Homophones». Die lebhaft und witzig abgefasste Schrift gibt ein langes Verzeichnis von gleichlautenden Wörtern im Englischen. Die Zahl derselben ist zwar recht gewaltig; doch ist wohl die von denselben herrührende Gefahr für die Sprache kaum so gross, als der Verfasser glaubt, da zahlreiche Wörter in seinen Listen recht selten oder rein technisch sind. Der Verfasser greift die Phonetiker, und nicht am wenigsten Daniel Jones recht scharf an, nicht weil diese eigentlich die tatsächlich vorkommende Aussprache falsch dargestellt hätten, sondern wegen der prinzipiellen Bevorzugung eines südenglischen, zu immer ausgedehnterem Entstehen von Homophonen neigenden Normaltypus der Aussprache. — Der ganze dritte Tract behandelt gewisse auf Fremdwörter bezügliche Einzelfragen. Ein vierter Tract dürfte in den letzten Tagen erschienen sein.

Die Tätigkeit der Gesellschaft ist bisher recht bescheiden, und es ist zur Zeit noch schwer, derselben eine Prognose zu stellen. Immerhin verdienen ihre Bestrebungen die Beachtung aller, die sich für die Entwicklung der englischen Sprache interessieren.

§ **4**. Universitätslektor Dr. *Alexis von Kræmer* hielt danach einen Vortrag über Quelques écrivains français représentatifs de la génération actuelle. Der Vortragende betonte, wie man mit Hülfe der französischen Zeitschriften die verschiedenen Strömungen in der Literatur verfolgen kann, da die meisten Schriftsteller in Frankreich ihre Arbeiten erst in den «Revues» veröffentlichen. Besonders ist die Nouvelle Revue française in dieser Hinsicht von grösster Bedeutung für die heutige literarische Generation. Es sei erwähnt, dass unsere Universitätsbibliothek als Geschenk die hevorragendsten dieser Zeitschriften von der französischen Regierung bekommen hat, wodurch das Studium der heutigen französischen Literatur wesentlich erleichtert worden ist.

In der gegenwärtigen französischen Literatur kann man ein allmähliches Verschwinden der vor dem Kriege so zahlreichen literarischen -ismen mit ihren verschiedenen Theorien und eine Annäherung an den Klassizismus verspüren. Eine der Koryphäen der heutigen literarischen Generation ist

André Gide. Seine Werke sind voll Kritik, Reflexion und Intelligenz; für ihn ist ein literarisches Werk ein Erzeugnis der Vernunft. Sein Stil nähert sich dem der Klassiker, obwohl ein modernes Gepräge nicht zu leugnen ist. — Unter den anderen sind zwei verschiedene Gruppen zu unterscheiden; zu der ersten gehören diejenigen, die sich mit Gefühlanalyse, zu der anderen die, die sich mit intellektueller Analyse beschäftigen. Eine der ursprünglichsten und interessantesten dieser literarischen Erscheinungen ist Paul Claudel, ein sehr schwer verständlicher Schriftsteller; seine Freunde sehen in ihm ein vorzügliches Genie, seine Gegner betrachten ihn dagegen als einen «Bluffeur». Er hat ein fast katholisches Fühlen, und er ist von den Dichtern der symbolischen Schule beeinflusst worden, besonders von den Dramen des Dichters Villiers de l'Isle-Adam und von Arthur Rimbaud — einem Dichter, der seine Arbeiten im Alter von 16 bis 19 Jahren herausgab und dessen literarischer Ruhm heutzutage in starker Zunahme begriffen ist —, und schliesslich auch von dem amerikanischen Dichter Walt Whitman. Claudel schreibt meist symbolische Dramen, oft mit legendarischem Stoffe. Er hat poetische Kraft und Schwung, womit er den Leser hinreissen kann, auch wenn der Verstand nicht mehr zu folgen vermag. Die Gebrüder Tharaud (Ernest und Charles, pseud. Jean und Jérome) sind viel im Orient umhergereist, was auch Spuren in ihren Werken hinterlassen hat. Es ist hauptsächlich die intellektuelle Gefühlsstimmung, die sie interessiert; in «L'ombre de la croix» und «Un royaume de Dieu» schildern sie die jüdische Psychologie, «La fête arabe» stellt uns das Leben in den Kolonien dar, u. s. w. Ihr in literarischer Hinsicht bedeutendstes Werk ist «La maîtresse servante». Diese Dichter erzählen mit einer gewissen Zurückhaltung und Nüchternheit. — Marcel Proust hat, hinsichtlich der Bilder und Metaphern seines Stils, ein sehr modernes Gepräge. Er hat nicht viele Bücher geschrieben, aber seine Werke sind sehr weitschichtig; die meisten sind selbstbiographisch und von einander abhängig. Er schreibt umständlich und zergliedert sorgfältig alle Einzelheiten, die kleinsten Umstände haben für ihn Bedeutung. Er ist ein eigentümlicher und persönlicher Dichter, und er hat Seiten geschrieben, die von erhabener Schönheit sind; besonders fällt dem Leser der Rhythmus und der Periodenbau seines Stils auf. — Von den Zeitgenossen dieser Dichter sei noch Jean Giraudon erwähnt; auch er vertritt eine sehr moderne Richtung in der Literatur, besonders hinsichtlich seiner Bildersprache.

Schliesslich berührte der Vortragende noch die Extremen der heutigen französischen Literatur, die Futuristen, Kubisten und Dadaisten, von deren Geistesprodukten einige Probestücke vorgetragen wurden; die Dichter der letztgenannten Schule, die sich ja selber über den Dadaismus lustig machen, haben das Publikum nicht begeistern können, und ihre grösste Bedeutung liegt darin, dass sie erwiesen haben, wohin die falsch eingestellte Entwicklung schliesslich führen kann.

In fidem:
Ragnar Öller.

Eingesandte Literatur.

Philipp Aronstein, John Donne als Dichter. Ein Beitrag zur Kenntnis der englischen Renaissance. Halle a. S., M. Niemeyer, 1920. 101 S. 8:o. Preis: Rmk. 12: — (Sonderabruck aus «Anglia» XLIV (XXXII), 2).

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, verzameld en uitgegeven door Dr. *P. J. Blok* en Dr. *N. Japikse.* V[e] Reeks Deel VII, Afl. 1 en 2. 's-Gravenhage, M. Nijhoff, 1920. 128 S. 8:o.

Maurice Cahen, Le mot «Dieu» en vieux-scandinave (= Collection linguistique p. p. la Société de Linguistique de Paris, X). Paris, H. Champion, 1921. 82 p. in-8°.

C. S. Fearenside & Nils Hagström, under medverkan av *P. Mealy* och *E. A. Meyer,* Samtliga realskolestilar (tyska, engelska, franska) v. t. 1907—v. t. 1920, ordnade med hänsyn till innehållet samt försedda med antydningar om svårigheter. Tredje, utvidgade och förbättrade upplagan med tillägg av vårens realskolestilar 1920. (= Moderna Språk's bibliotek, II). Malmö, 1920. VIII + 32 S. 8:o. Preis: Kr. 1: 50.

C. S. Fearenside & M. A. Oxon, English Notes and Queries on sixty-six Junior Texts (Samtliga Realskolestilar, v. t. 1907—v. t. 1920), containing General Exercises on English Translation and Special Notes on each Text (= Moderna Språk's bibliotek, VII). Malmö, 1921. VIII + 89 pag. 8°. Price: Kr. 4: 50.

C. S. Fearenside & M. A. Oxon, A Farce of Errors being actual Mistranslations of fifty Junior Texts, collected, arranged and annotated to stimulate the critical powers of the student and to lighten the labours of the teacher (= Moderna Språk's bibliotek, VIII). Lund, 1920. VIII + 74 pag. 8°. Price: Kr. 5: —.

Two of the three books which have long been announced under this heading, and which have been in preparation for more than five years, have now at length been published. One of these books is mainly intended for *learners of English,* even comparatively young ones, while the other is almost exclusively aimed at actual or prospective *teachers of English;* and it is for the latter class that the third (and so far unpublished) book, the complete English Key, will exclusively be intended.

(1) *English Notes and Queries on Sixty-Six Junior Texts.* This contains (a) suggestive questions which the student is urged to ask himself before he attempts to tackle

any of the grammatical difficulties set forth in the Grammatical Index to *Samtliga Realskolestilar;* (b) notes on each of the texts, intended not to solve the learner's difficulties as regards vocabulary and renderings but to enable him to solve them for himself. Written and oral work for revision, and exercises in composition and pronunciation are also provided — all in direct relation to the text in hand.

(2) *Actual Mistranslations of Fifty Junior Texts.* This is a kind of «false key» to the texts treated, containing in a clear form all the faulty translations that have been recorded by the compiler, with some statistics, where available, as to their frequency. There is also a phonetic index of some 700 spelling mistakes, accompanied by exercises on the relation between spelling and pronunciation in English. The book serves the main purpose of a key by helping the teacher to prevent and detect the most frequent mistakes.

A complete English key to the Junior Certificate Texts could not now be produced at the rate tentatively offered in 1915 (1 kr. per sheet or 5 kr. for the 40 texts then in existence). Instead of publishing such a complete key all at once, therefore, it is now proposed to publish a mere translation with full variants in the near future and to leave till later the detailed commentary without which a key is little better than waste paper.

Specimen pages — and also, in the case of «Mistranslations», some suggestions for use — are given in the detailed prospectuses of these books which can be obtained on application to the author (C. S. Fearenside, Vinkelgatan 3, Stockholm). *C. S. Fearenside.*

E. Gamillscheg und *L. Spitzer,* Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre (= Biblioteca dell'«Archivum romanicum» diretta da Giulio Bertoni. Serie II: Linguistica. Vol. 2°). Genève, Leo S. Olschki, 1921. 230 S. 8:o. Preis: 12 Schweizer Franken.

Rudolf Grossmann, Spanien und das elisabethanische Drama (Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. Band 4 — Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 3). Hamburg, L. Friederichsen & Co, 1920. 138 S. gr. 8:o. Preis: Rmk. 18: —.

Emile Hinzelin, La Lorraine, pure gloire de France. Paris, La Renaissance Contemporaine, 1918. 29 p. in-8°. Prix: 2 fr.

A. Jeanroy et *A. Långfors,* Chansons satiriques et bachiques du XIIIe siècle (= Class. fr. du moyen âge, n° 23). Paris, H. Champion, 1921. XIV + 143 p. in-8°. Prix: 7 fr. 50 c.

Sven Karsberg, Gurli Westgren et *Erik Rooth,* Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germanique, publiés par des Suédois de 1917 à 1919 (extrait des Studier i modern språkvetenskap, utg. av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, VII, p. 215—234) Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1920.

Eugen Lerch, Einführung in das Altfranzösische. Texte, Übersetzungen, Erläuterungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. VI + 161 S. 8:o. Preis: Rmk 9: —.

A. Meillet, Linguistique historique et linguistique générale (= Collection linguistique publiée par la Société de linguistique de Paris, VIII). Paris, H. Champion, 1921. VIII + 335 p. in-8°.

Cet intéressant volume contient les mémoires suivants, pour la plupart publiés antérieurement comme articles de revue: L'état actuel des études de linguistique générale; Sur la méthode de la grammaire comparée; Note sur une difficulté générale de la grammaire comparée; Linguistique historique et linguistique générale; Convergence des développements linguistiques; Le problème de la parenté des langues; Les parentés de langues; Différenciation et unification dans les langues; L'évolution des formes grammaticales; Sur la disparition des formes simples du prétérit; Le renouvellement des conjonctions; Sur les caractères du verbe; Le genre grammatical et l'élimination de la flexion La catégorie du genre et les conceptions indo-européennes Comment les mots changent de sens; Le nom de l'homme; Quelques hypothèses sur des interdictions de vocabulaire dans les langues indo-européennes; *A propos d'un récent dictionnaire étymologique du français;* A propos des noms du vin et de l'huile; *J. Gilliéron et l'influence de l'étude des parlers locaux sur le développement du romanisme; Sur le sens linguistique de l'unité latine;* La religion indo-européenne.

W. Meyer-Lübke, Historische Grammatik der französischen Sprache. Zweiter Band: Wortbildungslehre (= Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hrsg v. W. Meyer-Lübke, I. Reihe: Grammatiken, 2. Band). Heidelberg, C. Winter, 1921. XII + 175 S. 8:o. Preis: Mk. 12: —.

G. Neckel, Ibsen und Björnson (= Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 635. Band). Leipzig-Berlin, B. G Teubner, 1921. 127 S. 8:o. Preis: kart. *M.* 3: 60, geb *M.* 7: —.

Karl Quiehl, Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Sechste Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. 220 S. 8:o. Preis: Rmk. 12: —.

Erik Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Akad. Abh. Uppsala, 1919. CXXXIV + 165 S. mit 2 photogr. Facsimiles.

A. Seidel, Sprachlaut und Schrift (= A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde, 130. Teil). Wien u. Leipzig, A. Hartleben, o. J. XII + 178 S. 8:o. Geb. M. 10 u. 20 % Verlagszuschlag.

A. Seidel, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen (= A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde, 131. Teil). Wien u. Leipzig, A. Hartleben, o. J. XVI + 176 S. 8:o. Geb. M. 10 u. 20 % Verlagszuschlag.

Leo Spitzer, Studien zu Henri Barbusse. Bonn, Fr. Cohen, 1920. 96 S. 8:o. Preis: Rmk. 8: —.

Leo Spitzer, Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger' im Italienischen. Stilistisch-onomasiologische Studie auf Grund von unveröffentlichtem Zensurmaterial (= Beiheft zur Zs. f. rom. Phil. 68). Halle a. S., Max Niemeyer, 1921. VIII + 345 S. 8:o. Preis: M. 42: —.

Leo Spitzer, Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen iberoromanischen Sprachen (= Biblioteca dell'‹Archivum Romanicum› diretta da Giulio Bertoni. Serie II: Linguistica. Vol. 1°). Genève, Leo S. Olschki, 1921. VIII + 162 S. 8:o. Preis: 10 Schweizer Franken.

Doz. O. J. Tallgren gewidmet.

Hermann Suchier, Aucassin und Nicolette, kritischer Text mit Paradigmen und Glossar. Neunte Auflage, bearbeitet von *Walter Suchier.* Paderborn, F. Schöningh, 1921. LX + 111 S. 8:o. Preis: Mk. 8:—.

Aus dem Vorwort W. Suchiers zu dieser in deutschem Gewande wieder erscheinenden Auflage: «Die neunte Auflage ist die erste, die seit Hermann Suchiers Tode erscheint; Vorarbeiten dazu hatte mein Vater nicht unternommen. — — — ich habe versucht, zur Einführung in den Text eine zusammenfassende Darstellung dessen zu geben, was von der bisherigen Forschung über unser Denkmal ermittelt ist, und zugleich die wichtigste Literatur darüber zu nennen. — — — ist das Glossar einer gründlichen Durchsicht und Umarbeitung unterzogen worden. — — — Von der Beigabe der Notentafel musste im Hinblick auf die Kosten diesmal leider abgesehen werden».

Luís Vélez de Guevara, El Rey en su imaginación, ed. publicada por *J. Gómez Ocerín* (= Teatro antiguo español. Textos y estudios, III). Madrid, Centro de estudios históricos, 1920. 159 págs. 4°. Precio: 6 ptas.

Schriftenaustausch.

Acta Academiae Aboensis. Humaniora, I.

Enthält sechs längere und kürzere Aufsätze soziologischen und philologischen Inhalts von Edward Westermarck, Johannes Sundwall, Rafael Karsten, Gunnar Landtman und K. Rob. V. Wikman.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, tom VIII (1914—1915), ab l'apendiç: *Pertret per una Bibliografía filologica de la llengua catalana del temps més antic fins a 31 de desembre de 1914, obra de Mn. Antoni Mª Alcover.* 268 + CXIV p. 8°. — IX (1916—1917). 384 p. — X (1918—1919). 524 p. — XI (1920). 336 p. — XII 1 (Janer de 1921), 2 (Febrer-març de 1921).

«El publica Mn. *Antoni Mª Alcover* per promoure i dur a cap la formació del lèxich d'aqueixa llengua». — «Suscripció: dins Espanya: 2 pess., extranger: 2'60 pess. l'any. Redacció: St. Bernat, 5, Pral.-2.ª Palma».

Bollettino della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, I (1920) 2—4.

Butlletí de dialectologia catalana publicat per les oficines del Diccionari General de la Llengua catalana, VIII (1920).

The Journal of English and Germanic Philology, XVII (1918) 2. — XIX (1920) 1—3.

Les Langues Modernes, X (1912) 1—9 (janv.-sept.). — XIII (1915) 3 (mai-juin). — XV (1917) 6 (nov.-déc.). — XVI (1918) 1—4 (janv.-déc.). — XVII (1919) 3 (juillet-sept.). — XVIII (1920) 1 (janv.-févr.), 5 (sept.-oct.), 6 (nov.-déc.). — XIX (1921) 1, 2.

Mnemosyne, Nova Series, XLVIII 3, 4.

Moderna Språk, XIV (1920) 7—8. — XV (1921) 1—5.

Modern Language Notes, XXXI (1916) 5—8. — XXXII (1917). — XXXIII (1918). — XXXIV (1919). — XXXV (1920). — XXXVI (1921) 1—4.

Museum (Leiden), XXVIII (1920—21) 2—8.

Namn och Bygd, VIII (1920) 2—4.

Opuscoli della «Società Filologica Friulana», N. 1 (1920), 28 p. — 2 (1920), 14 p.

Spanien, I (1919) 3. — II (1920) 4.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, XXX (1920) (= Nr. 118—121)

Studier i Modern Språkvetenskap, utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, VIII. Uppsala 1921. 163 S. 8:o.

Der am 25. Jahrestag der Stiftung des Vereins (9. Mai) herausgegebene Band enthält u. A.: *Åke W:son Munthe,* Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm 1896—1921; *J. Melander,* La locution «il y a»; *E. Staaff,* L'origine de l'usage de l'article défini devant les noms de pays en français; *Åke W:son Munthe,* «Juro a bríos baco balillo», apuntes sueltos; *Hilding Kjellman,* La légende de saint Jean Damascène, une rédaction du XIIIe siècle en vers français; *R. E. Zachrisson,* Change of TS to CH, DS to DG and other Instances of Inner Sound-Substitution; *Alfred Stenhagen,* Två fall av imperfektum i franskan; *J. Reinius,* Några anmärkningar till tysk grammatik.

Udin, an I: *Il Strolic Furlan pa'l 1920* cui scunzûrs dai amîs dal lengàz furlan. Udin, Meni Del Bianco e Fì, 1919. 55 p. Cent. 50. — II: *Il Strolic Furlan pal 1921* dat fûr dai amîs dal lengàz furlàn cun duc' i Marciâz, lis Sagris, lis fiestis di bal e altris divertimènz. Udin, 1920. 55 p. Un franc.

Virittäjä, XXIV (1920) 6—8.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: *Arthur Långfors,* Un jeu de société du moyen âge, Ragemon le Bon, inspirateur d'un sermon en vers, 32 S. 8:o (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae B XV, 2 [1920]). — *J. J. M[ikkola],* Ranskalaiset oppikirjat (= Aika 1921, S. 51—52): Kurze Bespr. der von den betr. französischen Verlegern an einige Helsingforser Bibliotheken geschenkten französischen Schul- und Lehrbücher, vgl. Neuphil. Mitteil. XXI (1920), S. 163. — *A. Wallensköld,* Strassburger-ederna, den älsta bevarade texten på franska språket (= Översikt av Finska Vetenskaps-Societetens Förhandl., Bd. LXIII, 1920—21, Avd. B, n° 1). Vortrag, gehalten in der Sitzung der F. V. S. vom 25. Okt. 1920. Mit Noten und 1 Tafel in Lichtdruck. 16 S. 8° u. Tafel.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Arthur Långfors,* Bespr. von Le Tornoiement as dames de Paris, de Pierre Gencien, p. p. Mario Pelaez, in Rom. XLVI, 408—424; Bespr. von Romanische Forschungen XXVI - XXIX, XXXIII, ebend. 439 – 443, 446 – 448; Bespr. von A. Cullmann, Die Lieder und Romanzen des Audefroi le Bastard, und von H. Wolff, Dichtungen von Matthäus dem Juden und Matthäus von Gent, ebend. 586—591; von Revue des langues romanes, LIX (1916), fasc. 1 – 2, ebend. 600—601; Nekrolog über Johan Storm, ebend. 621.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Arthur Långfors,* Le Roman de Fauvel, par Gervais du Bus, von E. Hoepffner, Rom. XLVI, S. 426—433; *Derselbe,* Les Incipit des poèmes français antérieurs au XVIe siècle, I, von L. Foulet, Rom. XLVI, 458—459. — *Neuphil. Mitteil.,* redaktionell bespr. in Bolletí del Dicc. de la llengua catal. XII (1921), S. 6: «ès avuy una de les millors revistes romanistes . . .».

Personalien: Dozent *Arthur Långfors*, der gegenwärtig erster Sekretär der finnländischen Legation in Paris ist, bestreitet seit Anfang April den Unterricht des Professors A. Jeanroy an der Ecole des Hautes Etudes, welcher während ein paar Monate an der Hochschule in Florenz Vorlesungen hält. — Zum Lektor der englischen Sprache an der Universität Helsingfors ist ernannt worden Mr. *Henry Alexander*, M. A., aus Liverpool, welcher jetzt englischer Lektor an der Universität Uppsala ist. Die übrigen modernsprachlichen Lektoren an der hiesigen Universität sind: für die deutsche Sprache Dr. *Gustav Schmidt* und Dr. *Heinrich Schlücking*, für die französische Sprache Dr. *Alexis von Kræmer*.

Ferienkurse: In *Dijon* vom 1. Juli bis 31. Okt. — In *London* vom 3. bis 22. Aug. («A Summer Vacation Course in Spoken English for Foreigners»). — In *Madrid* vom 9. Juli bis 20. Aug. — In *Paris* (Alliance Française) vom 1. bis 31. Juli (première série) und vom 1. bis 31. Aug. (deuxième série). — In *Strassburg* vom 4. Juli bis 24. Sept. («Enseignement spécial de la prononciation, de la langue, de la littérature et de la civilisation françaises»; «Cours pratiques d'allemand pour les étudiants français et étrangers»). — Nähere Auskünfte bei der Redaktion dieses Blattes.



NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld — Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti — Professor der germanischen Philologie

Nr. 5	Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 10 bei der Redaktion, Fmk 12: 50 durch die Buchhandlungen. Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. Wallensköld (Sörnäs Strandväg 5), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte an den Schriftführer der Redaktion, Doz. O. J. Tallgren (Freesenkatu 3), einzusenden.	XXII Jahrg. **1921**

Dante et l'Islam [1]

Le sixième centenaire de la mort de Dante se célèbre actuellement avec un éclat extraordinaire dans tous les pays civilisés. C'est comme si, par-dessus les antagonismes qui divisent encore les peuples, on s'était proposé mutuellement et tacitement de réhabiliter l'honneur d'une puissance supérieure à la force, et qu'en rendant hommage à un des plus grands génies qu'ait jamais produits l'humanité, on voulût rétablir le lien idéal entre les esprits que la discorde matérielle a séparés, mais qui voient dans le travail commun de la culture intellectuelle le seul remède pour le rétablissement de la paix mondiale.

Ces fêtes donneront sans doute une impulsion nouvelle aux études dantesques. Depuis des mois, on voit paraître incessamment des articles dans les revues et les journaux non seulement d'Italie, mais aussi de l'étranger. A côté de cette orientation plus ou moins populaire, les contributions nouvelles à l'étude proprement dite de Dante et de son œuvre n'ont

[1] Conférence lue à la séance de septembre de la Société Néo-philologique.

point manqué, et les recherches suivies sur ce sujet, auxquelles nous avaient habitués les temps «où les études florissaient», reprendront certainement bientôt leur cours. La matière est loin de faire défaut, nous le savons bien, et nous apprenons aussi à chaque pas combien de problèmes à résoudre nous offrent encore presque toutes les faces de cette œuvre miraculeuse.

Je serais mal inspiré, cela est certain, de vouloir offrir aux lecteurs de cette revue un article ordinaire de jubilé. Les membres de notre société, dont l'un a publié en suédois une traduction rimée de l'*Enfer* et se propose de continuer cette tâche en nous donnant aussi le reste du grand poème et dont un autre (tous les deux comptant du reste parmi la majorité féminine de nos réunions) a translaté joliment en finnois la *Vita Nuova,* connaissent trop bien le sujet pour qu'un tel exposé ne doive leur sembler superflu. Voilà pourquoi je préfère leur offrir, pour célébrer aussi de notre part et dans notre modeste mesure cette mémoire, le résumé succint d'un ouvrage remarquable paru il y a deux ans déjà, mais au sujet duquel l'échange des opinions ne fait que commencer.

L'auteur en est un arabiste espagnol bien connu, M. Miguel Asín Palacios, et son travail s'intitule *La escatología musulmana en la Divina Comedia.* C'est originairement un discours de réception à l'Académie royale d'Espagne, mais sensiblement élargi pour l'impression, à en juger d'après l'ouvrage, qui forme dans les actes de l'Académie un volume in-4⁰ de 385 pages. Disons d'avance que l'histoire des précurseurs de la Divine Comédie — objet de tant d'investigations savantes déjà — se voit enrichie par ce travail d'une contribution des plus curieuses et intéressantes. La discussion scientifique s'en est déjà saisie, comme je viens de le dire, mais il reste évidemment beaucoup à dire et à entendre sur ce sujet, avant que les arguments pour et contre soient épuisés. Le fait même que cette discussion tombe pour ainsi dire au milieu du jubilé assurera sans doute aux recherches de M. Asín Palacios l'examen complet et approfondi qu'elles demandent.

Il faut dire cependant que les dantologues ne seront pas capables d'apprécier seuls la thèse du livre. Ce sera plutôt aux arabisants de dire le mot décisif, du moins sur quelques points très essentiels.

En attendant, et puisque le travail du savant espagnol n'est probablement pas à la portée de la plupart des lecteurs de cette revue, voici les données principales de son exposé.

Son but est la démonstration des ressemblances qui existent entre les différentes versions de la légende musulmane du voyage nocturne et de l'ascension de Mahomet dans les habitations d'outre-tombe, et la *Divine Comédie.*

Cette légende a son point de départ dans un versicule du Coran contenant une allusion au voyage merveilleux du prophète. Elle apparaît dans un grand nombre de versions, altérée d'une façon plus ou moins fantastique par l'imagination populaire. Au 9[e] siècle de notre ère une version fait raconter à Mahomet lui-même sa descente dans l'Enfer accompagné d'un guide, comme Dante est accompagné de Virgile: on rencontre des pécheurs de types variés, lesquels le voyageur aborde en passant; il explique le caractère des vices et des vertus, et dans une rédaction de cette version divers supplices sont déjà mentionnés qui correspondent à l'Enfer de Dante, p. ex. la peine du tourbillon de feu qui lance incessamment les pécheurs en avant, ou le torrent de sang où ils nagent sans pouvoir aborder la terre. De plus, Mahomet a ici déjà la vision du paradis et doit comme les voyageurs chez Dante boire, avant de continuer sa marche, l'eau d'un fleuve qui passe entre le purgatoire et le paradis. Une autre version de la même époque ajoute d'autres supplices que nous connaissons de la *Divine Comédie.* Mais cette fois nous rencontrons surtout une description du ciel tout à fait analogue à celle de Dante, non seulement en ce qui concerne l'architecture extérieure (c'est naturellement Ptolémée qui dans les deux cas a fait autorité), mais aussi par le sens et l'art de l'exécution même. Lumière, musique et couleurs, comme chez Dante; comparaisons et images identiques: les

voyageurs ne peuvent décrire ce qu'ils ont vu, ne peuvent supporter tout cet éclat, etc.; les étapes de l'ascension sont les mêmes, les exhortations, les explications et les prières de Gabriel, guide de Mahomet, correspondent à celles de Béatrice; les deux voyageurs, Mahomet et Dante, se pâment d'admiration devant les merveilles; dans la version musulmane, l'Aigle dantesque est représenté par un coq aussi merveilleux; la suprême vision de l'Empyrée est la même avec la divine essence, les neuf cercles rayonnant de lumière, les anges innombrables qui les entourent; il y a les mêmes nombres, les mêmes lumières, les mêmes chants, et dans les deux ouvrages cette apothéose est représentée deux fois, la première fois à distance et l'autre comme l'achèvement et le couronnement du tout (Parad. XXVIII et XXX).

L'étape suivante dans le développement de ces légendes est marquée par une version où les deux voyages, la descente et l'ascension, sont enchaînés l'un à l'autre comme dans la *D. C.* Un détail à remarquer: la vieille qui se présente à Mahomet au début de son voyage et que Gabriel interprète comme symbolisant le faux bonheur de ce monde est identique à la femme que rencontre Dante avant d'entrer dans la 5e circonférence du Purgatoire et dans laquelle Virgile voit se personnifier les tentations du monde. Différents traits particuliers sont en outre communs.

Ces légendes et ces versions feront par la suite l'objet de commentaires théologiques qui ne laissent pas de les enrichir à leur tour d'épisodes qui parfois ont une ressemblance frappante avec la *Divine Comédie.* Ainsi, dans un de ces commentaires, un démon veut entraver le voyage de Mahomet et le persécute, tandis que Gabriel le console et que, pour exorciser le démon, il dit une prière: comparez, au chapitre XXI de l'*Enfer*, le diable noir qui se met en travers du chemin des deux voyageurs et les poursuit; Virgile encourage son compagnon et, prononçant quelques phrases impératives, désarme le Démon. — Mais les légendes sur le voyage de Mahomet serviront aussi de base à des imitations littéraires,

dont une des plus importantes est un ouvrage du Xe—XIe siècle d'un certain Abulala Al-Maarri, appelé le *Traité du pardon.* Ici le voyageur est un mortel comme Dante et, de même, les hommes qu'il rencontre pendant son voyage sont des personnages connus (il y a même des contemporains), pour la plupart des littérateurs que l'auteur loue ou critique. Les voyageurs s'entretiennent avec ces personnages d'une manière qui rappelle exactement la façon de Dante d'aborder les ombres de ses compatriotes et amis. Épisode à noter: le voyageur rencontre Adam, auquel il demande des renseignements sur la langue parlée au paradis terrestre; c'est absolument la même chose que raconte Dante dans le chapitre XXVI de son *Paradis.*

Un pas en avant encore, et nous voici en présence de l'œuvre d'un mystique hispano-musulman du milieu du XIIIe siècle, Abenarabi de Murcie. Dans deux ouvrages, dont un poétique et inédit, cet auteur donne une explication allégorique du voyage de Mahomet en l'interprétant tout à fait comme Dante lui même interprète le sien, c'est à dire comme la marche de l'âme vers la lumière à travers les peines et les misères de ce monde, la régénération morale de l'homme par la foi et les vertus théologiques. Pour Abenarabi comme pour Dante, le voyage est un symbole de la vie morale du genre humain, placé par Dieu sur la terre pour mériter le suprême bonheur, qui consiste dans la vision béatifique, à laquelle nous ne pouvons arriver sans être guidés par la théologie: la raison naturelle ne peut nous conduire que durant les premières étapes du voyage, symboles des vertus intellectuelles et morales, mais non pas aux demeures sublimes du paradis, symbole des vertus théologiques. Avec cette conception du voyage coïncide parfaitement l'idée des imitateurs littéraires qui, à la manière d'Abulala, donnent le rôle de protagoniste, non à Mahomet, mais à un mortel imparfait et pécheur comme Dante et, comme lui, tour à tour philosophe, théologien et poète.

En résumé, les recherches de M. Asín donnent jusqu'ici le

résultat suivant: «Six cents ans au moins avant que Dante Alighieri conçût son merveilleux poème, il existait en Islam une légende religieuse qui contait le voyage de Mahomet, fondateur de cette religion, à travers les habitations d'outre-tombe. Au cours des siècles, depuis le VIII[e] jusqu'au XIII[e] s. de notre ère, les traditionalistes musulmans, les exégètes, les mystiques, les philosophes et les poètes brodaient lentement sur la trame fondamentale de cette légende un grand nombre d'amplifications, d'adaptations allégoriques et d'imitations littéraires. Prises dans leur ensemble, ces rédactions offrent une multitude de coïncidences et de ressemblances et quelquefois même de l'identité avec la *D. C.*, ainsi dans l'architecture générale de l'enfer et du paradis, comme dans leur structure morale, dans la description des peines et des récompenses, dans les grandes lignes de l'action dramatique, dans les épisodes et péripéties du voyage, dans sa simplification allégorique, dans les répliques attribuées aux protagonistes et aux personnages épisodiques, et jusque dans la valeur artistique des œuvres».

Ces constatations faites, l'auteur procède à un examen détaillé des ressemblances en y attirant aussi d'autres ouvrages musulmans. La comparaison aboutit à des résultats permettant de rapprocher de plus près encore le poème italien des conceptions musulmanes. C'est surtout le mystique Abenarabi qui s'offre comme modèle possible d'imitation. Cet auteur présente une description de la scène du voyage qui a une parenté étroite avec celle de Dante: les limbes infernaux, les cieux astronomiques, les cercles de la rose mystique, les chœurs angéliques qui rôdent autour de la lumière divine, les trois cercles qui symbolisent la Trinité, tout cela est décrit par Dante absolument comme Abenarabi l'avait fait, et celui-ci avait encore ajouté des dessins qui se répètent exactement en ceux que les commentateurs de Dante ont tracés plusieurs siècles après, en essayant de rendre graphiquement les descriptions poétiques de la *D. C.*! «Il est moralement impossible», dit M. Asín, «que cette coïncidence puisse être fortuite».

Sans supposer une imitation, l'identité entre ces plans géométriques serait une énigme sans clé ou bien un miracle d'originalité. Il ne suffit pas de citer Ptolémée: ses conceptions du monde d'outre-tombe sont loin d'embrasser tout ce qu'ont vu les protagonistes des légendes musulmanes et de la *D. C.* De plus, la symétrie entre la construction matérielle et le sens moral des localités est la même. On trouve dans les légendes islamites les mêmes punitions, dans plusieurs cas appliquées littéralement aux mêmes crimes, comme les supplices des athéistes, de Caïfas, des larrons, des fauteurs de schismes. Lucifer y a son correspondant exact; en procédant au paradis, la double ablution dans les deux fleuves est la même que chez Dante et, à la rencontre entre Dante et Béatrice, on trouve un modèle dans l'entrée de l'âme au paradis islamite. Enfin, ici comme là, la description suprêmement spiritualiste de la vision béate par le moyen d'un *lumen* divin, qui produit une splendeur extérieure en même temps que la clarté intellectuelle et la joie extatique.

Toutes ces analyses et ces rapprochements — je n'en ai pu reproduire, bien entendu, qu'une petite partie — le lecteur les suit avec un intérêt captivant. L'érudition énorme, l'exposé méthodique et clair, la façon d'inculquer les faits et les correspondances par des répétitions et des résumés, un plaidoyer stylistique extrêmement habile, tout cela est fait pour nous éblouir et nous conquérir d'emblée. Cependant, il va de soi qu'un lecteur tant soit peu critique, étant parvenu jusqu'ici dans l'argumentation de l'auteur — s'étendant sur les deux premières parties de son livre — se pose deux questions: 1° combien d'éléments islamites ou identiques avec eux trouve-t-on dans les légendes chrétiennes que Dante a pu connaître et que l'on qualifie en général de «précurseurs» de Dante, et 2° par quel autre chemin serait-il possible que Dante eût pu avoir connaissance des légendes musulmanes?

M. Asín se rend parfaitement compte de la nécessité de répondre à ces questions et il en aborde la première dans la troisième partie de son ouvrage. Mais il n'envisage pas, il

est vrai, cette question du même point de vue que nous sommes tentés de le faire en suivant sa méthode, et cela tout simplement parce que pour lui il n'existe pas de doute sur l'influence directe subie par Dante des légendes musulmanes qu'il vient de traiter. Il fait maintenant le tri entre les éléments islamites de ces légendes chrétiennes qui se retrouvent dans la *Divine Comédie* et ceux qu'on n'y trouve pas. On se serait attendu à une autre division de la matière, vu que les éléments islamites des «précurseurs» qui n'apparaissent point dans la *D. C.* n'intéressent pas immédiatement le sujet. Il aurait été plus méthodique, en effet, de placer d'un côté les épisodes et détails des légendes du voyage de Mahomet qui ont passé dans la tradition chrétienne («les précurseurs») et de l'autre côté ceux qui, n'existant pas dans celle-ci, seraient entrés (selon la thèse de l'auteur) directement dans la *D. C.* Ce procédé aurait permis un aperçu plus clair sur les ressemblances qui ne sauraient s'expliquer par des intermédiaires chrétiens — il y en a pas mal — et qui, par conséquent, forment le noyau du problème. Mais ici l'auteur a eu plutôt pour but la démonstration de l'influence des sources musulmanes sur les précurseurs de Dante. On peut y voir une certaine déviation à son programme; cependant il ne sera pas difficile pour le lecteur de faire le tri lui-même.

Reste alors la question de savoir comment Dante serait arrivé à connaître les légendes islamites que l'auteur suppose lui avoir servi de sources immédiates. Tout en ayant présenté de premier abord sa supposition comme un fait et tout en proclamant que les ressemblances évidentes constituent une meilleure preuve que n'importe quelles hypothèses, l'auteur s'efforce pourtant de découvrir à nos yeux les voies par lesquelles ces histoires arabes auraient pu passer dans la conscience du poète florentin et dans son poème. Ceci forme le sujet de la quatrième partie de l'ouvrage; y sont exposées les relations générales du monde chrétien avec l'Islam, puis, plus spécialement, celles des Espagnols avec les érudits arabes et les influences de quelques légendes escatologiques musul-

manes sur des ouvrages espagnols, et les possibilités de communication par ce chemin. Il est noté ensuite que Brunetto Latini, le célèbre maître de Dante, s'est trouvé en ambassade à la cour d'Alphonse le Sage et qu'il a pu faire pendant ce voyage la connaissance de la légende musulmane et la transmettre à son élève. Y sont relevés aussi les passages de la *D. C.* qui témoignent chez Dante de la connaissance de la culture islamite et une certaine sympathie pour elle; et l'auteur embrasse la thèse de B. Nardi selon laquelle toute la philosophie de Dante tiendrait plus de la philosophie aviceniste-averroïste que de la pensée de saint Thomas d'Aquin.

A la fin, M. Asín revient à son mystique murcien Abenarabi pour démontrer une fois encore quelle étroite parenté le lie à Dante. Il s'étend maintenant sur les autres ouvrages des deux, il constate que la vision de l'Amour dans la *Vita Nuova* correspond aux visions analogues d'Abenarabi, que les chansonniers des deux auteurs offrent des ressemblances concrètes et leurs commentaires allégoriques de même; que les conceptions du *dolce stil nuovo* ont leurs modèles dans la pensée islamite.

Il y aura peut-être des sceptiques qui, en face de ressemblances «intérieures» sur lesquelles l'auteur insiste tant, surtout à propos d'Abenarabi, se demanderont comment une telle harmonie dans la conception des choses éternelles peut exister dans l'esprit d'un musulman et celui d'un chrétien. M. Asín les tranquillise par sa conclusion finale. C'est le christianisme, dit-il, qui en dernier lieu nous donne la clé de la genèse du poème dantesque, ainsi que de ses précurseurs, chrétiens comme musulmans. L'Islam n'est qu'un bâtard de la loi mosaïque et de l'Évangile, dont il s'est approprié, du moins en partie, les dogmes sur la vie future: il les a ornés ensuite de tous les éléments des escatologies orientales, chrétiennes et extra-chrétiennes, en conservant partout le cadre solennel et sévère que l'Évangile a tracé. Dante, en arrangeant pour son poème les éléments artistiques que l'Islam lui offrit et qui ne changèrent en rien le fond essentiel des

dogmes évangéliques sur la vie d'outre-tombe, ne fit en somme que revendiquer pour la culture chrétienne de l'occident le patrimoine des trésors qui, ignorés par elle, reposaient dans les littératures religieuses des peuples orientaux et que l'Islam vint lui restituer, après les avoir enrichis par la force de son imagination géniale.

*

Voilà dans ses lignes essentielles l'argumentation de M. Asín et les résultats surprenants de ses confrontations. Le lecteur, je l'ai déjà dit, est ébloui et stupéfait. Et il y a sans aucun doute des ressemblances qui ne pourront guère être traitées de coïncidences fortuites. Les idées générales flottaient bien dans l'air, pour ainsi dire, et quelques-unes, comme celles sur la structure du ciel et de l'enfer, tiraient leurs origines des conceptions qui avaient pénétré le monde intellectuel de ces temps. Mais il sera tout de même difficile, pour ne pas dire impossible, d'expliquer ainsi l'identité vraiment frappante de plusieurs phénomènes — qu'on lise seulement le texte des légendes traduites par l'auteur et données en appendice: il semble téméraire d'appliquer à ces détails la même théorie que l'on fait valoir p. ex. à propos de certains produits de folklore, qui, tout en ne pouvant être qu'autochtones, offrent des ressemblances frappantes jusque dans les détails. D'un autre côté, il faut se rappeler que l'image donnée par M. Asín des «modèles» musulmans est composée de traits pris çà et là dans une longue série d'œuvres littéraires et qu'il n'y a nulle part un ouvrage où ces traits soient réunis pour nous donner une impression totale rappelant même de très loin celle de la *Divine Comédie.* Quant à la question de savoir quand et comment Dante a pu connaître les légendes musulmanes qui ne s'étaient pas transmises par la religion chrétienne, et surtout Abenarabi, les assertions de M. Asín ne paraissent point convaincantes et demandent certainement à être appuyées par des preuves autres que des hypothèses générales ou peu vraisem-

blables (comme celle concernant Brunetto Latini, cf. H. Hauvette dans les *Études italiennes* II, 1).

Mais on se demande d'autre part — et je touche ici à une question de principe — si vraiment nous sommes autorisés à écarter brusquement toute possibilité de transmission par la seule raison qu'il nous est impossible pour le moment d'en produire les étapes et les moyens. Tout serait-il dit vraiment sur l'histoire des rapports de la culture arabe avec la culture de l'Espagne et partant de l'Europe méridionale? N'aurait-elle plus aucun secret à nous dévoiler? C'est plutôt le contraire qui me semble vrai. Du moins le champ n'est pas clos aux conjectures, paraît-il, puisque, entre autres, on vient de discuter vivement l'hypothèse de l'influence arabe sur la poésie des troubadours — curieuse coïncidence du reste avec les théories lancées par M. Asín. Et que savons-nous, au fait, sur les canaux par lesquels Dante a reçu sa formidable érudition?

Il est bien probable, en effet, que la question restera toujours à l'état d'une conjecture, soutenue par les uns — les arabisants surtout — et contestée par les autres — les dantologues, qui n'admettront pas d'intrusion dans le domaine de leur méthode. Mais on la discutera certainement beaucoup et elle fera peut-être prendre aux études dantesques un cours nouveau. C'est que les assertions du savant arabiste espagnol, ou plutôt les faits qu'il présente, ne se laisseront point traiter par un haussement d'épaules. Et que sa thèse sur les relations immédiates de la *Divine Comédie* avec les légendes musulmanes soit agréée ou non, son livre est en tout cas un évènement et une révélation; il sera sans doute considéré comme un des plus remarquables produits littéraires — peut-être le plus remarquable de tous — qui soient venus se grouper autour du jubilé du grand poète.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Chansons satiriques et bachiques du XIIIe siècle, éditées par **A. Jeanroy** et **A. Långfors** (= *Classiques français du moyen âge*, publiés sous la direction de Mario Roques, n⁰ 23). Paris, H. Champion, 1921. XIV + 143 p. in-8⁰. Prix: 5 fr.

Cette édition critique de quarante-cinq chansons lyriques du XIIIe siècle est due à la collaboration de deux des meilleurs connaisseurs de la littérature française du moyen âge, M. Jeanroy, le bien connu professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris, et notre compatriote M. Långfors. Aussi le petit volume est-il un modèle de savoir, de clarté et de précision, digne de la belle collection d'œuvres du moyen âge éditées par M. Roques.

Dans une *Introduction* de quatorze pages, les éditeurs rendent brièvement compte des manuscrits et éditions des quarante-cinq pièces du recueil, de la langue des chansons dans deux de ses graphies qui s'écartent le plus du français du centre, la graphie lorraine (mss. *C, I, O, U*) et la graphie anglo-normande (deux mss. anglais), des auteurs des pièces non anonymes, enfin des sujets traités et des différents genres aux quels appartiennent les chansons.

Parmi les *chansons satiriques*, il y a d'abord le groupe *Contre le siècle* (pièces I—V), contenant des plaintes générales sur la corruption du temps. Le caractère du groupe *Contre le clergé, les ordres monastiques, les médisants* (pièces VI—X) est suffisamment indiqué par la rubrique. Le groupe *Contre l'amour* (pièces XI - XXIII), ainsi que le dernier groupe *Contre les femmes* (pièces XXIV—XXXVIII), exprime sous différentes formes les désillusions d'un amant repoussé ou trahi. Dans les *chansons bachiques*, enfin (pièces XXXIX—XLV), le vin et la bonne chère jouent un rôle prépondérant. Dans un *Appendice* sont donnés les modèles de deux de ces chansons bachiques. Des *Variantes et Notes* (p. 88—133), un *Index des noms propres* et un *Glossaire* des mots peu connus terminent le volume.

Concernant l'*Introduction* je n'ai presque rien à dire. Je me demande seulement si, en parlant (p. IV) de la graphie lorraine *ai* pour *a* (*pais*, etc.), les éditeurs n'auraient pas mieux fait d'éviter de parler de la «diphtongaison» de *a* en *ai*, puisqu'il est probable que cette graphie (*ai*) n'a indiqué qu'une voyelle simple, un *e* ouvert; cf. Fr. Apfelstedt, *Lothr. Psalter*, p. XIII et suiv.

Les éditeurs n'ont pas essayé d'établir leur texte à l'aide

d'un nouveau classement des mss. et en choisissant le meilleur des mss comme base du texte critique. Ce texte, ils le donnent pour chaque chanson, aussi en ce qui concerne la graphie, d'après un ms. arbitrairement choisi, dont ils ne s'écartent que quand le contexte, la construction des couplets et des vers, ainsi que le groupement normal des mss. les y forcent. Cette façon d'éditer un texte peut, certes, se défendre (d'autant plus que plusieurs des quarante-cinq pièces ne sont données que par un seul ms.), vu que la «contamination» de la plupart des mss. rend l'établissement des «bonnes leçons» assez incertain. Dans quelques cas, je me demande cependant pourquoi les éditeurs ont rejeté précisément la leçon donnée par le ms. choisi comme base du texte. Voici ces cas: IV 3. Je lirais, avec les mss. *CU*, *je voi*, mais j'adopterais, pour le début du vers, la leçon de *C*: *Ke* (pron. rel.). — IV 12. *sont tuit cil U* pour *sont or cil C* («ceux qui sont le plus trompeurs, ce sont *tous* ceux qui . . .»). — IV 31. *Et boins compains lor seroie ausiment U* pour *B. c. l. s. loiaulment C* (mauvaise césure). Probablement les éditeurs ont voulu éviter la répétition du même mot à la rime (*ausiment* 39). Mais il y a de même *poroie* 32 et 40; *largement* 30 et 35. — IV 42. J'aurais gardé la leçon du *U* en ajoutant un *est* visiblement omis: *Vilains est que* (= *qui*) *vilonie i antant.* — VII 14. Pourquoi avoir corrigé *tele* en *tel*, ce qui rend le vers trop court? — XIII 28. Je préfère la leçon du ms. *a*: *detenu* («retenus dans le labyrinthe»). — XVI 15. Pourquoi pas la graphie *marastre*, puisque aucun ms. ne donne *marratre*? — XIX 11—12. Il aurait peut-être valu mieux conserver la leçon du ms. *C* en introduisant à la rime le mot *estout*, «folie» (*Biaus sires Deus, com grant estout Fait ki* - - -). — XIX 13. La leçon de *C* me paraît convenir: *Estrangleis est ki estranglout* («Celui-là est maintenant étranglé qui étranglait auparavant»). — XXIV 19. Le subjonctif *doiens* (mss. *CI*) me semble acceptable. — XXV 38. Garder *Par* («A cause de quoi . . .»). — XXIX 16. Garder *tel amor XKNPV* (*son amor C* est une faute, puisque *amor* est toujours du féminin en ancien français).

C'est avec une connaissance approfondie de la langue française du moyen âge que les éditeurs ont rétabli et commenté le texte des chansons. A propos de quelques passages seulement je me permets de proposer des rectifications: I 6—7. Corriger: *Ne veut nus ber a l u i servir huchier Por les mauvais* - -. — I 25. Remplacer le point par une virgule (erreur d'impression). — IV 10. Écrire *an* pour *en*, selon la graphie

de *U*. — IV 39. Comme le vers est mauvais (sans césure) aussi bien dans *C* (*Dames et damoizelles ausiment*) que dans *U* (*Les dames damoizelles ausiment*), une correction semble nécessaire, peut-être: *Damoizelles et dames ausiment*. — V 16. La césure est bien mauvaise (*Et li bien ki / en soloient venir*). Ne vaudrait-il pas mieux lire p. ex.: *Et tuit li bien / k'en soloient venir*, en gardant le *k'en* du seul ms. *C*? — V 19. Virgule après *Ke*. — V 23. J'éloignerais la césure épique en lisant *l'uns*. — V 38. Ne faudrait-il pas corriger: *Nel ferai*? — VII 26. Corriger: *Nouveles ont*. — VII 35. La rime est fausse; peut-être faut-il corriger: *en cest ruër*. — IX 24. Le vers m'est incompréhensible. — XI 2. Je ne crois pas à la forme atone *mi*; lire *m'i* (de même XXIX 36; XXXVII 5, 35, 36, 38, 40; XXXIX 5). — XIX 17. La virgule après *boit* est de trop (*ke* est le cas-sujet du pron. rel.; *riens* = «en rien»). — XIX 19. Le vers me semble corrompu, *asout* ne pouvant pas être le subjonctif d'*asoudre*, comme le supposent les éditeurs (p. 104). Je propose de lire: *Ne nuls n'est ki ne s'i saout*, où *soi saouler* aurait son sens moderne («chacun se soûle à sa vue, quelque effort qu'il fasse pour marcher correctement»). — XXI 10. Corriger *Frans* en *Franc* (cf. v. 16). — XXII 39. Pour mieux expliquer l'omission du complément attributif de *maux*, je préférerais introduire un mot commençant par *m*, p. ex. *morteus*. — XXIII 22. Comme la bonne forme du mot à la rime est *martire*, je voudrais combler la lacune d'une autre façon que par les mots *cest martir* (c. s.), p. ex. par *ci morir*. — XXVIII 12. Faute d'impression: *farie* pour *faire*. — XXIX 11. Lire *D'amer, he lasse! por quoi*. — XXX 32--33. Placer un point et virgule après le premier vers, et effacer le point et virgule qui se trouve après le second vers («la femme qui aime par cupidité est inconstante en amour»). La supposition des éditeurs (p. 120) que le ms. *U* pourrait donner la bonne leçon (34 *S'amours*), supposition difficile à admettre déjà au point de vue de la filiation des mss., est donc inutile. — XXXIX 56. Lire *Aler je ne quier*: *-ier* (cf. p. 127). — XL 17. Lire *grant proëce* pour *grans proes*. — XL 19. Lire *Aseiz i a* (pour *et*) *fol mestier*. — XL 51. Lire probablement *N'avrai guerison*.

Quant aux «Variantes et notes», j'aurais encore quelques remarques à faire: P. 88. Lire «V 33 se puet *M*» (au lieu de «V 31 - -»). — P. 91. L'assertion (sous VI) que *toutes* les pièces du ms. de Modène (*H*) seraient attribuées à Moniot n'est pas tout à fait correcte. Ce ne sont que les 49 pre-

mières pièces qui portent un numéro d'ordre, indiquant, selon l'habitude des troubadours, qu'elles sont dues au poète dont le nom les précède (dans ce cas-ci: «Moniez d'Arras»). Les 14 dernières pièces sont anonymes. Cf. l'expression correcte p. VI («la majorité des pièces»). — P. 95. L'ordre des couplets de *U* est: I, II, V, —, III, IV. — P. 95—96. Ayant édité moi-même la chanson XI dans l'Appendice des *Chansons de Conon de Béthune* (Helsingfors, 1891), p. 276 et suiv., je peux constater qu'il y a certaines divergences entre les leçons des mss., telles que les donnent MM. Jeanroy et Långfors, et celles qui se trouvent dans mon édition: 2. *riens R* (dans tous les mss. selon mon édition). — 5. La leçon de *PX* est selon mon édition aussi dans *KN* (dans le dernier ms. *ert* pour *est*). — 7. *face* (*C. de B.*: *facent M*). — 8. *tout* est aussi dans *K*, *li* dans *KN*; *U* a *saiges*. — 9. *onc* (*C. de B.*: *ainc M*, *ains R*). — 12. Dans *M* on lit *De cuer loial*; *M* aussi a *le*. — 13. *le* (*C. de B.*: *je R*). — 14. *je R* (*C. de B.*: *j'en*); *en U* (*C. de B.*: *an*). — 15. *KN* aussi ont *tout*; *N* a *sai* pour *soi*, *U que* pour *quel*. — 17. *M* a *deme* pour *dame*. — 19. *M* a *se vest bien et*. — 21. *R* a *fol* pour *faus*. — 25. Le premier *et* manque aussi dans *P*. — 31. *K* a à la rime *haïr*. — 33. *Ja* (*C. de B.*: *La U*); *jor R* (*C. de B.*: *jour*). — 34. *lauiaument R* (*C. de B.*: *lamaument*). — 35. *N* a *amoient*. — 38. *P* a *Et ces chevaliers larges qui tot donoient*; *X* a à la rime *prenoient*. — 39. *N* a *lessier*. — 40. *N* a remplacé *mort sont* par *morte*. Même si quelques-unes de ces leçons (p. ex. celle du ms. *U* au vers 33 et celles du ms. *R* aux vers 14 et 34) ont été mal copiées par moi, il reste, par cet échantillon, suffisamment démontré que les copies des mss. n'ont pas été exécutées avec tout le soin souhaitable.[1] — P. 102, l. 3. Lire «24» au lieu de «23». — P. 103. Les éditeurs appellent, d'après Raynaud, la pièce XVII une «rotrouenge». Sans avoir eu l'occasion

[1] Une inspection de contrôle dans la reproduction photographique du ms. *U* a montré les inadvertances suivantes: XI 2 *me soit* (pour moi, *mi* veut dire *m'i*; cf. ci-dessus, p. 102); XI 8 *les plus saiges*; XI 14 *D'une an cuidai*; XI 15 *que beste fu*; la musique est notés dans XVI; XVI 18 *C'est*; XVI 55 *cil cui*; XXVI 4 *Boin mot*; XXVI 8 *Cant ne . . .* (*Ne* appartient au vers précédent: dernière syllabe de *destrangne*); XXVI 14 *mon damaige ne plaingne*; XXVI 15 *destraingne*; XXVI 25 *Or ai parleit*; XXX 11 *Nen n'ai*; XXX 58 *Amer que que*; XXXII 8 + 2 *a toz gehir*; XXXIII 3 *chançonettes*; XXXIX 2 *novele*; XL 10 *Por sou tans*; XL 19 *fol mesteir*; XL 37 *Qant*; XL 49: Dans le ms. *nen* termine le couplet précédent, le premier envoi commençant par *A*.

d'étudier à fond le véritable caractère de la «rotrouenge», je crois pouvoir dire que ce qui constitue la «rotrouenge», ce n'est pas en premier lieu l'existence d'un refrain, mais une construction strophique spéciale sans *coda* où la même phrase musicale (indiquée par la construction du couplet) revient plusieurs fois. La pièce XVII n'a pas l'allure d'une telle «rotrouenge», mais bien p. ex. les pièces II, XXI et XXVIII, et même XXXII (où il n'y a pas de refrain du tout), au moins à en juger par un passage de la chanson elle-même (v. 25—26).[1] — P. 106. Aux refrains cités j'ajoute celui du premier couplet de la chanson de Thibaut de Champagne, Rayn. 1596 (Bartsch-Horning, col. 383): *Je sent les maus d'amer por vos: Sentez les vos por moi?* — P. 111. Les éditeurs disent que, pour la pièce XXVI, le ms. *I* «est plus rapproché de *C* que *U*». Cette assertion est équivoque, *IU* formant groupe contre *C*, bien que le ms. *U* (d'ailleurs «contaminé») contienne plus de fautes assurées que *I*. — P. 112. Lire, au v. 8 du texte de *M*, *m'i* pour *mi*; de même au v. 33; cf. ci-dessus, p. 102. — P. 120. Aux rimes défectueuses ajouter *grei* 11: *-er*. — P. 128, l. 4 d'en bas. Lire: (voir ci-dessous).

Dans l'*Index des noms propres* les éditeurs donnent deux explications possibles pour le personnage appelé *quens de Flandres*, ce qui ne s'accorde pas avec ce qui est dit p. X, note 2. D'ailleurs, c'est l'*Introduction* qui a raison quant à l'époque où Gui de Dampierre a porté officiellement le titre de «comte de Flandres». — Sous *Cambrai*, on s'attendrait à une explication du passage *en le caiere a Cambrai* (XVII 31—32). — *Sept vins filles* (VIII 61) n'est pas un nom propre, mais veut simplement dire: «Cent quarante filles» (le roi a 140 filles illégitimes).

Pour le *Glossaire* j'ajoute encore: *acroistre* (*acreü* XIII 23) signifie «contribuer (à)» («Celui qui l'estime le plus a le plus aspiré et contribué à se nuire à soi-même»). — *asoudre* (XIX 19), v. ci-dessus p. 102. — *corageus*, au sens de «capricieux», se trouve XXXIII 58. — *gueridon*, v. ci.dessus, p. 102. — *message* XXXII 22. — *maüre* XXIII 44. — *sultif* (XXIII 17) = *soltif*, 'solitaire'. — *tempès* (X 32). Lire *tempest*: *tempès* en est le cas-sujet. — *verz* (XXIII 43). Le ms. donne *uez* (cf. p. 107). — Au *Glossaire* j'aurais voulu retrouver aussi les mots *anïeus* XXXIII 13, 41 = *anuieus*; *grouchier* XXV 30, 'grogner'; et *mairier* XXVIII 38, 'caresser' (?).

A. Wallensköld.

[1] C'est M. J. Spanke qui a attiré mon attention sur le vrai caractère de la «rotrouenge».

W. Meyer-Lübke, *Historische Grammatik der französischen Sprache. Zweiter Teil: Wortbildungslehre* (= Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, her. v. W. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken, 2. Band). Heidelberg, C. Winter, 1921. XII + 175 S. 8:o. Preis: M. 12. —, geb. M. 18. — (ohne Teuerungszuschlag).

Cette seconde partie de la *Grammaire historique de la langue française* de l'illustre romaniste allemand, laquelle traite de la formation des mots en français [1], est un ouvrage des plus intéressants. Dans son exposé si clair et méthodique, M. M.-L. tâche de nous donner plus qu'une simple énumération des faits historiques; il cherche autant que possible à nous expliquer les causes psychologiques et autres qui ont déterminé l'évolution des mots. C'est précisément ce raisonnement pénétrant et judicieux — quelquefois, peut-être, un peu trop hypothétique — qui constitue le grand attrait de tout ce qu'écrit M. M.-L. Et puis, il y a son vaste savoir, qui nous rapporte si souvent quelque explication encore inconnue.

Le tome comprend, après des remarques préliminaires («Vorbemerkungen», p. 2—26), les trois parties suivantes: la dérivation par suffixes («Suffixbildung», p. 26—137), la dérivation par préfixes («Präfixbildung», p. 137—161) et la composition («Zusammenzetzung», p. 162—172). Une liste des suffixes nominaux et un index des mots français cités terminent l'ouvrage. La partie qui concerne la «composition» me paraît avoir été expédiée un peu sommairement; outre cela, je n'ai pas de remarques importantes à faire.

En vue d'une seconde édition de l'ouvrage, je me permets d'attirer l'attention de l'auteur sur quelques petites négligences, la plupart typographiques: Le renvoi presque constamment erroné aux paragraphes postérieurs. — P. 9, l. 3 d'en bas: lire *chute*. — P. 14, l. 1: lire *printanier*; l. 12: lire *enfoncer*. — P. 19, l. 20: lire: afrz. *plenté*; l. 23: changer les signes diacritiques dans *miel* et *mielleux*; l. 24: lire *douceur*; l. 25: lire *voleur*. — P. 22, l. 8 et 9: lire *Jingoïsme*, *Buddhaïsme*. — P. 28, l. 5 d'en bas: lire *mousquetaire*. — P. 39, l. 6 d'en bas: lire *bûcheronne*. — P. 45, l. 2 d'en bas: lire *CANTHERIUS*. — P. 46, l. 25: lire *houblonnière*. — P. 48, l. 1: *balançoire* est du fém. — P. 50, l. 14: lire *bâillon*. — P. 55, l. 2 d'en bas: lire

[1] La première partie, parue en première édition en 1908 (2e et 3e éd. 1913), comprend la phonologie et la morphologie.

volaille. — P. 59, l. 11: lire *baccalauréat.* — P. 60, l. 10: lire *judaïsme*; l. 20: lire *inouïsme*; l. 23: lire *inouï.* — P. 63, l. 2 d'en bas: lire *becquée* ou *béquée.* — P. 64, l. 10: lire «dieses» au lieu de «jenes». — P. 71, l. 6: *poverté* n'est pas du français; l. 22: lire *brièveté.* — P. 76, l. 5: lire *enivrement.* — P. 85, l. 11: lire *peuplade.* — P. 92, l. 17: lire *éloquence*; *résistence* m'est inconnu. — P. 97, l. 24: lire *-il.* — P. 101, l. 10 d'en bas: lire *perpétuel.* — P. 102, l. 13: lire *Molièresque* — P. 103, l. 13: lire *mouvementée*; l. 15: lire *gazonnée.* — P. 105, l. 2: lire *mécheuses.* — P. 106, l. 14: lire *hébreu.* — P. 115, lire *carpeau, chevreau.* — P. 116, l. 20: diviser *bas-toncel.* — P. 122, l. 13: lire *sacoche.* — P. 126, l. 9 d'en bas: lire «Ordinalia» au lieu de «Kardinalia». — P. 128, l. 12 d'en bas: lire *remercîment* au lieu de *remerciment.* — P. 129, l. 11: lire *commodément.* — P. 136, l. 6: lire *-vlvs.* — P. 139, l. 5 d'en bas: lire *ataindre Yvain*; l. 4 d'en bas: placer avant le second *par* la virgule qui se trouve après ce mot. — P. 140, l. 18: lire *embarrasser, débarrasser.* — P. 144, l. 18: lire *entremets.* — P. 145, l. 17-18: lire *malappris.* — P. 147, l. 13 d'en bas: lire *sans-gîte.* — P. 152, l. 5 d'en bas: lire *effrayer.* — P. 153, l. 1 d'en bas: lire *défubler.* — P. 155, l. 8 d'en bas: lire *entreprendre.* — E. 158, l. 10: lire *parcroistre.* — P. 160, l. 7: lire *retraire.* — P. 165, l. 8 d'en bas: lire *ferblanc.* — P. 169, l. 1: lire *cauchemar.* — P. 172, l. 12: lire *OPERARE.*

A. Wallensköld.

Hilding Kjellman, *Mots abrégés et tendances d'abréviation en français* (= Uppsala Universitets Årsskrift 1920. Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 2). Uppsala 1920. 92 p. in-8⁰.

M. Kjellman, maître de conférences de philologie romane à l'Université d'Upsal, nous donne, dans ce mémoire, une très belle étude sur une espèce de formation des mots en français qui jusqu'ici n'avait guère été systématiquement étudiée. Il laisse cependant de côté: 1⁰ les «abréviations d'ordre purement phonétique dues à l'état atone de certaines syllabes d'un mot ou d'un groupe de mots, syllabes sur lesquelles on glisse rapidement jusqu'à ce qu'à un moment donné elles tombent complètement» (p. ex. *'turellement* ⟨ *naturellement*); 2⁰ les «abréviations opérées dans un but euphémique» (p. ex. *cristi* ⟨ *sacristi*); et 3⁰ les abréviations «effectuées sur un composé dont on laisse tomber l'un des membres et dont celui qui est

gardé reste porteur de l'idée qui revient proprement au terme composé» (p. ex *la Nord-Sud* ⟨ *la Compagnie de chemin de fer Nord-Sud*).

Les procédés abréviatifs étudiés par M. Kjellman sont divisés en trois catégories. La première, la plus importante jusqu'à ces derniers temps, comprend les abréviations par aphérèse (p. ex. *chandail* ⟩ *marchand d'ail*, 'sorte de veste ajustée, ou maillot de laine ou de coton, porté d'abord par les marchands résidant aux Halles') et par apocope (p. ex. *vélo* ⟨ *vélocipède*). L'apocope, beaucoup plus usitée que l'aphérèse, peut être combinée avec l'addition d'un suffixe typique, le plus souvent *-o* (p. ex. *proprio* ⟨ *propri-étaire*). Ce premier procédé abréviatif, qui semble avoir pris sa naissance dans l'argot des malfaiteurs, est encore très peu connu avant le milieu du 19e siècle. M. Kjellman mentionne, d'après L. Sainéan, *L'Argot ancien* (Paris 1907), que chez Vidocq, le célèbre chef de la Sûreté, dont l'œuvre constitue le plus complet dictionnaire argotique jusqu'en 1850, on ne trouve guère que les mots abrégés suivants: *aff* ⟨ *affaire*, *autor* ⟨ *autorité*, *bath* ⟨ *batif*, 'joli' [1], *cabe* ⟨ *cabot*, 'chien', *come* ⟨ *commerce*, *dauffe* ⟨ *dauphin*, 'pince d'effraction', *dégui* ⟨ *déguisement*, *délige* ⟨ *diligence*, *es* ⟨ *escroc*, *mac* ⟨ *maquereau*, *maqui* ⟨ *maquillage*, *méchi* ⟨ *méchef*, 'malheur', *perpète* ⟨ *perpétuité*, *rata* ⟨ *ratatouille*, 'ragoût de pommes de terre et de lard', *rédam* ⟨ *rédemption*, 'grâce'. C'est à partir de 1850 que la formation des mots par apocope devient ordinaire dans les différents argots et se répand de là, en partie par imitation directe, en partie par des écrivains comme Richepin (*Chanson des Gueux*, 1876) et Zola (*L'Assommoir*, 1879), dans la société bourgeoise. M. Kjellman donne une longue liste alphabétique (p. 31—70) des mots abrégés appartenant à cette première catégorie.

Le second procédé abréviatif, les abréviations à redoublement (type: *dodo* ⟨ *dormir* ou *dors*), qui est moins usité, a des racines plus profondes dans la langue. *Maman* et *papa* ont leurs correspondances déjà dans le latin et le grec; *coucou* est dans Marie de France, *bobo* dans Charles d'Orléans.

En troisième lieu, nous avons les curieuses abréviations par initiales, dues à une influence étrangère (anglaise et allemande) moderne; type: *P. L. M.* ⟨ *Paris — Lyon — Méditerranée.* Quelquefois on crée un mot nouveau de ces initiales, p. ex. *Afas* ⟨ *Association française pour l'Avancement des Sciences.* Enfin,

[1] D'après L. Sainéan, *Le langage parisien au XIXe siècle* (Paris, 1920), p. 217, *bath* (*batte*) serait plutôt l'abréviation de *battant* (*neuf*).

on a, surtout dans l'argot militaire, formé des mots nouveaux sur les initiales désignant l'ancien complexe de mots. Comme exemple de ces termes plus ou moins calembouriques je cite: *Ça va assez doucement*, interprétation malicieuse de *C. V. A. D.* ⟨ *Convoi administratif.*

Par ce résumé succinct j'ai voulu donner simplement une idée de l'intéressant mémoire de M. Kjellman, que même des non-philologues liront avec plaisir.

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 30. April 1921. Anwesend waren der Vorsitzende und 13 Vereinsmitglieder.

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll vom Unterzeichneten geführt.

§ 2. Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Es wurde beschlossen, zum 25-Jährigen Jubiläum des Neuphilologischen Vereins in Stockholm einen telegraphischen Glückwunsch an denselben abzusenden.

§ 4. Mag. phil. *Mathias Wasenius* hielt einen Vortrag über die Maturitätsprüfung in der deutschen Sprache. Der Vortragende teilte mit, welche Erfahrungen er gemacht und welche Prinzipien er bei der Beurteilung einer schriftlichen Probe, die den Schülern einiger schwedischen Helsingforser Schulen vorgelegt worden war, befolgt hatte. Der Text der Probe lautete folgendermassen:

«Der Ursprung der amerikanischen Negersklaverei ist bekannt. Nach der Entdeckung von Amerika hatten fast alle europäischen Völker grössere oder kleinere Stücke der Neuen Welt sich anzueignen gestrebt. Sie teilten unter sich die scheinbar herrenlosen Länder und Inseln, oft in blutigen Kriegen um ihren Besitz mit einander ringend. Um nun den erworbenen Ländern ihre wertvollen Bodenerzeugnisse abzugewinnen, zwang man anfangs die Einwohner derselben mit Gewalt zu harter Feldarbeit. Als aber die Unglücklichen, deren Körper so grausame Anstrengungen nicht gewohnt waren, bald zu Tausenden starben, suchte man andere Arbeitskräfte. Man fand sie unter den Negerstämmen, welche die dichtbevölkerte Westküste Afrikas bewohnen.

Damit begann jener verabscheuungswürdige Menschenhandel, an welchem sich später alle übrigen Kolonien besitzenden Völker Europas beteiligten, und der Jahrhunderte hindurch gedauert hat.

Es bedurfte der lebenslänglichen Bemühungen eines edlen und zugleich geistig begabten Mannes um den Widerstand aller bei dem schändlichen Gewinn Beteiligten zu brechen und die Sache der misshandelten Negerrasse zum Siege zu führen.

Dieser Mann war William Wilberforce.

William Wilberforce föddes den 24 augusti 1759 i staden York. Redan som skolelev talade han ofta med sina kamrater om de olyckliga negerslavarna och vid 15 års ålder skrev han en uppsats mot människohandeln. I hans dagbok finna vi följande ord: Gud har givit mig en stor livsuppgift (Lebensaufgabe), arbetet för slavarnas väl. Wilberforce började sitt arbete, då han lämnat universitetet. Han hade en svag kropp men en stark själ och han lyckades att tillsammans med sin mäktige vän William Pitt krossa sina fienders motstånd. Tre dagar förrän han dog, berättade man för honom, att slavarna blivit fria.»

Der Zweck einer solchen doppelten Probe war, die Gewandtheit der Schüler sowohl im Übersetzen aus der Muttersprache in die Fremdsprache als auch umgekehrt zu kontrollieren. Auf den Vortrag folgte eine lebhafte Diskussion. Schulrat Dr. *S. Nyström* war der Meinung, dass die Probe bedeutend länger sein sollte, wogegen Prof. Dr. *H. Suolahti* betonte, dass die Probe nicht allzu umfangreich sein dürfe. Mag. phil. *U. Cronwall* wünschte, dass der Text mehr grammatische Schwierigkeiten biete, und meinte, dass grammatische Fehler strenger als andere beurteilt werden sollten. Professor Dr. *U. Lindelöf* glaubte die Länge und die Art der Probe gutheissen zu können. Die Probe sollte zurückgewiesen werden, wenn das Gesamtresultat nicht ein gewisses Niveau erreichte oder wenn eine von den beiden Proben besonders schlecht ausgefallen war. Prof. Dr. *A. Wallensköld* meinte, dass der deutsche Text etwas länger sein könnte. Eine schlechte Übersetzung in die deutsche Sprache sollte keine Zurückweisung zur Folge haben, da ja das Verständnis der fremden Sprache die Hauptsache sei.

Die Versammlung beschloss sich über folgende Hauptpunkte zu einigen:

1. Die in der Sitzung behandelte Übersetzungsprobe entspricht dem Mass von Schwierigkeit, das vorläufig (während

der 2 folgenden Jahre) von der Probe der deutschen Sprache in der Reifeprüfung verlangt werden darf. Auf keinen Fall darf die Übersetzung in die fremde Sprache schwieriger sein.

2. Die beiden Übersetzungen werden jede für sich etwas strenger zensiert als bisher. Doch werden Genusfehler und falsche Pluralformen — ausser hinsichtlich der Substantiva, die gewissen grammatischen Regeln folgen — in der Übersetzung ins Deutsche weniger streng als bisher beim Übersetzen mit einem Wörterbuch beurteilt.

3. Die Probe als Ganzes wird nach dem Durchschnitt der beiden Proben zensiert, wobei jedoch die unbedingte Minderwertigkeit der einen Probe die Zurückweisung der gesamten Probe zur Folge hat.

In fidem:
Ragnar Öller.

Eingesandte Literatur.

Academicus. Leipziger Studentenführer. Auskunftsbuch für Leipziger Hochschulen und sonstige Institute für Wissenschaft und Kunst. Hrsg. v A. Köhler, Leiter der Akad. Auskunftstelle. 1. Ausg., S.-S. 1921. Leipzig, Lorentz. 124 + 96 S. kl. 8°.

Philipp Aronstein, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Erster Band: Die Grundlagen Leipzig u. Berlin, B. G Teubner, 1921. IV + 110 S. 8:o. Preis kart. M 6: 80.

Maurice Cahen, Études sur le vocabulaire religieux du vieux-scandinave: La Libation. (= Collection linguist. p. p. la Soc. de Linguistique de Paris, IX). Paris, H. Champion, 1921. 325 pp. in-8.

Frieda Kocher, Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen. Aarau, H. R. Sauerländer & C:o., 1921. IV + 134 S. 8:o.

Kristian von Troyes, Cligés. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung und Anmerkungen, hrsg. von *Wendelin Foerster.* Vierte verkürzte Auflage, besorgt von *Alfons Hilka.* Halle (Saale), M Niemeyer, 1921. (= Romanische Bibliothek, Nr. 1). LXVIII + 229 S. 8:o. Preis: 22 Mark.

> Aus der Vorrede A. Hilkas: «Bei der Eigenart der W. Foersterschen Publikationen hat der Herausgeber, dem die Verwaltung seines literarischen Nachlasses pietätvoll fortzuführen von ihm selbst aufgetragen worden ist, sich nicht verpflichtet gefühlt, auch da, wo er mehrfach auf einem anderen Standpunkte steht, einschneidende Änderungen vorzunehmen. Auch der uniformierte Text nebst Anmerkungen wurde unangetastet gelassen». Das Wörterbuch fehlt gänzlich.

Leuvensche Bijdragen, Tijdschrift voor Moderne Philologie, gesticht door wijlen Ph. Colinet (1896), onder redactie van L. Goemans, C. Lecoutere u. a. m , XIII (1921) 1, 2

J. Melander, La locution *il y a.* Essai de syntaxe historique (aus den Studier i modern språkvetenskap VIII, S 57—70)

Victor Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch (= Germanische Bibliothek hrsg. v. W. Streitberg. I. Sammlung germ. Elementar- und Handbücher. I. Reihe: Grammatiken. 7). Dritte und vierte stark

veränderte Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1921. XV + 343 S. 8:o. Preis: M. 24: —, geb. M. 30: —.

Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. Fünfte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1920. XV + 428 S. 8:o.

Hans Schurter, Die Ausdrücke für den «Löwenzahn» im Galloromanischen. Halle (Saale), M. Niemeyer, 1921 (= Sprachgeographische Arbeiten, 2. Heft). 131 S. 8:o, mit einer Karte.

Ferdinand Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1921. VIII + 126 S. 8:o. Preis geh. M. 20 —, geb. M. 25: —.

Fritz Strohmeyer, Französische Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage. Leipzig u. Berlin, B. G Teubner, 1921. VI + 298 S. 8:o. Preis geb. M. 16: —.

H. Winkler, Die altaische Völker- und Sprachenwelt (= Quellen und Studien des Osteuropa-Instituts in Breslau, VI. Abt.: Sprachwissenschaft, Heft 1). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1921. 86 S. 8:o. Preis kart. M. 15: —.

Schriftenaustausch.

Anuario Estadístico de la República Oriental del Uruguay, XXVIII (1918).

Bolletí del Diccionari de la llengua catalana, XII 3 (Abril—octubre de 1921).

Achter Bericht über die Verwaltung der *Deutschen Bücherei* des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig im Jahre 1920. Leipzig, 1921.

The Journal of English and Germanic Philology, XIX (1920) 4.

Les Langues Modernes, XIX (1921) 3, 4.

Modern Language Notes, XXXVI (1921) 5, 6.

Museum (Leiden), XXVIII (1920—21) 9—12, XXIX (1921—22) 1.

Nysvenska Studier, tidskrift för svensk stil- och språkforskning, utgiven av Bengt Hesselman och Olof Östergren, I (1921) 1—3.

Unter diesem Namen wird *Språk och Stil* fortan erscheinen.

Opuscoli della «Società Filologica Friulana», n. 5 (1921).

Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, II (1921) 1.

Språk och Stil, XX (1920) 3—5.

Åbo Akademis Årsskrift 1921.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: Les Chansons de Conon de Béthune, éditées par *A. Wallensköld* (= Les Classiques français du moyen âge. 24). Paris. H. Champion, 1921. XXIII + 39 p. in-8°. Prix 3 fr.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, kurze Bespr. von P. Durrieu, Une «Pitié de Notre-Seigneur» (extr. des Mon. et Mém. p. p. l'Ac des Inscr. et Belles-Lettres, t. XXIII), in Rom. XLVII, 158.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *U. Lindelöf*, Milton, *ders.*, Miltons Simson in schwedischer Übersetzung, bespr. von S. B. Liljegren, Göteb. Sjöfarts- och

Handelstidning, 21. Juni 1921; *Arthur Långfors,* L'Histoire de Fauvain, bespr. von A. Beets, Museum XXVIII, 197—199; *Arthur Långfors,* Un jeu de société du moyen âge, Ragemon le Bon (Suom. Tiedeakat. 1920), bespr. von E. G. Ledos, Le Polybiblion, 1921, und von M. R[oques], Rom. XLVII, 462; *O. J. Tallgren,* De sermone vulgari quisquiliae, I, bespr. von J. Vallejo, Rev. de filología española VIII (1921), 185-6, und von R. Fuchs, Philologische Wochenschr. XLI (1921), Sp. 244-5; *derselbe,* Glanures catalanes et hispano-romanes (1911—1914), bespr. von G. Millardet, Rev. des langues rom. LX (1920), 126; *O. J. Tallgren, R. Öller,* Studî su la lirica siciliana del Duecento, III (1915), *O. J. Tallgren,* Les poésies de Rinaldo d'Aquino (1917), *derselbe,* [Reseña de] F. Hanssen, Gramática histórica de la lengua castellana (1917), bespr. von G. Millardet, Rev. des langues rom. LX (1920), 448—452; *A. Wallensköld*, Strassburger-ederna (Övers. av F. Vet.-Soc:s Förh. LXIII B 1, 1920—21), bespr. von E. Muret, Rom. XLVII, 421-6.

Dem Dante-Jubiläum widmete der Neuphilol. Verein seine September-Sitzung (d. 24. 9.), deren Programm die Vorlesung des oben (S. 89) abgedruckten Vortrages «Dante et l'Islam» aus der Feder des abwesenden Ehrenpräsidenten, Herrn Minister *Werner Söderhjelm,* sowie Rezitation von Purg., Canto XXX, umfasste. Die letztere wurde von dem geladenen Gaste, Herrn Grafen *Andrea Ferretti,* mit vollendeter Kunst ausgeführt. — Die Tagespresse hat den 14. September in Helsingfors und an anderen Orten fast durchgängig mit einigen Worten über Dante und dem Bildnis des Dichters gefeiert. An Beiträgen von namhaft gemachten Mitgliedern des Vereins oder Dantefreunden und -forschern zu hiesigen Zeitungen bezw. Zeitschriften sind bisher zur Kenntnis der Redaktion gelangt: Mag. phil. *A. Eklund,* «Sex sekler» (Svenska tidningen, 13. Sept.); Dr. phil. *Mikko V. Erich,* «Danten 600-vuotismuistopäivän johdosta» (in der Zeitschr. Valvoja, August-September), Frau *Tyyni Haapanen-Tallgren,* «Danten muiston päivänä» (Hels. San., 14. Sept.), *dieselbe,* «Danten kuolinpäivänä» (in d. Zeitschr. Naisten Lehti, 15. Sept.), *dieselbe,* «Kuka oli Danten Beatrice?» (in d. Zeitschr. Aika, Sept.), Prof. Dr. *Yrjö Hirn,* «Reflexioner vid Dantejubileet» (in d. Zeitschr. Finsk Tidskrift, Sept.), *Eino Leino,* «Danten vuosisataismuisto 14. 9. 1321—14. 9. 1921» (Hels. San., 14. Sept.), Mag. phil. *E. Palola,* «Dante» (Uusi Suomi, 14. Sept.), Doz. *O. J. Tallgren,* «Dante, Odysseus ja valtameri» (in d. Zeitschr. Nuori Voima, 1. Sept.), Doz. *E. Zilliacus*, «Ravenna», Gedicht (in d. Zeitschr. Nya Argus, 15. Sept.). — An Übersetzungen der Werke Dantes erschienen in Finland: Divina Commedia, finnisch, ungereimt, von *Eino Leino,* (Dante, Jumalainen Näytelmä: Helvetti 1911, 3. Aufl. 1921, Kiirastuli 1913, Paratiisi 1914. Teilw. vergr.; eine vollst. Neuausgabe wird demnächst vorliegen; Porvoo, Werner Söderström Oy.), Vita Nuova, finnisch, gereimt, von Frau *Tyyni Haapanen-Tallgren,* mit einer Studie über Dante von *V. A. Koskenniemi* (Porvoo, Werner Söderström Oy., 1920). In Stockholm erschien eine neue schwed. gereimte Übersetzung des Inferno von der Finnländerin Frl. *Aline Pipping* (Åhlén & Åkerlund, 1916). — Monographien: *Werner Söderhjelm,* «Dante» (finn., Werner Söderström Oy., 1916).

Personalien: Seit dem Anfang des Herbstsemesters fungiert als a. o. Lektor der hiesigen Universität, mit teilweiser Unterstützung der franz. Regierung, M. *Eugène Revert.*

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld — Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti — Professor der germanischen Philologie

Nr. 6/8

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 10 bei der Redaktion, Fmk 12:50 durch die Buchhandlungen Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. Wallensköld (Sörnäs Strandväg 5), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte an den Schriftführer der Redaktion, Doz. O. J. Tallgren (Freesenkatu 3), einzusenden.

XXII. Jahrg.

1921

Etymologisches.

1. Zu den «Neuphilologischen Mitteilungen» XXII, 46 ff.

Sp. *dedo meñique* 'kleiner Finger' ist nicht, wie Spitzer meint, aus kat. *menic* 'Bursche', das begrifflich nicht passt, entlehnt, sondern aus gask. *det menic,* das sonstigem prov. *det menin* entspricht; von demselben Stamme ist auch it. *dito mignolo* gleicher Bed. abgeleitet. Gask. *menic* 'klein', bearn. *menit* 'Kind', sp. *menino* 'kleiner übelgestalteter Mensch', die alle *i-í* zu *e-í* dissimilierten, normann. *minet* 'Kind', henneg. *minet* 'zartes Mädchen', frz. *mignon* 'niedlich', it. *dito mignolo* 'kleiner Finger' sind trotz der Bedenken im REW. 5581 mit Diez 214 und Thurneysen, Keltorom. 69 aus gall. *MĪNO = ir. *mīn* 'klein' herzuleiten. Die gask. Herkunft des sp. *dedo meñique* erklärt auch das Nebeneinander von *menique* und *meñique*. Da einfaches lat. *n* in interv. Stellung in einem Teile dės gask. Gebietes fiel, dort nur lat. *nn* gask. *n* ergab so wie sp. *ñ*, so entsprach dort gask. *n* nur dem sp. *ñ*. Deshalb wurde dort *menic* in sp. *meñique* umgesetzt. *Mermellique* 'kleiner Finger' in Salamanca wird aus **mermellico* unter dem Einfluss von *menique* hervorgegangen sein.

Die ohne weitere Bemerkung als sicher angenommene etymologische Identität des sp. *marmella* 'Klunkerwolle' mit *marmellas, mamellas* 'die beiden eichelförmigen Warzen am Hals der Ziegen', das gewiss aus *mamillas* 'Zitzen' stammt, erklärt *r* nicht und ist begrifflich unwahrscheinlich. Die am

Rücken der Schafe herabhängende Ringelwolle (Tolhausen, *mamellas*) und die am Hals der Ziegen herabhängenden beiden eichelförmigen Warzen sind in der Auffassung des Hirten und des Viehzüchters, auf die es hier ankommt, ganz verschiedene Dinge. Deshalb ist es viel wahrsheinlicher, dass *mamella* 'Klunkerwolle' einerseits, *marmellas* 'die beiden Warzen am Hals der Ziegen' andererseits auf sekundärer Vermengung von *marmella* 'Klunkerwolle' und *mamellas* 'Warzen am Halse der Ziegen' beruhen. Eine solche sekundäre Vermengung zweier aus verschiedenen Grundwörtern hervorgegangener und zufällig ähnlicher Wörter ist natürlich etwas ganz anderes als primäre Benennung der Klunkerwolle nach den MAMILLAE. Da *mamellas* 'Warzen am Hals der Ziegen' etymologisch klar ist, so bleibt *marmella* 'Klunkerwolle der Schafe' zu erklären. Es entstand aus *mermella*, das zu Salamanca und gewiss auch anderswo erhalten ist. *Mermella* ging aus vlt. *MELOMELLA hervor und dieses aus *MĒLŌTELLA, einer Ableitung des lat. MĒLŌTĒS, MĒLŌTĒ 'Schaffell samt Wolle', durch Vermengung mit vlt. *MELIMELLA 'Quitten'; das von port. *marmelo*, *astur. marmiellu*, sp. *membrillo* 'Quitte' geforderte *MELIMELLU ging gewiss aus früheren *MELIMELLU, das direkt aus dem griech. Wort entstanden war, durch Anschluss an das Suffix -ELLUM hervor so wie frz. *chameau*, aprov. *camel*, it. *camello* aus CAMELLUS, sp. *camello*, port. *camêlo*, siz. *gamiddu*. Dafür dass MĒLŌTĒS 'Schaffel samt Wolle' im Volkslatein Hispaniens üblich war, spricht das Vorkommen bei Isidor, Orig. 19, 24, 19. Da MĒLŌTĒS, MĒLŌTĒ, auch MĒLŌTA Fem. war wie das ihm zugrundeliegende griech. μηλωτή, so ist die weibliche Abl. **melotella* begreiflich. Vlt. *MELOTELLA 'Wollpelz der Schafe' und *MELIMELLA 'Quitten', die einander lautlich ähnlich waren, konnte man, durch dem lautlichen Anklang hiezu veranlasst, auch in begrifflichen Zusammenhang bringen, weil die Quitten wollige Früchte sind. Dass der Spanier gerade auf das wollige Äussere der Quitten achtete, zeigt sein Sprichwort *crecerá el membrillo y mudará el pelillo*.

Ob die Übersetzung des in Salamanca üblichen *mermellado* durch Lamano ausser mit '*él que tiene mermella*' durch '*mellado*' ('schartig, zahnlückig') verlässlich sei, bezweifle ich sehr, umsomehr als der unmittelbar darnach als Beispiel gegebene Satz *oveja cornuda y cabra mermellada, en pocas piaras anda* nicht recht zu einer Bed. 'schartig, zahnlückig' passt. Soll es sich um zahnlückige Ziegen handeln? Solange nicht eine neuerliche Versicherung einer Bed. 'mellado' für salmant.

mermellado durch einen Spanier aus Salamanca kommt, halte ich es für viel wahrscheinlicher, dass *mellado* ein allerdings in der Fé de erratas nicht verbesserter Fehler für das der Schriftsprache angehörige *mamellado* 'mit Halswarzen versehen' (von Ziegen) sei. Dann bedeutet *mermellado* zu Salamanca so wie *marmellado, mamellado* der Schriftsprache einerseits 'ringelwollig' (von Schafen), wie in Lamanos Beispiel *oveja mermellada,* andererseits 'mit Halswarzen versehen' (von Ziegen). Die Angabe Lamanos, die, wenn sie richtig wäre, doch nur einen für ein kleines Gebiet geltenden und daher wahrscheinlich sekundären sprachlichen Zustand erwiese, ist jedenfalls zu schwach, um die Herleitung des sp. *mella* 'Scharte' aus *mermella* und dieses Wortes aus *MINIMELLA durch Spitzer zu tragen. Die Erklärung des sp. *mella* aus lat. GEMELLA durch Baist ZrP. 5,562 weist übrigens REW. 3721 nicht direkt ab, wie Spitzer sagt, sondern bezeichnet sie nur als 'lautlich schwierig', natürlich wegen des *-ella* statt *-illa*, das man auch gegen Spitzers *MINIMELLA einwenden kann. Diese Schwierigkeit kann man nun leicht dadurch beheben, dass man vom Verb *mellar* 'schartig machen, ein Stück ausbrechen', *mellarse* 'schartig werden' ausgeht. Dies kann man, weil ja der Vorgang ursprünglicher als dessen Folge, die Scharte ist. Die schon von Baist beigebrachte Bedeutungsparallele griech. *διπλόη* 'Scharte' zu *διπλόος* 'doppelt' macht die Herleitung des sp. *mellar* von lat. GEMELLUS begrifflich wie lautlich tadellos.

Die Herleitung des astur. *mellon* 'Flechten des Viehs an der Schnauze' aus *mermella* 'Klunkerwolle' hat die Verschiedenheit der Bed. und das Fehlen der Zwischenform **mermellon* gegen sich. Astur. *mellon* hat anderen Ursprung. Es entstand aus vlt. *MENDĬLONE so wie astur. *escalla* 'Spelt' mit port. *escándia* aus vlt. *SCANDILA, das sich zu SCANDALA des Plinius 18, 62 verhielt wie MONICHUS zu MONACHUS u. a.; wegen *ll* aus NDL, vgl. noch port. *cilha* aus CINGULA und Cornu, GGr. 1^2 975 unten, da *dl* zu *gl* wurde (sp. *rajar*, port. *ralhar* und Verwandte, frz. *haillon, nouilles*). Vlt. *MENDĬLONE entstand aus *MENTĪJINŌNE, einer Abl. des lat. MENTĪGO, MENTĪGINIS 'Schafkrankheit, die in Geschwüren im Maule und an der Schnauze besteht' durch den Anschluss an lat. MENDUM, MENDA 'Körperlicher Fehler, Warze, Mal' und durch Diss. von -NŌNE zu -LŌNE. MENTĪGO wurde von Columella, einem Spanier, gebraucht. Dies und die Übereinstimmung der Bed. beseitigt jeden Zweifel am Zusammenhang zwischen astur. *mellon* und lat. MENTĪGO.

Sp. *mellon* 'Strohfackel' ist nicht, wie Spitzer vermutet, von *mermella* 'Klunkerwolle' oder von *mamella* 'Hügel' abgeleitet, stammt vielmehr mit salmant. *mellon* 'carga de leña, repartida en dos haces grandes, convenientemente equilibrados, y cubriendo con leña más menuda el hueco que queda entre los dos haces' als leones. Form aus vlt. *MĒTULŌNE, einer Abl. des lat. MĒTULA 'kleine Pyramide', das gewiss auch 'kleiner Stroh- oder Holzschober' bedeutete, so wie das Grundwort MĒTA bei dem Spanier Columella, in galiz., port. *meda* und in anderen rom. Vertretern 'Schober' bedeutet. Auch die spezielle Bed. 'G. Holzstoss' kommt rom. Vertretern von MĒTA in Oberitalien zu (REW. 5548).

Die Heranziehung des astur. *faltriquera* 'bolsillo del vestido, pero principalmente . . . un saquito que llevan las mujeres atado á la cintura y debajo de la saya' und des port. *fraldiqueiro* 'Schosshund' zur Erklärung des sp. *faltriquera, faldriquera* 'Rocktasche' ist nützlich. Aber die Erklärung des Einschubs des *r* und der Erhaltung des *f* aus Entlehnung und des *t* aus sp. *paletoque* ist unwahrscheinlich, weil eine Abl. mit demselben oder einem ähnlichen Suffixe vom germ. Stamme *falda* mit gleicher oder doch ähnlicher Bed. dem Frz., Prov. oder It., aus denen doch das Sp., Port. nur entlehnt haben könnten, fehlt und weil *paletoque* viel zu jung ist, um Urheber des *t* von *faltriquera* zu sein; es stammt ja selbst zunächst aus frz. *paletoc,* das selbst erst seit 1455 bezeugt ist (Baist, ZrP. 32, 430). Zunächst ist wegen der Erhaltung der nach der Etymologie gewiss ursprünglichen Bed. 'Säckchen der Frauen, unter dem Rock am Gürtel getragen' im Astur. und wegen des Auftretens des eingeschobenen *r* schon bei dem einfachen Worte gerade im Port. und im Galiz., das *faldra* sagt, Herkunft des sp. *faltriquera* der Schriftsprache aus dem Westen der Halbinsel, aus astur. *faltriquera* anzunehmen. Vielleicht bezeichnete das Wort zunächst eine Tasche der nach Santiago de Compostela pilgernden Frauen. Die Nebenform *faldriquera* stammt aus salmant. *faldiquera,* das dieselbe Abl., aber schon nicht mehr das *r* bietet, und bezog *r* von *faltriquera.* Die Herkunft des sp. *faltriquera, faldriquera* aus dem Leones. erklärt auch die Erhaltung des *f*, die ja dem West- und Zentralleones. eigen ist. Salmant. *faldiquera*, astur. *faltriquera* 'Tasche unter dem Rock der Frau' einerseits, port. *fraldiqueiro* 'Hündchen im Schoss der Frau' andererseits stammen aus iberorom. *FALD(R)ĪCĀRIA, *FALD(R)ĪCĀRIU, Substantivierungen eines Adj. mit der Bed. 'zur **faldica* gehörig'. Man

sagte wohl zunächst *bolsa *fald(r)īcāria, cão fraldiqueiro* und liess später die Subst. weg. Nun sind noch *r* und *t* zu besprechen. Eine Erklärung, die beide gleichzeitig rechtfertigt, wird wohl, wenn sie sonst plausibel ist, von jedermann vorgezogen werden. Es liegt der Einfluss des port. *feltrar*, sp. *fieltrar* 'mit Filz füttern' vor, der einerseits nur *r*, so in galiz. *faldra*, aus dem port. *fralda* umgestellt ist, anderseits auch *t* hervorrief. Röcke wurden gefüttert; vgl. *garnacha scotada cum pena* 'pelzverbrämter Rock', *garnacha enpenada de coenlo* 'mit Kaninchenfell gefütterter Rock' im Aport. bei C. Michaëlis, ZrP. 28, 431, dazu port *garnacho* 'Filzmantel'.

Sp. *adrede* 'absichtlich' ist nicht, wie Spitzer sagt, aus kat. *a dretscient* 'wissentlich' entlehnt, sondern einfach aus kat. *adret* 'absichtlich' (Vogel) und der nach Spitzer noch zu rechtfertigende Ersatz von *-t* durch *-de* war Lautsubstitution nach sp. *-ado, -ido, -udo* für kat. *-at, -it, -ut*. Nur wurde nicht *-o* angefügt, sondern *-e* wie gewöhnlich bei der Entlehnung konsonantisch auslautender prov. oder kat. Wörter.

Die Herleitung des sp. speziell salmant. *maleta* 'Krankheit', port. *maleitas* 'Fieber' aus MALEDICTA durch Spitzer und schon Cornu, GGr. I² 930, Nr. 17 hat das Fehlen einer Bed. 'Fluch' oder auch nur einer Spur hievon gegen sich. Salmant. *maleta* ist leones. Form, deren *t* aus CT entstand wie etwa in leones. *coyeta, coxeta* aus COLLECTA. Es liegt wohl MALA ACTA zugrunde, das Verbalsubst. zu MALE AGERE 'schlecht, in unangenehmer Weise dahinleben'.

Sp. *malacho* 'krank' endlich wird kaum, wie Spitzer meint, junge Abl. von *malo* mit dem Suffix *-acho* sein, da dieses zwar in vielen it. Lehnwörtern auftritt, aber doch im Sp. nicht eigentlich produktiv war, wie anderswo einmal gezeigt werden wird, vielmehr aus ait. *malatto* entlehnt und nach Fällen wie *lecho* — *letto* hispanisiert sein.

2. Frz. *biais*.

Frz. *biais*, das erst im 14. Jahrh. bei Oresme auftritt, das aber nach seiner Bed. im Afrz., das dafür *de belif, a belif* sagte, erschienen wäre, wenn es in der lebenden Sprache vorhanden gewesen wäre, *biais* ist aus prov. *biais* entlehnt, was schon Thomas, Essais de philologie française 257 unter dem Strich, auch Cohn, AnS. 103, 226, vermutete, wohl als Ausdruck von Handwerkern, die aus dem in geschäftlicher Hinsicht stillen Süden in den tätigen Norden Frankreichs eingewandert waren. Aprov. *biais* hatte im Fem. stimmloses *s*,

was die Schreibungen *biaissa* im Donat prov. 83, 37 und noch einmal anderswo, *biayssa*, *biaizsa*, die Rayn. 2,219 b und Levy 1,44 b belegen, auch nprov. *biaisso* 'Auskunftsmittel', langued. *biaissà* 'ablenken' beweisen. Daher hat denn auch Levy *biaisa*, nicht **biaiza*. Nprov. *biaiso* mit stimmhaftem *s* ist Neubildung zum Mask. *biais* nach *-es*, *-eza*, jetzt *-es*, *-eso*. Noch weniger beweist das stimmhafte *s* des nfrz. *biseau*. Nach aprov. *biais*, *biaisa* sind die Grundwörter *BIĀSIUS (Thomas, Rom. 26, 415 und Essais, 256) und *BIFASIUS (Bourciez, Rev. de philol. franç. 16, 307) lautlich ebenso unmöglich wie BIFĀCEM Diezens, 51 und wie die im REW. 1072 ohne Erklärung angesetzte Grundform *BIASIUS. Nur *BIAXIUS (Holthausen, bei Körting[3], 1375) entspräche lautlich, kommt aber als bloss konstruiertes Wort gegenüber dem zu nennenden, lautlich und begrifflich passenden und dabei vorhandenen Grundworte nicht in Betracht. Griech. ἐπικάρσιος 'schräg' wurde über Massilia entlehnt und ergab gallorom. *BIGASSIU mit rom. *b, g* für griech. π, κ wie sonst, mit rom *i* für das *i* des griech. ἐπι wie in sp. *bizma*, it. *pittima* aus EPITHEMA und mit dem Wandel von RS zu *ss*, der in *escas, ves* für *escars, vers* erscheint und *Marseille* als die vermeintlich feinere Form hervorrief. Gallorom. *BIGASSIU, *BIGASSIA ergab langued. *biais*, *biaisso*; vgl. wegen des Schwundes des *g* vor *a* hinter *i* langued. *castiá* aus CASTIGARE. Freilich muss Ausbreitung des Wortes von dem Gebiete aus, auf dem G in dieser Stellung schwand, angenommen werden. Aus prov. *biais* stammt auch kat. *biaix*, dessen *x* übrigens auch den stimmlosen Laut verlangt; vgl. *baixar* aus *BASSIARE neben *besar* aus BASIARE. Von kat. *biaix* 'Schiefheit' ist *esbiaixar* 'schief ziehen' abgeleitet und aus dessen part. *esbiaixat* stammt sp. *enviajado* 'schräg', das Präfixtausch zeigt (Spitzer, Bibliotheca archivi romanici 2, 1, 51 Anm.). Port. *ao viez* 'schräg' ist aus frz. *biais* entlehnt. It. *sbiescio* stammt aus prov. *esbieis*; vgl. nprov. *en esbiais* 'de biais' und wegen des *ei*, zu dem auf einem Teil des prov. Gebietes *ai* wurde, rhon. *esbieisá* 'biaiser'. It. *bieco* 'schräg' aus vlt. *OBLAEQUUS aus OBLĪQUUS + AEQUUS (REW. 6014) hängt mit *sbiescio* nicht zusammen; nur *sbieco* ist *bieco* + *sbiescio*.

3. Frz. *blond*.

Die Annahme eines im Altgerm. nicht bezeugten germ. *BLUNDA als des Grundwortes des frz. *blond*, prov. *blon*, it. *biondo* hat mir schon seit vielen Jahren schwere Bedenken erregt, die ich auch im Buch Der Einfluss der germ. Spra-

chen auf das Vlt., 69 äusserte, und scheint mir jetzt völlig unhaltbar, obwohl so vorsichtige Forscher wie Kluge und Meyer-Lübke sie vertreten. Die rom. Wörter sind doch lat. Ursprungs.

Nigra, Rom. 26, 555 hat ein vlt. *ALBUNDUS, eine Abl. von ALBUS, ALBA nach ROTUNDUS, RUBICUNDUS, und eine Umstellung von LB zu BL angenommen. Diese Erklärung ist von Meyer-Lübke, REW. 1179, dem ich a. a. O. zustimmte und zustimme, abgelehnt worden, weil die Umstellung unverständlich sei. Eine Umstellung hätte nur unter der Einwirkung eines anderen lautlich und begrifflich nahestehenden Wortes eintreten können, das aber Nigra nicht angab und das sich auch bei eifrigen Suchen nicht darbietet. So ist die Erklärung Nigras gewiss unrichtig. Sie führt aber auf die richtige Herleitung. Von lat. ALBULUS 'weisslich' wurde nach RUBICUNDUS ein *ALBULUNDUS abgeleitet und dieses wurde durch den Schwund des ersten L in Diss. zum zweiten zu *ABLUNDUS so wie ALBULA 'Weissfisch' zu *ABLA (REW. 328). Das anlautende *a* des Fem. *ABLUNDA verschmolz mit dem *a* des Artikels bei Voranstellung des Adj. oder mit dem auslautenden *a* der zugehörigen weiblichen Subst. bei Nachsetzung des Adj. So wurde *ABLUNDA zu *BLUNDA. Da blondes Haar bei Frauen öfter vorkam als bei Männern oder zumindest öfter besprochen wurde, so kam das Fem. des Adj. öfter in der wirklichen Rede vor als das Mask. Daher wurde das Mask. nach dem Fem. umgestaltet und vlt. *ABLUNDUS wurde nach *BLUNDA zu *BLUNDUS.

Zum Schluss ist noch ABLUNDA 'palea' Cgll. 4, 201, 35; 5, 6, 20; 5, 43, 6; 5, 435, 25; 5, 615, 32 zu besprechen, das Nigra aus *ABLUNDA 'das Weissliche' herleitet. Dieses ABLUNDA, auch APLUNDA überliefert, ist aus lat. APLŪDA 'Spreu', bez. aus dem in Glossen überlieferten ABLUDA, das schon den im 5. Jahrh. eingetretenen Wandel des PL zu *bl* zeigt, durch die volksetymologische Anlehnung an das noch damals vorhandene *ABLUNDA 'die weissliche, die blonde' entstanden. Das von Nigra aus diesem ABLUNDA hergeleitete lyonn. *blondey* 'méteil' endlich hängt weder mit ABLUNDA 'palea' noch mit *blond* zusammen, ist vielmehr mit dem Suffix von *méteil* und wie dieses von MIXTUS von einem fränk. **blund* abgeleitet, das zu got., altsächs., altengl. *blandan*, ahd. *blantan*, mhd. *blanden*, altnord. *blanda* 'mischen', einem gemeingerm. und daher gewiss auch im Fränk. vorhandenen Verbum, gehörte.

Wien. *Josef Brüch.*

Hispanistische Wortmiszellen II[1].

sp. *huero*

REW 6086 s. v. ORBŬS wird mit Recht bemerkt: «span. *huero, güero,* portg. *goro* «angebrütetes», «faules Ei» Gr. Gr. I², 963 ist lautlich unmöglich, zu griech. URIOS «Windei» Diez, Wb. 460 ist lautlich und begrifflich schwierig». Aufklärung bringt Lamano's «El dialecto vulgar salmantino» im Wörterbuch s. v. *güera,* 'el ave clueca', *güer(e)ar* 'incubar' (vgl. das ptg. Verb *gorar-se* 'nicht reif werden (vom Ei)' und vor allem altgaliz. *gorar* 'empollar' bei Piñol), *güero* 'el estado de clueca, en la gallina que siente deseo de empollar' mit Beispielen aus Correas' *Vocabulário*; «A esa gallina hay que meterla en el agua, a ver si le quita el *güero*», «En cantando la gallina, mátala luego, quítala el *agüero.* — Que se refrene a la mujer». Das Wortspiel *agua—güero* im ersten Beispiel ist wohl noch vollständiger, wenn wir auch dort ein urspr. *agüero* annehmen. Nun werden wir daran erinnern, dass gerade auf der iberischen Halbinsel AUGURIUM seine lat. Bdtg. 'Vorbedeutung' besser erhalten hat als andere romanische Sprachen (vgl. REW AUGURIUM 2, 2 [2], ferner Tallgren *Glanures catalanes et hispano-romanes* N:o 5, 6, 64 über kat. *auir* und *averany,* dessen Bedeutungsangabe 'pronostic' durch Alcover *Bolletí del diccionari de la llengua catal.* 1913 S. 300: 'auguri, pressentiment, pronòstic' und die Belege für *avir* neben *averany*

---

[1] Zu I (Neuph. Mitt. 1921 S. 44 ff.) füge ich noch hinzu: mit *ince* aus *ilce* vgl. volksfrz. *caneçon* aus *caleçon.* — Zu prov. *dęc,* rekonstruiert aus *dęcs* = DECUS, vgl. kat. *fem* aus FIMUS -ORIS, zur Bdtg. 'Schmuck' 〉 'Grenze' vgl. slav. *čin* 'Schmuck, Reihe, Ordnung', frk. *têri* 'Schmuck', im Romanischen 'Reihe' (REW 8663 a), besonders, falls prov. *dęc* 'qualité' besteht, mnd. *têre* 'Art und Weise'. — Ein substantivisches *-ique* ist noch *palique* 'Gespräch'. Ein *-ite* liegt in *escondite* 'Versteck', ein *-oque* in *Barzoque* 'Sàtanas', *bodoque* 'Einfaltspinsel' vor. — Sp. *faltriquera* kann sein *t* auch von *saltar* haben (vgl. kat. *la que-salta, la quesalta* 'Rockschoss'). — Salam. *solene* 'Idiot' erklärt sich wohl aus Wendungen wie *un solemne majadero* 'ein ordentlicher Tölpel', wobei das ernste Wort *solemne* ironisch andeutet, dass es sich um einen Tölpel 'nach allen Regeln', 'in allen Formen' handelt (vgl. frz. *un solennel soufflet* etc.). — S. 49 lies st. *El buen suelto*: *El buey suelto.*

[2] Die Scheidung zwischen einer Bdtg. 2) «Vorbedeutung» und 1) «Vogelflug» und die Ableitung sämtlicher romanischer Wörter von 2) im REW ist wohl unrichtig nach dem, was Menéndez Pidal in seinem Cid Lexikon s. v. *aue* uns vom Fortbestehen des Vogelorakels im Mittelalter lehrt und was durch die Belege des Diccionario gallego-castellano (La Coruña 1916) s. v. *agoir* bezeugt wird. Auch das obwald. *katar ad agur* 'beobachten' dürfte nicht von den iberischen Reflexen getrennt werden (vgl. *catar los agüeros* in den Siete partidas, *catar agoiro* im Galiz.).

in ständiger Formel bei Montoliu *Estudis etim. catal.* s. v. *avir*, Diccionari Aguiló s. v. *auir* bestätigt wird). *El agüero* bei einer Henne ist das Stadium des Brütens [1], in dem sie 'Anzeichen, Vorzeichen' gibt, dass sie Junge ausbrüten wird, das Stadium des Ausreifenlassens der Leibesfrucht — ein Stadium, das so recht über sich hinausweist, ahnungsvolle Vorbereitung bedeutet. Wir sprechen ja umgekehrt von *Unheil brüten,* frz. *couver de mauvais desseins* [2]. Ich möchte noch erwähnen, dass schon in einem anderen Fall AUGURIUM in der Bdtg. 'Vorhersagen eines späteren Stadiums' erschlossen wurde: Schuchardt vermutet in *Ztschr.* 30, 212 in guienn. *gorro, gor,* bearn. *abor, agor* 'Herbst', *agourreya* 'annoncer l'automne, se dit du temps', bask. *buru-il* 'September' das lt. AUGURIUM: «Ich halte es für durchaus nicht unmöglich dass man den Herbst nach dem Vorzeichen des Winters die er mit sich bringt . . ., benannt oder dass man geradezu ihn selbst als Vorboten, als 'Inaugurator' des Winters betrachtet hat». *El huevo hüero, güero* ist dann einfach das bebrütete Ei (vgl. frz. *œuf couvi*, kat. *ou cubi*, worüber wie über synonyme Ausdrücke Verf. *Lexikalisches aus dem Katal.* N:o 169 [3], rum. *oŭ clocit*). Lautliche Schwierigkeiten bestehen fürs Span. nicht: vgl. asp. *auuero* 'Vorbedeutung', sp. *abur*, kat. *agur*, *ahur* 'lebwohl!' Tallgren l. c. und schon Schuchardt a. a. O., zum Abfall des *a- agujero* — *bujero*, höchstens für ptg. *gôro* neben *agôuro*, aber wir haben auch neben *doutor, doitor* die Aussprache *dôtor*, ausserdem besitzen wir span. galiz. *agorar* 'wahrsagen'.

[1] Hier bemerke ich, dass die Form **cufare*, die REW s. v. CUBARE 2) als Etymon verschiedener romanischer Verba des Brütens angesetzt wird, nach Meyer-Lübkes eigenen Angaben nicht aus dem Oskisch Umbrischen gedeutet werden kann. Wer je eine brütende Henne gesehen hat, weiss, wie das Tier sich aufbläst, um alle Eier (oder die schon ausgeschlüpften Jungen) zu bedecken. Die Kontamination *cubare* + *conflare* liegt also auf der Hand.

[2] In der Deutung von kat. *ovirar* 'undeutlich sehen, erspähen' schliesse ich mich Montoliu's (*Butlletí de dialectología cat.* 1916 S. 53) Ableitung von *avir* = AUGURIUM, also urspr. 'vorhersehen', gegen Tallgren l. c. N:o 68 (ARBITRARI) an. Vgl. besonders bask. *aburu* 'croyance confuse, espérance peu fondée' = AUGURIUM (Schuchardt *Ztschr.* 30, 212), astur. *agoirar* 'adevinar'.

[3] Zu *baturro* vgl. übrigens noch sp. *bato* 'einfältig'. — Ich füge hier noch galiz. *grôlô*, *grôlôn* 'huero' an, das offenbar zu GRYLLUS + CARYLIUM gehört (von Schuchardt *Ztschr.* 23: 192, 334, 420; 29: 559 nicht erwähnt; vgl. besonders kat. *grell*, *grill* 'Hahnentritt im Ei'). Hieher gehört auch murcia. *garlito* 'einhodig' (Sevilla). Die Bezeichnung *céfiro* (Piñol in der Bedeutungsangabe von *grôlô*) erinnert an deutsches *Windei* (vgl. hierüber Rolland *Faune pop.* 6, 12 über die ZEPHYRIA OVA des Plinius).

Man könnte vielleicht von einem *agüerarse* ausgehen, das Lamano in der Bedtg. 'pudrirse la planta ya crecida, tomar los sembrados un color pálido y desvahido' hat, also urspr. 'vom bösen Schicksal getroffen werden' 'behext werden', vgl. auch mall. *averany* 'Fehler, Gebrechen', (galiz. *agoirar* 'hechizar', astur. *id.* 'adevinar, echar les cartes pa saber colo q'acierta, oficiu de bruxes, falar faciendo kalendarios del tiempo', nprov. *agoura* 'täuschen', woraus dann der frz., vom Dict. gén. und Sainéan nicht zurückverfolgte Argotausdruck *gourrer* 'betrügen'), aber damit wäre die Bedtg. 'brüten' nicht erklärt. So wird das salam. *agüerarse* sich einfach als Ableitung aus *güero* erklären, entsprechend ptg. *gorarse* 'frustrar-se', arag. *gorito* 'ruin'. Diez zitiert ein *engüerar* 'fehlen' = *enhuerar* im Fuero Juzgo, Cejador y Frauca will in seinem Cervantes-Lexikon s. v. *gorra* noch ein *engorio, engurrio* 'tristeza' herbeiziehen: da er einen Satz aus Hern[ando] Nuñ[ez] erwähnt: «Dia de nublo, dia de *engurrio*. El labrador llama *engurrio* al *engorio*», so könnte man an die Angabe Piñol's s. v. *grôlô* denken: 'huero' — 'se dice del ojo que tiene alguna nube ó señal que lo distingue del otro' ('bewölkter Himmel' — 'trübes Auge'), aber bei der kritiklosen Zitierweise Cejadors dürfen wir nicht alle seine Angaben ohne weiteres hinnehmen.

Couarrubias' Vermutung «guero vale aguero, de agua» wird durch kat. *aygapoll* 'nicht befruchtetes Ei' wie durch griech. *οὔριον* zum Stamm von URINA (idg. Wurzel *uers-* 'bespülen') gestützt: dann wäre *a*]*güero* 'wässeriges Ei' — aber wie vereinte sich damit die Bdtg. 'brüten' des Verbs *agorar*? auch entspricht sp. *agüero* (von *agua*) ein ptg. *agoeiro*, endlich lässt sich bei *-gw-*, nicht bei *-kw-* die Entwicklung zu -Θ- (sp. *huero*) belegen.

Ich erwähne noch Meyer-Lübke's mir mündlich erteilte Anregung, AUGURIUM könnte in der Art zugrundeliegen, dass es das Nestei bedeutete, indem dies der Henne untergelegte Ei der 'Inaugurator' von anderen ist. Man könnte hiermit die Entwicklung von lat. *index* 'Anzeiger' > 'Nestei' (REW 4372) vergleichen.

Rolland verzeichnet *Faune pop.* 6, 15 ein breton. *gouri* 'brüten', über dessen Verhältnis zu *agorar* ich mich nicht äussern kann.

sp. *pajarilla* 'Milz'.

Schuchardt hat in seiner Abhandlung «Zu den romanischen Bezeichnungen der Milz» S. 166 und *Lbl.* 1917 Sp. 329

festgestellt, dass sp. *pajarilla* urspr. die Tiermilz bezeichnet und wahrscheinlich, wegen der Zubereitung in Form von kleinen Stücken, wie das süddeutsche Gericht *Kalbsvögerln* zu erklären sei. Dass tatsächlich von einem urspr. Gericht auszugehen ist, das nicht nur die Milz, sondern das Geräusch (Geschlinge, Gelünge) des Tieres bezeichnet, zeigt die folgende Stelle in Juan Valera's *El comendador Mendoza* S. 211: *Era un prodigio de tino . . . en dar su respectivo saborete, con la adecuada especiería, á las asaduras que ya compuestas llevan el nombre de pajarillas. sin duda porque alegran las pajarillas de quien las come, y á los riñones, mollejas, hígado y bazo, que se preparan de diverso modo, con clavo, pimiento y otras especies más finas, excluyendo el comino, el pimentón y el orégano.* Man sieht, dass der Schriftsteller *pajarillas* abgesehen von der kulinarischen Bezeichnung nur mehr in der Bdtg. 'menschliche Milz' (in der Wendung *alegrarse la p.*) kennt, für 'Tiermilz' *bazo* sagt und sich *pajarillas* (= 'Kalbsvögerln', das in Süddeutschland die verschiedensten Gerichte bedeutet) nicht recht erklären kann — daher zu der witzigen Pseudo-Etymologie *pajarillas* 'Gericht' = *pajarillas* 'Menschenmilz' greift, die in umgekehrter Form die von Schuchardt ermittelte, richtige ist.

Bonn. *Leo Spitzer.*

Got. *gabei* = lat. *côpia.*

Ich halte diese Gleichung nach langem Schwanken nunmehr für eine der sichersten und wertvollsten. Mein früheres Misstrauen haben alle grammatischen Darstellungen des Gotischen bis neuestens auf die 2. Aufl. der got. Etymologie von S. Feist stillschweigend oder ausdrücklich geteilt. Sie ist aber eine der glänzendsten Entdeckungen des ideenreichen und scharfsinnigen Sophus Bugge (Beitr. XII 416) und verdient als solche einen hervorragenden Platz in allen Lehrbüchern des Germanischen und Gotischen.

Bugges Entdeckung fiel in das Zeitalter, das es mit den Lautgesetzen ernst nahm und an Zusammenhang von got. *ga-* mit lat. *com- cum-* nicht mehr glaubte. Wir haben jetzt allen Grund, für Verwandtschaft von *ga-* mit lat. *co-* in *cohaeres, cohors, cohibeo* (auch *côntio* aus **cŏ-ventio, côgo* aus **co-ago*) einzutreten (mein Urgerm. S. 57), und damit ist die Beurteilung von Bugges Gleichung in ein neues Stadium getreten. Der naheliegende Zusammenhang von *gabei* mit *giban* ist von Seiten der Wortbildung zu beanstanden: *gabei* muss ein Ad-

jektivabstraktum sein so gut wie unser *Reichtum* und lat. *divitiae.* Mein Versuch, *gabei* mit lat. *habeo* in Zusammenhang zu bringen, war somit auch ein Notbehelf. Das gesuchte Adjektiv, das wir für *gabei* brauchen, ist frühzeitig verdrängt durch eine Weiterbildung *gabigs gabeigs,* wie ein idg. *séno-* 'alt' = altind. *sána-* 'alt' in got. *sineigs* 'alt' vorliegt. Nun ist es eine Tatsache, dass lat. *côpia* ein Adjektivabstraktum zu einem altlat. *côpis côps* ist, und dessen Herkunft aus **co-ŏps* wird durch *in-ŏps* neben *in-ŏpia* gesichert. So ist urlat. *côpis* ein Bahuvrihiadjektiv neben lat. *ŏpês* 'Reichtum' und bedeutet 'mit Reichtum versehen' zu dem lat. *ops.* Im Urlat. ist **cŏ ŏpis* und **cŏ-ŏpia* kontrahiert zu *côpis côpia,* wie *côgo* auf **co-ago* beruht. Über solche Kontraktion vgl. Brugmann in den Sitzungsber. d. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. (1913) 65, 167. Hat man sich einmal auf den Standpunkt gestellt, dass got.-germ. *ga-* eins mit lat. *co-* ist, so liegt Gleichheit von lat. *côpia* mit got. *gabei* zunächst. Alter und Echtheit von *gabei* wird durch ahd. *gebî* (*opibus kepim* Ahd. Gl. II 332, 50) bestätigt, und so muss ein germ. *gabî* mit Elision aus **ga-abî*(*n*) erklärt werden. Solche Elisionen sind dem Bibelgotischen geläufig, dürfen aber auch für das Urgerm. angenommen werden. Jetzt ist vom Standpunkt der Wortbildungslehre aus die Wesensgleichheit von lat. *co-* und got. *ga-* gesichert. Wie got. *gamains* im Verein mit lat. *commûnis* als vorgerm. Zusammensetzung zu gelten hat, gehört auch die Gleichung *gabei* = *côpia* in den vorgerm. Wortschatz. Sie wird in Zukunft für unsere Sprachlehre eine wichtige Rolle spielen.

Freiburg i Br. *F. Kluge.*

rôrea gafaclita

'harundinem quassatam' der Monsee-Wiener Fragmente Matth. 12, 20 hat mit nhd. *Fackel f.* nichts zu tun. So regelmässig man an einer Verbindung des ahd. Zeitwortes mit dem sehr jungen *fackeln* 'unstet sein' Anstoss nahm, so unbefriedigend sind die tatsächlichen Erklärungen des alten *gafaclita.* Z. B. arbeitet Weigand[5] S. 488 mit den Begriffen 'sich hin und her bewegen, schütteln (vom Rohr beim Wind)'. Darin steckt anscheinend ein Missverständnis der deutschen wie der lateinischen Stelle. Lat. *quassare* hat eine allgemeine Bedeutung 'hin und her bewegen', daneben aber eine prägnante 'zerstossen'; so sind *naves quassatae* nicht vom Wind geschüttelte, sondern leck gewordene Schiffe. Von deutschen Entsprechungen wird *schütten, schütteln* dem lat. Wort leidlich

gerecht, da es im allgemeinen 'heftig bewegen' bedeutet, jedoch besondere Anwendungen wie 'Äpfel schütteln', ital. *scotolare* 'Flachs schwingen', zulässt. Die sonstigen altdeutschen Übersetzungen betonen diese zweite Seite, das harte Aufschlagen, Beschädigen: *swingen*, *slân*, *brechen, zerquettern, zudrucken*, *zerknütschen* usw.; *quassatio knistung knischung*. Dieser Sinn liegt auch bei der Matthäusstelle vor. Das Rohr ist nicht bewegt oder geschüttelt, sondern geknickt, gequetscht. Eine Erläuterung dazu besitzen wir in der Benediktinerregel, Steinmeyers Denkmäler S. 276, 3, wo gelehrt wird, man solle Fehlerhaftes nicht zerstören, sondern liebevoll verbessern, Beschädigtes nicht völlig vernichten; zur Begründung heisst es *calamum quassatum non conterendum* = *roriun kescutita nalles farmulita. kescutita* bildet *quassatum* getreu nach, hat aber deutlich die oben erwähnte spezielle Bedeutung. Noch verstärkt ist diese in den Glossen II 51, 53 *calamum quas(satum) non conter(endum)* = *rorun kiclacta nat-*; denn *klecken* heisst 'tönend schlagen, einen Bruch machen'. Ebenso wählt der Tatian 69, 9 einen kräftigen Ausdruck: *rora gíknusita* zu *knussen* 'stossen, wund stossen'.

Und Luther sagt *das zustossen Rhor*, Sebastian Frank überdeutlich *Das zerbrochen Rhor nicht vollen zerknitschen. Gafaclita* heisst also 'hart geschlagen, geknickt'.

Wem fiele nicht auf, dass wir bei diesen Übersetzungen ständig die Sprache der Flachs- und Hanfarbeiter redeten? *knitschen, brechen, schwingen, scotolare* usw.! *rora giknusita ni bibrihhit inti lín riohhenti ni leskit* sagt der Tatian, *rôrea gafaclita ni forbrihhit enti riuhhantan flas ni leschit* sagen die Matthäusstücke: in der Tat, selbst wenn der Flachs nicht ausdrücklich daneben genannt wäre — nirgends als bei den Flachsbauern werden so viele Stengel so oft, so planmässig geknickt, geknütscht (im Elsass und in Baden) und, dürfen wir jetzt sagen, *gefackt* (in Württemberg). Denn zu den vielen Ausdrücken der Flachsbearbeitung fügt Fischers Schwäb. Wörterb. II 909 f: *Fack* f. 'Hanf, Flachsbreche'; *Fackel* f. 'Hanfbreche mit weitgestellten Schwingen — Flachsbreche mit nur einem Falz, mit dem die Wergstengel nur geknickt werden'; *facken* 'kratzen — Flachsbrechen'. Zwischen das ahd. Wort und seine heutigen Dialekt Entsprechungen fügen sich schön ein die ersten vorlutherischen Bibeldrucke (Kurrelmeyer I S. 44): *Daz gevackelt ror zerbricht er nit, und den riechenden flachs verlescht er nit*, wofür jüngere vorlutherische Drucke *geschlagen* sagen.

Die Wortbildung führt uns etwas weiter. *gafaclita* kommt von einem Infinitiv *fackalen* und behält das *i* im Suffix wie die Präterita *laucnita bauhnita hungrita* (neben *hungarta*), Partiz. *gataufitê* — nach Begemann (das starke Prateritum S. 129. 136) sind die Partizipia mit *i* in diesem Denkmal überhaupt bevorzugt; vgl. dazu Krüer, Palästra 125, S. 183—192. Umlaut des stammhaften *a* darf man bei dem mehrsilbigen Wort und in einem Werk, wo *santa* neben *sentita* und dem Plural *grabir* steht (Braunes Lesebuch [6] S. 24 u. 26) nicht erwarten. *fackalen* ist kein Intensivum wie unser *wackeln*, sondern denominativ; es heisst 'mit der Fackel, der schwäbischen Flachsbreche, knicken'. So wird anderwärts der Flachs gerollt (Grimms Wörterb. VIII 1146) oder gebrecht (Schwäb. I 1382), d. h. mit einer Rolle, Breche bearbeitet, wobei die schwache Flexion von *brechen* deutlich den denominativen Ursprung anzeigt.[1] Jenes Werkzeug *Fackel* aber verhält sich zu der einfacheren *fack* wie ahd. *dehsala* zu *dehsa*, nhd. *Schwingel* zu *Schwinge* und trägt das Suffix alter Werkzeuge wie ahd. *hâhala spinnala*, mhd. *hechel*.

Zum Stamme *fack-* gehören noch, vgl. Müller-Fraureuth I 309 ff., sächsisch *facken* 'schlagen, werfen,[2] ungestüme Bewegungen machen'; *fake* f. 'Schlag, Ohrfeige'; *fackeball* 'Wurfball', dann auch 'Fangball'. Ferner schweizerisch *ume fägge* 'herumfahren, herumstreichen'. Ich stelle *facken* als ablautendes Intensivum zu mhd. *vëgen* 'scheuern', engl. *to fay* 'schwingen (vom getreide)', mndl. *vāghen* 'putzen'.

Intensivum mit anderer Vokalstufe ist hd. *ficken*. *facken* und *ficken* haben nach Ausweis des Schweizer Lautstandes *ck* < urdeutsch *gg*, nicht urgermanisch *kk*. Ahd. **vicchen* gibt es nicht! Die Schlettstädter Glosse *prurio = mich vikchit*, die seit Zeitschr. f. Deutsch. Altert. 5, 334 in fast allen Hilfsmitteln spukt, ist von Steinmeyer Ahd. Gl. II 682, 52 längst richtig gestellt in *mich iu kchit*, wie überhaupt ahd. *iucchen* für lat. *prurire* beliebt ist. Ich leugne damit nicht, dass in andern Dialekten ein *ficken* mit urgerm. *ck* möglich sein kann.

fegen, facken, ficken und dessen Weiterbildungen *fickeln, fitzen* wurden vor allem durch die gemeinsame Bedeutung zusammengehalten. Wenn im Mittelalter ein Harnisch gefegt, jetzt noch in badischer Mundart ein Küchentisch *gefickt* wird,

---

[1] Dieses *brechen* darf weder lautlich, noch inhaltlich dem altgermanischen *brekan* gleichgesetzt werden. Vgl. auch Walter Gerig, Terminologie der Flachskultur, S. 57.

[2] Weiteres Zeitschr. f. Deutsche Mundarten 1912, 374.

d. h. geschrubbt dass die weissen Späne fliegen, so sind das dem *Facken* des Flachses verwandte Handlungen. Von Hause aus nur Intensiva, sind *ficken* und *facken* später wohl als lautmalend aufgefasst worden, was besonders in der Doppelung *fick-facken* zum Ausdruck kommt, aber auch in der Bedeutungswucherung. Aber wie immer die Anknüpfung im Idg. sein mag, mit einer deutschen Bedeutung 'reiben' kommt man für diese Sippe aus. Daraus folgen einerseits das einfache 'Kehren einer Stube', anderseits die starken Bedeutungen 'schrubben, schlagen, begatten', weiterhin die unbestimmte Bewegung und das Herumstolzieren. Als Gegenstück mag nhd. *wichsen* dienen, das die gleiche Bedeutungswucherung aufweist wie *ficken*; niemand wird aber als Grundbedeutung hier aufstellen 'sich hin und her bewegen', sondern hier spüren wir noch das spezielle 'mit Wachs überziehen'. Ich halte es für nötig, den sinnlichen und einheitlichen Ursprung von *facken*, *ficken*, *fegen* zu betonen, weil Weigand[5] trennt und *fackeln* einen unbestimmten Inhalt zuweist, der ein Ende, nicht ein Anfang ist. Später lief ja das Handwerkswort *gafaclita* aus in die Bezeichnung allgemeiner Bewegung und konnte sich dann allerdings mischen mit dem jungen *fackeln* 'mit dem Licht herumfahren'. Was alles im uferlosen Meer der Allgemeinheit zusammenkommt, zeige ein Beispiel aus Junthausen bei Donaueschingen: *fagōt do mit sęlem kerdsešdok nit so ummi* 'fackle doch mit jenem Leuchter nicht so umher!' Dieses *fagoten* sieht aus wie onomatopoetische Umbildung von *facke(l)n*, ist es aber nicht, worauf schon das einfache *-g-* deutet; vielmehr mischt sich hier ein drittes[1] ein, das im Elsässischen Wörterb. I 97 bezeugte *fagotte*ⁿ 'Grimassen', französ. *fagots*, vgl. Müller-Fraureuth I 310 f.

Leider hat H. Fischer nichts gesagt zur Erklärung des merkwürdigen schwäb. *fäckeln* 'einen Fehler machen, nicht von statten gehen'. Betrachtet man es von *facken* aus, so erwartet man eher die umgekehrte Bedeutung, die wirklich bei Müller-Fraureuth I 310 auftritt: *es fackt* 'es glückt mir, ich habe Erfolg'; vgl. 'es haut, es kleckt, es klappt'. Nun ist zwar möglich, dass unsichere Bewegung zur Umkehrung des Sinnes führt. Aber die weiteren Bedeutungen von schwab. *fäckeln* 'lügen, betrügen' und die Entsprechungen im Schweiz. Idiot. I 726; 731—733 — mit anderer Gutturalstufe als *facken*

---

[1] Wieder ein anderes, viertes Wort ist das synonyme *vagieren* < lat. **vagari** (DWB. 12 1, S. 6), in lebender Spreche z. B in Lörrach erhalten.

— weisen darauf hin, dass hier ein anderer Wortstamm mit dem Begriff des Unrichtigen, Fehlerhaften hereinspielt (e. *fickle*, angls. *ficol* 'unbeständig', ahd. *feihnôn* 'Betrügerei treiben'?). Vergl. 'es spukt, es hümpelt, es happert'.

Schwäb. und schweiz. *focke* 'Abwerg, Häufchen' — ebenfalls anderer Gutturalstufe als *facken* — gehört eigentlich nicht hierher. Es ist wohl ein junges Wort, in Anlehnung an die Tätigkeit des Fackens entwickelt aus synonymen Substantiven wie *flocke* (*zocke flotze fotze klotze*).

Dagegen stelle ich zu *facken* 'schlagen, Flachs brechen' einige Worte für Peitsche. Kluges Rotwelsch S. 435 nennt für Hohenzollern *fitzer* 'Peitsche'; es ist klar, dass dies der weitverbreitete *fitzer* 'Schlag' in besonderer Verwendung ist. Ebendort steht auch *fackle* 'Peitsche'. Dies ist entweder selbstständige Bildung aus dem schwäb. *facken* 'kratzen, Flachsbrechen', oder, was für Rotwelsch wahrscheinlicher ist, eine verhüllende Umnennung, in der die *Fackel* = *Flachsbreche* für die Peitsche steht. So vereinigt angls. *swingel* f. geradezu die Bedeutungen Peitsche und Flachsschwinge; für prügeln hat das Berner Mattenenglisch *abflachsen* (Zeitschr. f. Deutsche Wortforschung 2, 54), ebenso Gotthelf. Im Elsässischen (I 102) bezeichnet diese *fackel* nicht die ganze Peitsche, sondern nur ihre letzte Verlängerung, die Treibschnur; vgl. *Schmitze*: *schmeissen*.

Freiburg i. B. *Ernst Ochs.*

Franz. *ainsi*, lomb. *insi* 'so'.

Von den bisher versuchten Erklärungen des franz. *ainsi* will keine recht befriedigen. AEQUE SIC (Körting, Et. Wb. no 314) muss, selbst wenn man von lautlichen Schwierigkeiten absieht, von vornherein ausscheiden, weil AEQUUS nirgends im Romanischen belegt zu sein scheint. Aber auch eine Zusammensetzung mit ANQUE (Meyer-Lübke, Et. Wb. no 7892) ist begrifflich schwer zu rechtfertigen, da *anque*, wo es auf gallischem Boden erscheint (franz. *ainc*, prov. *anc*), ein rein zeitliches Verhältnis bezeichnet (vgl. Rom. Gramm. III p. 529). Der Hauptgrund, der die bisherigen Erklärungsversuche zum Scheitern bringen musste, liegt m. E. darin, dass man zum Ausgangspunkt der Erklärung eine Form nahm, die in den Texten erst relativ spät auftritt.

Die ältesten belegten Formen sind *issi* (im Chans. de Rol.) und *ensi*. Beide haben nichts miteinander zu tun. Erstere

Form weist dasselbe Praefix auf, das auch in *ici, iço, icil, itant, itel* etc. begegnet, dürfte also auf ECC[U]-SIC zurückgehen. In *ensi* könnte man, bestochen durch neufranzösische Gestalt und Lautung, ein phonetisch transskribiertes *ainsi* sehen. Wie kommt es dann aber, dass fast regelmässig *ensi*, im selben Text andererseits aber stets *ainc* geschrieben wird? Dass gar in so ausgesprochen pikardischen Texten wie 'Aucassin' und dem 'Dis dou vrai aniel' *ensi* etwa ein diphthongisches *ainsi* wiedergeben soll, ist für pikardische Texte jener Periode etwas gänzlich Unerhörtes. Aber auch mit prov. *aissi* darf franz. *ainsi* trotz Rom. Gram. III § 607 nicht zusammengestellt werden. Jenes weist nämlich wieder das bereits von den Demonstrativpronominibus her bekannte Praefix *ai-* (< ECCU- bezw. ATQUE-) auf (*aisi, aiso, aicel, aitan, aitel* etc.), ist also eher dem franz. *issi* an die Seite zu stellen. Wir hätten also in alter Zeit auf französischem Boden folgende drei Formen zu unterscheiden:

prov. *aissi* (< ECCU- bezw. ATQUE-SIC)
afranz. *issi* (< ECC[U]-SIC)
afranz. *ensi*.

Letzteres kann nach Lautform und Bedeutung nichts anderes sein als IN-SIC. Und zwar haben wir es bei dieser Zusammensetzung nicht mit lokalem IN, sondern der Praeposition der Art und Weise zu tun, also demselben modalen IN, das auch in *parler en jaloux* erscheint, ferner in *en vain, in guisa, in questo modo, en voz alta* etc. Interessanter noch sind ital. *intanto* 'so', aspan. aportg. *en como* 'wie' (Rom. Gram. III § 605), rum. *încît* (< IN QUANTUM) 'so dass'. Dass dieselbe Bildung nun auch in franz. *ensi* vorliegt, wird zur Evidenz bewiesen durch Parallelbildungen in den romanischen Nachbarsprachen: prov. *enaissi*, catal. *en axí*, altlomb. *encosì*[1], vor allem aber durch lomb. *infi* (Como, Lugano, Milano, Sondrio, Poschiavo *infi*, Leventina *ifi*, Orsinovi *ise*) [< IN SIC] 'so': *et enaisi son enganat li trobador* (Rasos de trobar, ed. Stengel p. 69 9); *las unas que fenissen en a, enaisi com 'dompna', 'poma', 'bella'* (ib. 76. 29); *e totes les galees pres de terra tindrets, en axi per escala los apareyillaretz* (Ram. Muntaner cap. 25.7); *e direts en axi* . . . (Rev. des Lang. rom. XI 11); *encosi etu fato e plen de traimento* 'so bist du und voller Verrat' (Barsegapè ed. Keller v. 260); *encosi fe de l'omo*,

[1] *Keller*, Die Reimpredigt des Pietro da Barsegapè p. 17, hatte hier Nasaleinschub angenommen.

k'è in toa bailia 'so verfährst du mit dem Menschen' (ib. 390); *encosi van l'anime de lor in paradiso al so signor* (ib. 2086); *e insci te voeu famm capì* 'cosi vuoi farmi intendere' (Milano; Zuccagni-Orlandini, Racc. p. 54); *inscì la va benissim* (Sondrio; ib. 59); *iscì la va benissim* (Leventina; ib. 76); *inši 'l vulea fa l'Austria ku la ǧent da kuii paes* 'so wollte es Österreich mit den Leuten jenes Landes machen' (Poschiavo; Michael, Der Dial. d. Poschiavotals p. 69); *Euh diavol! Disi inscì per rid.* (Fogazzaro, Picc. mondo ant. p. 146); *ki kredaria ke kel om ki saria insi um birbũ* 'ein solcher Schuft wäre' (Como [1]); *el va miŋga fa insi sto lavor* 'so darf diese Arbeit nicht gemacht werden (Como [1]); *um fjur ise bel trovares miga se ess da ǧira tut al mond* (Orsinovi b. Brescia [1]).

Dem prov. *enaissi*, afranz. *ensi* entspricht auch im südostfranzösischen eine durchaus homogene Bildung *dinsé* (= franz. **dans-si*) [2], die sich nicht nur im oberen Doubstal sondern auch in den Schweizer Mundarten findet und von Montbéliard bis hoch hinauf in die Walliser Gebirgstäler reicht: Montbéliard *dinchi*, Seloncourt *dinche*, freiburg. *dinse*, wallis. *dince*. Somit ist die Kette, die vom mailändischen *inſi* über südostfranz. *dinſi* einerseits zum katal. *en axí* und zum afr. *ensi* andererseits reicht, auch in geographischer Hinsicht hermetisch geschlossen

Dinchi fesaie son compte lai poero Cotrinotte 'ainsi faisait son compte la pauvre Cotrinotte' (Recueil de quelques poésies en pat. des env. de Montbéliard, ohne Verf., Montbéliard 1864, p. 60); *c'te poere fonne se trovit dinche toute pa lie* 'ainsi cette pauvre femme demeura seule' (Seloncourt; ib. p. 18); *dinse donc, bravo anhian, . . . te ne quiheris pas staus pras* 'Ainsi donc, brave vieillard, . . . tu ne quitteras pas ces prés' (Gruyère; Recueil de morc. chois. en patois suivant les divers dialectes de la Suisse française par un amateur, Lausanne 1842, p. 69); *yeté asse bein tota orgoliosa que noutron patai eussé tan d'ounheu que d'itré cutzi dinsé su lo papai*

[1] Aus eigenen Aufnahmen.

[2] Dasselbe Verhältnis in der Verteilung von *en* und *dins* beobachtet man auch bei einem anderen Intensitätsadverbium, metzisch *anlè* 'ainsi' (Jaclot, Vocab. patois du pays messin p. 37) und Montbéliard *din lai* 'ainsi', vgl. *voe n'airin pe din lai laitchie voele toutché* 'vous n'auriez pas ainsi lâché votre pitance' (Recueil de quelques poésies . . . de Montbéliard, ohne Verf., Montbéliard 1864, p. 60). Als Grundlage kann nur IN-ILLAC (bezw. DE-INTUS-ILLAC) in Betracht kommen. Es hätte hier also eine ähnliche Verschiebung vom lokalen zum modalen Verhältnis stattgefunden wie etwa in sizil. *accuddì* (< ECCU-ILLIC) 'so'.

'elle était tout de même fort orgueilleuse que notre patois eût tant d'honneur que d'être écrit sur le papier' (Guuyère; ib. 102); *et dince la quito l'endreg io lire tan miserabloz* 'et ainsi il quitta le lieu où il était si misérable' (Wallis; ib. p. 195).

In der Weiterentwicklung von afr. *ensi* zu nfr. *ainsi* bliebe eine Schwierigkeit. Aus afr. *ensi* würde man neufranz. ein *ãsi* erwarten. Das Nächstliegende wäre, in *ainsi* (*ẽsi*) den Einfluss pikardischer Lautung (vgl. *ẽtre* 'entrer', *ẽtɛn* 'entendre) zu sehen, die sich über Paris auch im übrigen Nordfrankreich festgesetzt hätte, doch könnte immerhin auch frühere Vermischung von *issi* und *ensi* zu *einsi* > *ainsi* stattgefunden haben.[1]

Kattenau (Ostpr.). *Gerhard Rohlfs.*

Besprechungen.

A. Seidel, *Sprachlaut und Schrift.* Eine allgemeine Einführung in die Physiologie, Biologie und Geschichte der Sprachlaute und der Schrift nebst Vorschlägen für eine Reform der Rechtschreibung und ein allgemeines linguistisches Alphabet (A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde. 130. Teil). Wien und Leipzig, A. Hartleben, o. J. XII + 178 S. 8:o. Preis geb. 10 M. + 20 % Teurerungszuschlag.

A. Seidel. *Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen.* Geschichte und vergleichende Darstellung der Romanischen Sprachen (A Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde. 131. Teil). Wien und Leipzig, A. Hartleben, o. J. XVI + 176 S. 8:o. Preis geb. 10 M. + 20 % Teuerungszuschlag.

A. Hartleben's «Bibliothek der Sprachenkunde», deren 130. und 131. Teil hier vorliegen, bildet eine Sammlung praktischer Lehrbücher zum Selbstunterricht, welche, den vielen Neuauflagen nach zu urteilen, einen grossen Leserkreis zu haben scheinen. Ursprünglich war es wohl die Absicht des Verlags ausschliesslich praktische Lehrbücher der lebenden Sprachen zu geben (ich kenne aus eigener Erfahrung Nr. 10: Portugiesisch, von F. Booch-Arkossy, und Nr. 21: Rumä-

[1] Die Form *ansi* begegnet tatsächlich in afranz. Texten. Neuprovenz. *ansin*, span. (in den Mundarten und Amerika) *ansi*, *ansina* weisen mit ihrer Nasalierung des Auslautvokals auf Wanderung aus dem französischen Norden (vgl. *ainsinc*).

n i s c h, von Th. Wechsler). Dazu kamen aber allmählich auch deskriptiv-historische Darstellungen t o t e r Sprachen (18 Lateinisch, 25 Altgriechisch, 33 Sanskrit, 43 Mittelhochdeutsch, 61 Altfranzösisch, 69 Altenglisch, 92 Phönikisch). Schliesslich sind auch populäre sprachwissenschaftlich-vergleichende Untersuchungen in den Bereich der «Bibliothek der Sprachenkunde» einbezogen worden. Zu dieser letzten Kategorie gehören die beiden oben angefürten Werke A. Seidel's.

Der bekannte Sprachkenner A. Seidel hat schon früher zur «Bibliothek der Sprachenkunde» mehrfach Beiträge geliefert. Von seiner Hand haben wir folgende Bände: 22 Japanische Umgangssprache, 26 Neupersisch, 32 Suaheli, 34 Malayisch, 37 Die Hauptsprachen Deutsch Südwest-Afrikas, 40 Hindustani, 44 Englisch (für Kaufleute), 45 Französisch (für Kaufleute), 47 Syrisch-Arabisch, 50 Neugriechische Chrestomathie, 83 Japanische Schriftsprache, 85 Systematisches Wörterbuch der französischen Umgangssprache, 86 Systematisches Wörterbuch der englischen Umgangssprache, 90 Grammaire allemande à l'usage des Français, 91 German Grammar for the Use of Englishmen, 104 Schwierigkeiten der deutschen Sprache, 114 Litauisch und 123 Türkische Chrestomathie. Wie man aus diesem langen und bunten Verzeichnis sehen kann, ist der Verf. auf den verschiedensten Sprachgebieten zu hause, und auch seine zuletzt erschienenen Werke geben ein sehr vorteilhaftes Bild von seinen weitumfassenden Sprachkenntnissen.

Was zuerst die Arbeit «Sprachlaut und Schrift» betrifft, enthält sie im ersten Teile («Die Sprachlaute») eine im grossen und ganzen sehr aufklärende Darstellung des Bestandes der menschlichen Sprachlaute, ihrer Verteilung auf die verschiedenen Sprachen, sowie der Ursachen und der allgemeinen Gesetze des Lautwandels. Allerdings kann Rez. die Einteilung in «Grundlaute» (worunter nur zwei Vokale, das indifferente [ə] und sein nasales Gegenstück [ə̃]) und «Abarten» derselben nicht billigen, denn eine solche Einteilung ist durchaus willkürlich und ermangelt jeder wissenschaftlichen Basis; aber von diesem prinzipiellen Fehler abgesehen, ist die klare Darstellung des Verfassers im ersten Kapitel, trotz ihrer knappen Form, durchaus geniessbar. Das zweite Kapitel, das die Lautsysteme einer Anzahl Sprachen (Neuhochdeutsch, Altindisch, Hochlateinisch, Altgriechisch, Neufranzösisch, Italienisch, Russisch, Polnisch, Hindostani, Neupersisch, Englisch, Althebräisch, Altarabisch, ägyptisches Vulgärarabisch, Hochchinesisch, Neutürkisch, Neujapanesisch, Malaiisch, Suaheli, Herero, Efʿe, Haussa, Nama) systematisch be-

schreibt, ist sehr interessant, aber wegen der gedrängten Form (ohne Beispiele) wenigstens für Anfänger schwer zu verdauen. Im dritten Kapitel («Lautwandel») scheidet Verf. zwischen dem anthropologischen Lautwandel (z. B. Veränderung der Artikulationsbasis durch das Übergehen einer Sprache in den Mund eines fremden Volkes), dem glottologischen Lautwandel (mit dem ständigen Streit zwischen Streben nach Einfachheit und Streben nach Deutlichkeit, in «Lautgesetzen» resultierend) und dem phthongologischen Lautwandel, womit Verf. die Veränderungen im Sprechen meint, die durch «die natürliche Eigenart der Laute und ihr natürliches Verhältnis zueinander» entstehen. Dieser letzte Lautwandel kann dann entweder intransitiv (= spontan) oder transitiv (= bedingt) sein. Als sekundäre Ursachen des Lautwandels werden angeführt: der Systemzwang (Analogiewirkung), die Nachahmungssucht (z. B. das Näseln gewisser Offizierskreise in Deutschland), der grammatische Lautwandel (nach der Ansicht des Verfassers wäre z. B. der Ablaut des Stammvokals durch Steigerung und Schwächung in den indogermanischen Sprachen zur Wort- und Formenbildung bewusst gebraucht worden, was natürlich falsch ist) und die Entlehnung.

Alles in Allem ist dieser erste Teil sehr lehrreich, aber vielleicht allzu kompendiös abgefasst, um von Anfängern mit dem gewünschten Nutzen gelesen werden zu können. Einige Ungenauigkeiten und Fehler aus den Gebieten, auf welchen Rez. zu hause ist, seien hier angeführt: S. 2 (§ 5). Lat. *guttur* (Kehle) entspricht nicht dem griech. *λάρυγξ* (Kehlkopf). — S. 7 (§ 15). Da [þ] und [δ] Fricativae sind, ist die Beschreibung derselben («bezeichnen einen t-, bzw. d Laut, der durch Anlegen der Zungenspitze an die Schneide der Vorderzähne gebildet wird») irreführend — S. 22 (§ 51, erster Absatz). Die Behauptung des Verfassers, die Nasenvokale seien «stets halblang», ist überraschend; die franz. betonten Nasenvokale vor Konsonant müssen doch wohl als lang betrachtet werden. — S. 28 (§ 67, c). Der Einschub von [d] in *vendredi* fand natürlich statt, während *n* noch konsonantisch war. — S. 30 (§ 73). Verf. nimmt mit Unrecht an, jedes vokalisch anlautende Wort beginne tatsächlich mit einer laryngalen Explosiva (arab. Elif), somit auch die vokalisch anlautenden Wörter im Französischen (vgl. § 95). Es herrscht aber ein grundwesentlicher Unterschied zwischen dem festen Einsatz (z. B. im Deutschen) und dem leisen oder leise gehauchten Einsatz (z. B. im Französischen und Englischen); s. Sievers, Grundzüge der Phonetik[5] §§ 385-389. — S. 32 (§ 74).

Im Franz. wird immer *a-grément* abgeteilt. — S. 34 (§ 80). Beim Flüstern sind keine Laute, auch nicht die Vokale, stimmhaft. — S. 47 (oben). Merkwürdigerweise kennt Verf. für das Französische keine langen Vokale. Aber kann man denn irgendwie die Vokale in *rive, rose, jour, plante* usw. als halblang ansehen? Vgl. oben die Bemerkung zu S. 22. — S. 47 (unten). Man kann nicht sagen, das *é* in *épine* sei «durch Verwandlung des s in é» entstanden; anderswo spricht Verf. richtig von der ursprünglich prosthetischen Funktion dieses Vokals. — S. 48 (§ 95, letzter Absatz). Im Französischen fallen nicht immer «Hochton» und «Hauptton» zusammen; wenn z. B. die erste Silbe zweisilbiger Wörter einen halblangen Vokal hat, ist sie der Regel nach musikalisch höher als die letzte (z. B. *baron, passion*). — S. 55 (Tabelle). Was bedeuten die engl. Palatallaute l' und n'? Denkt Verf. an Wörter wie *lieu* und *new*? Aber dann können ja fast sämtliche Konsonanten palatalisiert vorkommen (z. B. *beauty, view, cue,* usw.). — S. 76 (§ 123, letzter Absatz). Die Spekulationen des Verfassers über die Ursachen der verschiedenen Betonung von griech. *πατήρ* und lat. *pater* sind vollkommen subjektiv, ohne wissenschaftlichen Wert. — S. 79 (§ 127, letzter Absatz). Es geschicht natürlich nicht «zur Vermeidung des Hiatus» wenn der Franzose *a-t il, quand on, s'il* und *voyons* sagt. Die Ursachen der Neubildungen, auf welche für jeden Fall einzugehen zu weit führen würde, sind verschieden, aber niemals in irgendwelcher bewussten Hiatusscheu zu suchen (man sagt ja *tu as, il va à la ville,* usw.) — S. 89 (§ 142). Frz. *avide* ist ein gelehrtes Wort; eine lateinische Betonung *avídus* hat es nie gegeben. — S. 92 (§ 140 *β*). Eine Aussprache des Wortes *ligne* mit einem zu [j] reduzierten [ñ] ist Rez. völlig unbekannt. — S. 93 (§ 149 *ϑ*). Lies *fames* statt *famis.* — S. 98 (§ 162, letzter Absatz). Hier, wie überhaupt, betrachtet Verf. die Stimmhaftigkeit der Lenes als etwas Sekundäres, das nicht für die Explosivae *b, d, g* charakteristisch ist. Ob mit Recht? — S. 100 (§ 167, zweiter Absatz). Dass zwei Explosivae doch an einander assimiliert werden können, zeigt z. B. it. *fatto* (< factum). — S. 104 (§ 177). *Sons* kommt nicht aus *somes*, sondern ist die zu erwartende regelmässige Entwicklung von lat. sumus; *-ens* ist keine «ursprüngliche Endung»: -amus hätte * *ains*, -emus *-*eins* gegeben. — S. 104 (§ 178, zweiter Absatz). Frz. *chaise* ist keine «regelmässig gewandelte Form» von cathedra; sie gehört zu den bekannten Überbleibseln der Pariser Modeaussprache [z] statt [r] im XVI. Jahrh. — S. 106 (§ 180, letzter Absatz): Frz.

chétif (älteres *chaitif)* ist nicht «regulär» aus lat. captivum entwickelt, da *pt* nicht *it* gibt; es ist wahrscheinlich ein altes Lehnwort aus dem Provenzalischen. — S. 113 (§ 193, d). In dem Satze «Im Oberd. ist indessen t zu d verschoben geblieben» sind *t* und *d* vertauscht worden. — S. 113 (§ 193, letzter Absatz). Das Vernersche Gesetz scheint durch das Beispiel auf den Kopf gestellt zu sein: *ziehen* hatte ja den Ton ursprünglich auf dem Stamm, *zogen* auf der Endung.

Schliesslich sei bemerkt, dass die Terminologie des Verfassers bisweilen der gewöhnlichen Auffassung zuwider läuft; so z. B. wenn er unter Diphthongen auch Lautverbindungen wie *ak* in *Akt* (§§ 34, 79, usw.) versteht.

Der zweite Teil («Die Schrift», S. 115-178) bildet nach dem Verf. (s. das Vorwort) den eigentlichen Hauptteil der Arbeit. Die Untersuchungen über die Sprachlaute waren nur die notwendigen Voraussetzungen zu ihrer Fixierung durch die Schrift. Von einer systematischen Darstellung der Urschriftsysteme und ihrer Weiterentwicklung bei den verschiedenen Völkern (Bildschrift, Silbenschrift, Lautschrift) ausgehend, geht Verf. zu einer Kritik der gewöhnlichen Rechtschreibung einiger Kultursprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch) über und schliesst mit einem plausiblen Vorschlag zu einem neulateinischen Reformalphabet, das je nach Bedürfnis mehr oder weniger genau sein müsse. Die Einzelheiten des vom Verf. proklamierten idealen Lautschriftsystemes können hier übergangen werden; sei nur bemerkt, dass alle Majuskeln auch in den Eigennamen konsequent ausgemerzt werden.

Auch in diesem Teile sind natürlich Irrtümer anzutreffen, z. B.: S. 134 (§ 241). In Schweden überwiegt jetzt der Gebrauch der Antiqua-Schrift. — S. 140 (§ 255). Das Schwedische hat *ä*, nicht *ae*. — S. 145 (§ 268). Auch das Dänisch-Norwegische gebraucht bei den Substantiven grosse Anfangsbuchstaben. — S. 152 (§ 289). In dem phonetisch transskribierten Vaterunser wird *unser* bald mit *z*, bald mit *s* geschrieben. Das erstere ist das richtige (vgl. S. 174). — S. 153 (§ 291, d). Wie schon oben (S. 133) bemerkt wurde, hat das Französische keine Kehlkopf-Explosiva. — S. 154 (§ 297). Das transskribierte *volonté* hat betontes [a] statt [e]. — S. 156 (§ 304). In dem transskribierten englischen Vaterunser kommen mehrere Unrichtigkeiten vor: Gebrauch des Elif, kein Unterschied zwischen [þ] und [ð]: nur das erstere wird angewandt; *done* mit offenem [ɔ] statt [œ]; *trespasses* mit ausl. [s] statt [z]; *kingdom* bald mit [ŋ], bald mit [ñ]. — S. 168 (§ 334). Für das lange offene [a] soll im

Franz. *o* in *port* gebraucht werden. Ist wohl Druckfehler für: *a* in *part.* — S. 172 (§ 343). Die Kategorien k) und l) sind in Unordnung geraten; vgl. § 342.

Im grossen ganzen liest man die Arbeit mit Interesse und Gewinn; nur die gedrängte Form schadet oft der Darstellung. Einige Male würde man auch wünschen, Verf. hätte sich weniger kategorisch ausgesprochen; so z. B. inbetreff der Entstehung der Lautsprache nur aus ursprünglichen Interjektionen (S. 116, § 197).

Die zweite Arbeit A. Seidel's, die «Einführung in das Studium der romanischen Sprachen», gefällt Rez. weniger. Das eigentliche »Romanische» («Die Umgestaltung des Vulgärlateinischen zum Romanischen») füllt nur 56 Seiten. Der Rest des Buches enthält eine ziemlich überflüssige «Skizze der allgemeinen Sprachwissenschaft» (S. 4—32), eine allzu eingehende Darstellung der hochlateinischen Sprache (S. 33—91) und eine allerdings nötige Schilderung der Abweichungen der lateinischen Volkssprache von der klassischen (S. 91—120). Anstatt uns in dieser Weise suczessiv eine Grammatik des Hochlateinischen, des Vulgärlateinischen und des Romanischen (die letzte allzu summarisch) zu geben, hätte Verf. gewiss besser getan, wenn er versucht hätte, vom Lateinischen ausgehend, die charakteristischen Züge der Entwicklung der romanischen Sprachen schrittweise zu verfolgen. Jetzt sind wir genötigt, uns mit allen möglichen Einzelheiten der lateinischen Grammatik bekannt zu machen, mit denen der Romanist gar nichts zu tun hat und die er auch nicht einmal zu kennen braucht.

Die Arbeit, obgleich natürlich auch in dieser Form lesbar und nützlich, scheint Rez. doch als Ganzes verfehlt zu sein.

A. Wallensköld.

Fritz Strohmeyer, *Französische Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage.* Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1921. VI + 298 S. 8:o. Preis geb. M. 16.—.

Professor Strohmeyer gibt uns hier eine französische Grammatik, welche, auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage aufgebaut, höhere Ziele anstrebt als seine früheren französischen Schulgrammatiken. Es ist dem Verf. gelungen, ein sehr lesenswertes Buch zu schaffen, welches durch die Eigenart der Aufstellung, die gut gewählten Beispiele, die klare Darstellungsweise und, vor allem, die mit feiner psychologischer Auffassung gegebenen sachlichen Erklärungen einen ausser-

ordentlich vorteilhaften Eindruck auf den Leser macht. Nur das eigentlich sprachhistorische Element ist ein wenig zu kurz gekommen. Das Verhältnis des Französischen zum Lateinischen ist keineswegs durchgehends berücksichtigt. Es kommen auch mitunter wirkliche Fehler in dieser Hinsicht vor. So wird z. B. (§ 35) frz. *roman* auf romanus statt auf das Adverb romanice zurückgeführt.

Unter Darangebung der üblichen Einteilung in Laut-, Formen-, Satz- und Wortbildungslehre behandelt der Verf. der Reihe nach den Laut (§§ 1—45), das Wort und seine Verwendung (§§ 46—475), die Verbindung der Worte zu Wortgruppen und zum Satze (§§ 476—575) und das Satzgefüge (§§ 576—608). Anhangsweise folgen einige Fälle des Unterschieds der affektvollen und der reflektierenden Ausdrucksweise in grammatischer Beziehung (§§ 609—623), das französische Regierungszirkular vom 26. Febr. 1901 über die den französischen Schülern bewilligten orthographischen Erleichterungen in den schriftlichen Prüfungen (§§ 624—634), das französische Regierungszirkular vom 25. Juli 1910 über die französische grammatische Nomenklatur (§ 635), sowie schliesslich ein gut geordnetes alphabetisches Inhaltsverzeichnis. Ein grosses Verdienst der Arbeit ist es, dass Verf. durchgehends die verschiedenen Stilarten berücksichtigt.

Über Einzelheiten möchte ich folgendes bemerken: § 12, 2, *b*. Sämtliche Vokale sind lang auch vor ausl. *vr* (*livre*). — § 21. Es sollte erwähnt werden, dass im Französischen zwei Arten von *r* (linguales und uvulares) vorkommen. — § 36. Vom musikalischen Akzent wird kein Wort gesagt. — § 53, Anm. Obwohl der Imperativ *sachons* eigentlich ein Konjunktiv ist, hätte hier doch hervorgehoben werden sollen, dass *sachions* die jetzige Konjunktivform ist (vgl. § 101, S. 45). — § 74. Das Verb *bouillir* scheint mir eher zu § 73 zu gehören (der Infinitiv-Stamm = der Stamm im Plural des Präs. Ind.). — § 90. Das Part. Pass. Mask. Plur. von *croître* heisst *crus* (vgl. § 101). — § 100. Die Stimmlosigkeit von *s* in den Formen von *gésir*, in welchen der Stamm *gis-* ist (*gisent*, *gisant*, *gisait* usw.), hätte angedeutet werden können. — § 101 (S. 43). Als Part. Pass. von *mouvoir* sollte *mû mue* angegeben werden; sonst wäre Fem. *mûe* zu lesen (Text: *mû*, *e*). — § 130. Das erste Beispiel ist schlecht gewählt, da *prendre garde* einen einheitlichen Begriff darstellt. — § 340. Ich sehe in dem *voi-* von *voici*, *voilà* einen ursprünglichen Imperativ. — § 376. In *emprunter* liegt kein franz. *en* < inde vor (Etym. impro

mutuare M.-L. Nr. 4319). — § 387. Da im Französischen der Hiatus oft vorkommt, ist es besser nicht von einer problematischen Hiatusscheu zu sprechen («um den Hiatus zu vermeiden»). — § 511, Anm. 2. Bekanntlich heisst es gewöhnlich «bête du bon Dieu». — § 547. Verf. hätte durch einige Beispiele andeuten können, in welchen Fällen das Adjektiv bei mehreren Hauptwörtern nicht im Plural steht (synonyme Ausdrücke, Steigerung).

Alle Anerkennung verdient die Tatsache, dass so wenig Druckfehler in einem so schwierigen Texte vorkommen. Ich habe beim Durchlesen der Arbeit nur folgende bemerkt: § 19, Z. 5: l. *ty**nəl**fɛrmpa*, Z. 6: l. *ʒəmɔ̃**trəre***, Z. 7: l. *po**rtəpl**ym*, Z. 8: l. *ʒəbɛ**rsəm**ɔ̃nɑ̃fɑ̃*; § 39, 1, Z. 3: l. leur père; § 54, Z. 5: l. tu obé***is***; § 77, 7, Z. 10: l. nous nous asseyions; § 171, 2, Z. 1: Komma nach grand; § 176, 1, Z. 3: Komma nach que; § 196, 1, c, Z. 3: tilge das Komma nach monde; § 228, 2, Z. 1: l. *entendu*; § 234, Anm. 1, Z. 1: l. Les *grand'mères*; § 243, Z. 7 (rechts): l. le foie; § 322, Z. 2: l. *anxiété*; § 341, Z. 4: l. ci und là; § 361, Anm., Z. 2: l. de tous les pays et de; § 380, Z. 6: l. *restés*; § 409: Am Ende fehlt (5); § 540, 7, Z. 3: kurs. *pour*; § 559, Z. 1: Fragezeichen nach *s'arrête*; S. 286, unter Division des adjectifs, Z. 2: l. (simples et composés). *A. Wallensköld.*

Ferdinand Sommer, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen* (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1921. VIII + 126 S. 8:o. Preis geh. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Vorliegendes Werk beabsichtigt den Sprachlehrern deutscher Schulen ein bequemes Hilfsmittel zu geben, die wichtigsten syntaktischen Verhältnisse der fünf Schulsprachen mit einander zu vergleichen und sprachhistorisch zu analysieren, um dann diese Kenntnisse in geeignetem Masse bei ihrem Unterricht verwerten zu können. Das Hauptgewicht wird dabei auf die Muttersprache und die klassischen Sprachen gelegt.

Von der Nützlichkeit sprachwissenschaftlicher Erklärungen beim Sprachunterricht in der Schule ist schon viel geredet worden, und Jedermann ist wohl jetzt der Ansicht, dass ein wenig Sprachgeschichte in mehreren Fällen den Wert des Unterrichts erhöhen kann. Meines Wissens ist aber Professor Sommer der erste, der zu pädagogischem Zweck eine populäre

Darstellung der indogermanischen Syntax auf historischer Grundlage gegeben hat. Natürlich muss seine Darstellung schon deswegen lückenhaft sein, weil sie nicht die gesamte Entwickelung umfasst (obwohl bisweilen Hinweise auch auf das Altindische vorkommen), wozu kommt, dass Verf. absichtlich vielen Einzelfragen aus dem Wege geht. Der Gesamteindruck des Werkes ist aber ungemein günstig. Die klare Darstellungsweise, die vorsichtige Behandlung schwieriger Probleme und die überhaupt so gesunde Wissenschaftlichkeit des Verfassers bewirken, dass sicher jeder Sprachpädagoge das Buch mit Interesse und Nutzen lesen wird.

Es würde zu weit führen, meine von den Ansichten des Verfassers in einigen syntaktischen Einzelheiten abweichende Auffassung hier darzulegen; ich begnüge mich damit, auf einige kleinere Fehler (hauptsächlich in den französischen Beispielen) aufmerksam zu machen: S. 5, Z. 13: l. *les pires despotes.* — S. 9, Z. 21: l. *vins, wines, Weine.* — S. 23, Z. 12 v. u.: *penser de* ist jetzt veraltet; es heisst *penser à.* — S. 40, Z. 4: l. *maior natu.* — S. 44, Z. 21: l. *capitale de la France.* — S. 52, Z. 9: l, *s'en aller.* — S. 74, Z. 5 v. u., und S. 75, Z. 4 v. u.: *se penser* (mit dativischem *se*) kommt nicht vor; man sagt *s'imaginer, se figurer,* usw. — Z. 106, Z. 6 v. u. Frz. *que* kann, wegen des ital. *che,* nicht auf *quod,* wohl aber auf dessen Stellvertreter *quid* zurückgehen. — S. 108, Z. 19: l. *crains.*

A. Wallensköld.

Philipp Aronstein, *Methodik des neusprachlichen Unterrichts.* Erster Band: Die Grundlagen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1921. IV + 110 S. 8:o. Preis kart. M. 6.80.

Das Buch, welches, wie der Verf. im Vorwort sagt, das Ergebnis «einer ein Menschenalter umfassenden praktischen Wirksamkeit an verschiedenen Arten unserer höheren Schulen und einer langjährigen Tätigkeit an einem staatlichen pädagogischen Seminar» ist, gibt dem Leser in klarer, systematisch geordneter Darstellung einen vortrefflichen kritischen Bericht über die Entwicklungsgeschichte des fremdsprachlichen Unterrichts, sowie eine eingehende kritische Wertschätzung der bei diesem Unterricht angewandten Prinzipien (A. Die physiologische Seite der fremden Sprache: Laut und Schrift. — B. Die formale Seite des fremdsprachlichen Unterrichts. — C. Der Sprachstoff oder Bewusstseinsinhalt des fremdsprachlichen Unterrichts. — D. Die Aufnahme und Verarbeitung des Sprach-

stoffs durch den Lernenden. — E. Der Sprachstoff als Mittel der Einführung in das fremde Volkstum). Die folgenden Bände (II. und III.) dieses Werkes werden die Methodik des englischen, bzw. des französischen Unterrichts behandeln. Als Methodiker nimmt der Verf. einen vermittelnden Standpunkt zwischen den Vertretern der älteren Unterrichtsmethoden und den extremen Reformern ein. Seine Ansichten scheinen dem Ref. überhaupt gesund, allerdings bisweilen ein wenig zu konservativ. So werden die Kasusbezeichnungen (Genetiv und Dativ) fürs Französische verteidigt, und die systematische Anwendung der Lautschrift beim Anfangsunterricht (Jespersen u. A.) wird allzu stiefmütterlich berührt. Auch sonst würde man speziell von den modernen Mitteln der lautlichen Schulung (Sprechmaschinen u. A.) gern etwas mehr erfahren wollen. Aber darauf wird vielleicht in den folgenden Bänden näher eingegangen werden.[1] *A. Wallensköld.*

Gustave Cohen, *Écrivains français en Hollande dans la première moitié du XVIIe siècle.* Paris, Éd. Champion, 1920. 756 p. gr. in-8⁰.

Gustave Cohen, *Mystères et Moralités du manuscrit 617 de Chantilly*, publiés pour la première fois et précédés d'une étude linguistique et littéraire. Paris, Éd. Champion, 1920. CXLIX + 138 p. in-4⁰.

Je tiens à signaler aux lecteurs des *Neuph. Mitt.* ces deux magnifiques ouvrages, dus à la plume élégante du savant chargé de cours à la nouvelle université française de Strasbourg, M. Cohen. Le premier rend compte, d'une façon très détaillée, de l'expansion française en Hollande dans la première moitié du XVIIe siècle. L'ouvrage est divisé en trois livres: I. Régiments français au service des États (Un poète soldat: Jean de Schelandre, gentilhomme verdunois [1585—1635]). — II. Professeurs et étudiants français à l'Université de Leyde 1575—1648. — III. La philosophie indépendante (René Descartes en Hollande). Suivent des pièces justificatives (p. 693—719) et un «Index onomastique des personnages antérieurs au XIXe siècle». Cinquante-deux planches hors texte, donnant

[1] In Bezug auf sprachwissenschaftliche Unrichtigkeiten habe ich nur zu bemerken, dass *lis* und *puits* (S. 7) n i c h t alte Nominativformen sind. Jenes ist wahrscheinlich ein Akk. Plur., dieses kommt von dem Akk. p ŭ t e u m (vielleicht kontaminiert mit p ū t i d u m; vgl. Dict. gén. s. v.).

des fac-similé, des reproductions de gravures et de portraits, etc. rehaussent la valeur de ce très beau volume.

Le second ouvrage est une édition critique très soigneusement faite, précédée d'une longue introduction linguistique et littéraire, et suivie de «notes complémentaires». Les «mystères» et «moralités» dont il s'agit, tous probablement du XIVe siècle, sont: un *Mystère de la Nativité,* le fragment d'un autre *Mystère de la Nativité,* une *Moralité des Sept Péchés Mortels et des Sept Vertus,* une *Moralité de l'Alliance de Foy et Loyalté* et une *Moralité du Pèlerinage de la Vie humaine.*

A. Wallensköld.

Fritz Krüger, *Studien zur Lautgeschichte Westspanischer Mundarten auf Grund von Untersuchungen an Ort und Stelle.* Mit Notizen zur Verbalflexion und zwei Übersichtskarten. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, Bd. XXXI-1913. Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentl. vom Seminar f. roman. Sprachen u. Kultur (Hamburg), Band II. Hamburg 1914. — IV + 382 pages in-8⁰; 2 grandes cartes pliables.

Ce travail d'avant guerre [1] nous reporte à un monde lointain et nostalgique. Me voilà devant ma grande carte d'Espagne, et je passe un bon quart d'heure à contempler la région où M. Krüger nous conduit, au milieu de ces montagnes couleur d'anil qui vous captivent l'âme. Je crois revoir ces pauvres villages de pierre qui végètent accrochés au roc, perdus dans l'immensité d'un paysage planétaire au sol roux et brûlé. Les

[1] A ce que je crois, M. Krüger se trouve de nouveau en Espagne et nous voulons dès maintenant souhaiter la bienvenue aux livres que ne manquera pas de nous donner ce dialectologue et physiologue vaillant. — Il aura la chance de pouvoir citer à cette occasion, entre autres travaux qui ne sont pas encore indiqués à la Bibliographie des présentes *Studien,* un petit livre modèle paru entre temps: c'est le *Manual de pronunciación española* de T. Navarro Tomás (Madrid, 1918). M. Krüger vient d'en publier lui-même un important compte rendu, *Arch. f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen,* N.S. t. XLI, 267—276, et je me range du côté de MM. Navarro et Krüger dans les quelques cas où ils se trouvent en controverse avec d'autres critiques. Il y a un point où je ne suis pas d'accord avec le critique allemand, c'est celui où il dit: «Dass die stimmhaften Konsonanten generell besser vernehmbar seien als die stimmlosen (§ 25), will mir nicht einleuchten. Wir rufen jemand mit [s], nicht [z]». A mon avis, le [z] serait encore mieux perceptible; faites-en l'expérience!

vieillards simples et pauvres qui les habitent sont plus simples encore et plus pauvres que ceux dont vous recherchiez jadis la compagnie sur la Sierra Guadarrama. Ce ne sont pas des Sélénites, ce sont des fils de Japhet qui apprirent le latin du temps de l'empereur Auguste; et le parler roman qui sort de ces bouches antiques est d'une poésie bien autrement attrayante dans ses anachronismes que la langue entendue dans les grandes capitales.

Les *Westspanische Mundarten* dont il s'agit sont en train de mourir, parce que les jeunes gens n'apprennent plus aujourd'hui que l'espagnol officiel. M. Krüger a parcouru deux régions qui sont en contact avec la frontière portugaise, mais séparées l'une de l'autre: le nord de l'Extremadura et le sud de la prov. de Zamora. Il en décrit la topographie, la vie sociale et économique (p. 30—36). De la peinture de la sauvage vallée du Duero se dégage comme un parfum d'âcre poésie. La disparition du patois est presque partout un fait accompli; un résumé d'informations concernant les quelques localités qui ont encore pu fournir des matériaux dialectologiques variés est donné sous la rubrique *Mundartliches Leben* (p. 36—41).

C'est la prononciation des vieilles gens de classe agricole qui a été l'objet principal de cette exploration linguistique des deux contrées. M. Krüger s'excuse (p. 19) de ces limitations d'ordre social et d'ordre biologique, imposées par ce fait même, dit-il, qu'il est arrivé (1912) sur le terrain juste à temps pour saisir les derniers restes de la vieille langue en train d'expirer; aussi, pour faire vite, loin de céder à la tentation d'étudier à fond, dans la totalité biologique des phénomènes intéressants, le mouvement linguistique des contrées qu'il a parcourues ou de n'en parcourir qu'un petit nombre pour pouvoir les explorer à fond, a-t-il trouvé opportun et nécessaire d'appliquer le principe du questionnaire limité et du territoire étendu (p. 8). Se voyant en présence de ce qu'on peut appeler une grande inondation linguistique, il a conçu et réalisé le dessein de recueillir d'abord ce qui surnageait encore de l'ancienne formation et de décrire ensuite les épaves ainsi repêchées.

Mais alors il ne s'est pas borné à décrire ces trouvailles, dont la multiplicité après tout fut étonnante. Après les avoir recueillies et classées dans son cabinet d'études, M. Krüger s'est livré à une série de recherches génétiques. Et voici comment il s'y prend. Nous trouvons en première ligne une interprétation phono-physiologique des matériaux. Sur l'exploitation de ce domaine, M. Krüger a la haute main et il paraît y dépasser

de loin ses devanciers. On le voit apporter des rectifications d'importance à des chefs-d'œuvre mêmes d'investigation physiologique tels que ceux de Lenz, de Millardet. Or M. Krüger estime en outre que les reflets dialectaux actuels pris dans leur ensemble, et pourvu seulement qu'ils offrent une grande diversité d'aspects, doivent pouvoir permettre à eux seuls de nous faire connaître la genèse de l'état de choses observé aujourd'hui et d'en rendre compte toutes les fois que les documents médiévaux ne fournissent que peu de données sûres. Et, dans le cas où les matériaux recueillis sont trop insuffisants pour autoriser une reconstitution d'ensemble des tendances génétiques propres à une région (§ 27), l'auteur s'en va chercher les éléments qui lui manquent dans d'autres dialectes hispaniques (§ 21), notamment dans l'andalou, dans les parlers de l'Amérique latine, dans le judéo espagnol, ainsi que, bien entendu, dans l'ancienne langue de certaines régions léonaises (§ 24), complétant ainsi son tableau de la phonologie historique de l'espagnol tracé à l'aide de la dialectologie moderne.

Somme toute, on le voit, ces *Studien zur Lautgeschichte* n'accordent que relativement peu de place à l'étude des anciens documents écrits. L'auteur a une prédilection marquée pour la soi-disant linguistique en plein terrain, et c'est de celle-ci qu'il croit pouvoir faire un instrument de cette phonologie historique qui l'intéresse en second lieu. Aussi sa façon de procéder rappelle-t-elle celle des savants finno-ougriens qui, faute de documents anciens, ne peuvent suivre la succession et la superposition dans le temps des diverses couches linguistiques, mais sont obligés d'y suppléer par l'étude minutieuse d'un grand nombre de parlers actuels, coexistants dans l'espace au lieu de se succéder sur six ou sept siècles.

Je m'abstiens de porter un jugement sur ce qu'il pourrait y avoir de nouveau et de raisonnable, en principe, dans la manière dont M. Krüger croit pouvoir ainsi diminuer le rôle de la philologie des documents comparativement à celui de la dialectologie physiologique moderne, mise au service de la grammaire historique de l'espagnol; quoi qu'il en soit, on peut relever à propos de certains détails que la somme d'informations philologiques sur laquelle s'appuie ici l'auteur n'est pas sans lacunes, qui débilitent la thèse soutenue. L'idéal serait, bien entendu, dans le cas précis et pour la question de principe qui nous occupent, de savoir unir une compétence de dialectologue et physiologue telle qu'est celle de M. Krüger à une compétence également infaillible en matière de langue ancienne.

C'est ce qui permettrait d'arriver à une synthèse tenant compte pour ainsi dire des trois dimensions de la réalité linguistique. L'effort tenté par M. Krüger est très remarquable; mais les résultats restent au-dessous des espérances.

Pour en venir aux détails, j'admire la fermeté avec laquelle M. Krüger a su résister à la tentation d'aller visiter le pays des *Hurdes.* A sa place, j'eusse fait ce voyage, m'eût-il coûté une semaine ou deux. Je serais allé trouver chez eux ces pauvres demi sauvages du désert des Sierras de Gata et de Francia, qui, descendus accidentellement jusqu'à Torrejoncillos, à Villanueva de la Sierra, se sont montrés d'une manière si touchante honteux de leur «mauvais accent» et tellement écrasés par la peur des railleries, qu'on eut grand'peine à leur faire prononcer quelques mots. (Dans le passage concernant les «bedauernswerten Hurdes aus Cambroncinos», p. 37, ce pluriel est en désaccord avec ce qui est dit à la p. 15, n⁰ 9, avec note: «Der Bursche gab mir an . . .»). Les dialectes des Hurdes et des Batuecas sont de ceux qui ont conservé, entre autres, non seulement la sonorité médiévale de la sibilante de *hacer, trece, gozo,* conservé aussi en portugais aujourd'hui, mais encore la distinction également importante entre *z* sonore et *s* sonore, que le portug. confond sous le son d'un *s* sonore ($^vz^v = {}^vs^v$), mais dont nos dialectes font respectivement [đ] (§ 270) et [z] (§ 268). Un nouveau dialectographe visitant la Sierra de Francia va-t-il retrouver ces trésors de l'ancienne langue, qui mériteraient d'être recueillis sans hâte ni précipitation? Cf. plus bas, p. 147.

Les pages concernant l'histoire des voyelles toniques (§ 45 suiv.) peuvent donner lieu à des remarques, surtout au point de vue de la disposition des matériaux. L'influence anticipante ou régressive des palatales proto-romanes sur les toniques doit être étudiée dans le chap. II, dit l'auteur en abordant le chap. premier[1] (§ 45); or, le chap. I est farci d'exemples tels que DICIT, PACE, FRUCTU (cf. TRUCTA, chap. II), -ICLA, -ILIU, LIGNA (§ 58; renvoi au chap. II !), tandis que c'est dans le chap. II, à côté de TRUCTA, LIGNA, que figurent, non seulement VINDEMIA, CEREU, PLUVIA, RUBEU *rubio*, et avec tonique restée intacte, DIRECTA

[1] Notons en passant que l'influence progressive des palatales (GENERU, GELAT, MULIERE) est étudiée dans une subdivision du chap. I (§ 71); que la subdivision suivante du même chap. traite de l'influence régressive des *folgende Laute* et que c'est ici qu'apparaissent les cas tels que *oriella* 〉 *orilla.* Bien entendu, il s'agit là de palatales tardives et non de palatales proto-romanes, et l'auteur nous le dira lui même, quoiqu'un peu tard, au commencement du chap. II (§ 86) et plus loin.

STRICTA, TECTU, CORRIGIA, mais encore MULTU et VULTURE, où il paraît être très risqué de parler de palatales proto-romanes (frühromanisch), du moment que les palatales de -ICLA et -ILIU sont considérées comme non proto-romanes. D'ailleurs, M. Krüger ne sait pas mieux faire que de rappeler encore, en plein chap. II (§ 90), ce même cas de -ICLA, -ILIU, -UCLU (écrits partout -ICULA, UCULU) et même les cas de SIGILLU, STELLAS (!), PULLU (!!), AUTUMNU (!), qui, pour une bonne partie, mais sans critérium valable, ont été déjà passés en revue dans le chap. I. Cette absence de principe fixe pour la disposition des matériaux est due à l'emploi simultané de deux critères qui s'excluent mutuellement: celui de l'ancienneté respective de la palatalisation (*frühromanische Palatale* contre *spät entstandene Palatale*, § 45 et surtout § 86, puis §§ 100, 101), et celui du point d'aboutissement actuel, avec voyelle tonique intacte ou entamée. D'après ce dernier critérium, on conçoit, pour prendre un exemple, que *pollo* puisse, dans un exposé ascendant formaliste à outrance, être rangé à côté de *consejo*; d'après le critérium de l'âge de la palatalisation, *pollo* ne saurait figurer à côté de *consejo*. Que le vocalisme conservateur de *pollo*, qui reproduit le vocalisme latin vulg. originaire, obéisse à la conservation plusieurs fois séculaire de *ll* non palatal, M. Krüger a certainement raison de nous le dire; qu'à l'époque *frühromanisch* dont il entend parler *consejo* n'offrît peut-être plus le son palatal qu'il faut admettre en tout cas pour l'époque précédente, où LI $>$ *li̯* $>$ *l'*, cela encore est possible (§ 94, fin) — et notre attitude à cet égard dépendra en dernière analyse du sens précis attribué au terme de *frühromanisch*; mais ce qu'on ne saurait admettre, c'est que le terme de non-palatalisation puisse être exploité sans spécification pour rendre compte, non seulement du vocalisme de *consejo*, mais aussi et en même temps de celui de *pollo*. Si conservateurs que soient ces deux vocalismes, on les mettrait sur un pied d'égalité avec aussi peu de droit que, p. ex., l'*ue* actuel de *salmuera* ou de *juez*[1], d'une part, et celui de *muere* ou de *juego*, de l'autre.

---

[1] L'exposé de M. Krüger se ressent de l'éternel antagonisme entre la méthode ascendante et la méthode descendante. Dans un exposé strictement ascendant, *juez* IUDICE serait moins incommode au point de vue de la disposition que dans un exposé strictement descendant. Il faut toutefois que *juez* puisse trouver la place qui lui est due même dans les exposés de ce dernier type, comme prétend l'être celui de M. Krüger. Il ne sait trop comment s'y prendre à l'égard de l'*ue* de cette provenance (JUDICE figurant à titre d'exemple de J-, au § 247, mais non pas dans les chap. concernant le vocalisme), qui paraîtrait destiné à illustrer les *ursprünglichen Akzentverhältnisse* du § 57.

A la p. 57, «Gruppe II», sont mentionnés les exemples de l'*e* tonique, entre autres celui de CONSILIU: ce sont 9 transcriptions de *consejo*, toutes avec [e] et toutes de Zamora, avec une note au bas de la page: «Für Extremadura stehen mir wenig Belege zur Verfügung». P. 140, l. 2, se rencontre une transcription d'Extremadura donnant *un consejo* avec [ẹ̌]. Comme c'est précisément le degré d'ouverture de la tonique qui constitue la base de la répartition des exx. en groupes I II III, pp. 56 suiv., on ne s'attendrait pas à y voir passer sous silence ce *consèjo*. — Le groupe III paraît mal constitué. Trois mots seulement, PILU, DIGITU et NIGRU, c'est décidément trop peu! Pourquoi donc ne point citer ici *sed* (p. 111), qui offre un cas de [ẹ̌], ou *quaresma*, qui a [ẹ] dans 14 transcriptions et [ẹ̌] dans 2 (§ 409)? On ne comprend pas pourquoi M. Krüger, qui est conscient de quelques-unes des difficultés inhérentes à ce groupement, s'en est tenu là. C'est que l'idée même de cette tripartition des exemples est insoutenable; cette espèce de pétition de principe ne fait guère avancer l'étude des degrés d'ouverture des voyelles castillanes.

M. Krüger ne nous offre que rarement le contexte encadrant le mot qu'il transcrit. C'est pourquoi nous le lisons avec un certain sentiment d'incertitude et de doute là où il nous parle longuement, par exemple, de la qualité des composantes de la tonique d'un mot comme *puede*, dont nous ignorons absolument l'entourage, c'est à dire la valeur affective. S'agit-il de *¡si no p u e d e, señor!*? ou de *puede ser que mañanica* . . .? ou de quelque chose d'intermédiaire? Aucun moyen de le savoir; et ce n'est que bien vaguement que nous entrevoyons comment fut composé le *Fragebogen* et comment le dialectographe s'est servi de ce questionnaire sur le terrain (cf. §§ 12, 29)[1]. — Je ne comprends pas l'échappatoire par laquelle M. Krüger prétend nous expliquer (p. 9, en haut; cf. § 44!) qu'il n'a point tenu compte des faits de quantité, d'intensité, de mélodie. Ne voit-il donc pas lui-même l'importance de la quantité (la durée) là où il se propose (p. 59, en haut) d'expliquer les conditions de l'ouverture ou de la fermeture relatives des *e o* toniques? et n'en a-t il pas lui-même enregistré la durée, après tout, et même «durchgängig», et une durée qui, dit-il, s'impose à l'oreille «in auffälligster Weise» (ibid.)?

[1] Voici un contexte dont le choix paraît inattendu: *diez maridos* (§ 413). Est-ce pour obtenir un effet d'intonation? Mais il eût fallu nous prévenir.

Il constate également des variétés longues, et il y insiste, dans § 53, § 60 p. 67 *fuēgo*, etc., § 281 p. 212, § 287. Il a ainsi parfois abandonné le principe qu'il avait formulé péremptoirement, mais sans raison suffisante, à la p. 9; ce qui n'est pas fait pour nous tranquilliser en ce qui concerne les autres passages. — Pourquoi annoter, à propos de l'-E de RETE, le contexte entier (*la red me gusta*) et ne pas le faire à propos du même phénomène dans SITE (§ 134)? — L'accentuation des diphtongues *íe* (*ía*), *úe* (§ 57, p. 65), me paraît être de ces faits de prononciation qui ne doivent être étudiés que conjointement avec les faits de durée.

En présence de [hođi̦] (§ 112) ou [hođe̥] (§ 358б) qu'aurait prononcé pour *hoz hoce* FALCE un homme âgé de 70 ans à Garrovillas, j'ose exprimer un doute qui me paraît motivé. Un **foze*, avec *z*, que prévoirait ce *hođe* pour la langue des derniers siècles du moyen âge, serait inouï. Le portugais a, bien entendu, non point **fouze*, mais *fouce* (mirandais: *föuce*), en regard de *fozes*, lat. dialectal *FOCES pour FAUCES); v. Ernout, Walde et Meyer-Lübke, *REW*. Sans vouloir admettre une erreur ou une confusion dont se ressentiraient ici les notes de M. Krüger, on s'attendrait, en tout cas, non à un simple renvoi à la *Gaya de Segovia* («cf. Tallgren, *Gaya* p. 79, § 8; p. 83, § 21»), renvoi qui n'a pas grand sens ici et dont je garde rancune à l'auteur, mais à une mise en relief de ce que le cas considéré a de choquant au point de vue de la phonologie historique et, de plus, à une tentative d'explication propre à calmer les inquiétudes du lecteur. Je répète le mot inquiétudes; en effet, on va jusqu'à se demander s'il ne pourrait pas s'agir, soit de la prononciation [ho] FALCE, qui est bien attestée, suivie de la préposition *de*..., soit encore d'une simple erreur de transcription due à une fatigue momentanée, qui n'aurait d'ailleurs rien d'inexplicable. Quoi qu'il en soit, je proteste, jusqu'à nouvel avis, contre la façon dont nous est présenté ce [hođe], qui n'aurait de sens dans les travaux de cet ordre que s'il était accompagné d'une note tout autrement raisonnée — et raisonnable — que celle de M. Krüger. Notons que l'auteur lui-même ne relève plus ce [hođe] en énumérant les sonores pour Garrovillas, p. 282, l. 10 d'en bas.

Les questions rhétoriques de p. 167/168 sont mal posées. Il ne s'agit pas de savoir si l'évolution [si] > [ši] peut théoriquement avoir été accomplie dès le moyen âge, possibilité évidente au point de vue physiologique; ce dont il est question, c'est de savoir d'où vient que ce phénomène ne se produise

pas dans telles ou telles circonstances à telle ou telle époque, malgré les possibilités physiologiques. Or lorsque nous rencontrons des cas où [s] n'est pas devenu [š] dans ces conditions, ce n'est pas le physiologue mais le philologue que nous interrogeons. On a beau alléguer des masses d'exemples en faveur de l'une des catégories («genügend Beispiele», § 217 au début); tant qu'on ne nous aura pas rendu compte des exemples réfractaires de l'autre type, ou plutôt, tant qu'on ne paraîtra pas se préoccuper du fait de la répartition des *Beispiele* sur deux catégories, l'argumentation la plus agrémentée nous laissera froids.

§ 229. M. Krüger insiste peut-être trop sur la différence trouvée entre les labio-dentales et les bilabiales. En finnois dialectal, je connais des [f] labio-dentals qui sont presque ou plutôt des bilabials et qui passent à [h] ou à [h̃]. Ce n'est pas le cas du son franchement labio-dental du [v] finnois, qui ne se rapproche jamais d'un [h].

p. 212, § 281. Il est mal à propos de citer ici les graphies sans -R des inscriptions latines où entrent en jeu les conditions matérielles de l'incision.

Le chap. XVI (§ 293) se ressent de la confusion indue de [s] issu de NS (*coser*) avec l'[s] issu de RS, PS (*oso*, *yeso*). Respectivement l'un sonore et l'autre sourd au moyen âge (*coser* contre *osso*, *yesso*, portug. *gesso*), ces deux *s* différents ne devraient point être réunis sous la rubrique *Die früh vereinfachten Gruppen*.

§ 353. Étant donné portug. *tecer* (Cornu, *Gröbers Grundriss* I² 994), la tentative de voir dans l'extrem. *tecedor* une continuation, physiologiquement explicable, de *texedor tejedor* me paraît risquée.

Il n'est pas légitime (§ 358) de ranger «kast. *aceite*» parmi VECINU, *hacerlo*, FACIT, . . . RACEMU, *pobrecito*, *cruces*, etc., à titre d'exemple de -K'- aboutissant à [đ]. Ce mot-racine arabe, hébreu etc. n'a jamais eu -K'-.

«kast. *la yel*» (§ 68, 1) est un lapsus pour *la hiel*. — Corriger les cas tels que «kast. *invierno*» (§ 124), où il nous faudrait le mot latin. — A quoi tient donc la présence de *un cacho* transcrit au § 258? — Le [saúku] SABUCU de la p. 198, l. 8 d'en bas, eût dû être relevé au § 256. Le PLICAVIT du § 262 doit en être reporté au § 256 (et manque au registre). — Le renvoi à la n. 1 de la p. 70 se trouve à un endroit où il n'a que faire, et il est agaçant de relire cette note mal placée, non seulement dans une note au chapitre consacré à la trans-

cription, mais encore à la p. 71, dans le texte, où l'essentiel de cette rectification d'une assertion de Colton est formulé à deux reprises. Les pp. 70, 71 sont faites de cousus et de recousus. — La note de la p. 226 est identique à la n. 1 de la page suivante.

Il y a malheureusement beaucoup d'autres endroits analogues, où l'on retrouve ce même défaut de rigueur, qui tient surtout à la mauvaise disposition des matériaux et qui résulte parfois, j'ose le répéter, d'une précipitation dangereuse en matière de grammaire historique. Certes, il faut reconnaître qu'il y a d'autre part des passages entiers qui sont dignes d'éloges, même en matière de grammaire historique; c'est ainsi que je trouve beaucoup de bon sens dans la manière dont l'auteur étudie, avec des observations judicieuses, les faits de nasalisation (chap. XI), les occlusives sonores (chap. XII). Ce dernier chapitre me paraît très riche en explications lumineuses (cf. pp. 146—162): de même nous rencontrons aux §§ 422—424, pour relever encore un exemple, une importante rectification bien présentée concernant l'*l* de *coldŏ* CUBITU, d'une part, et l'*l* de *julgar* IUDICARE, de l'autre.

Au total, le travail de M. Krüger est très inégal; les pages qui témoignent d'une réflexion mûre et féconde s'y perdent sous une masse de classifications mal faites, de discussions confuses qui me font l'effet d'avoir été passées à l'imprimerie avant la rédaction des passages dignes d'éloges, dont j'ai indiqué quelques-uns. Sans doute ce livre est de première importance pour le sujet qu'il traite et surtout comme source d'information sur ce sujet: il n'est pas encore ce qu'on pourrait appeler un livre excellent dans toutes ses parties.

A la place de M. Krüger, j'eusse écrit un livre de proportions un peu plus modestes, mais qui peut-être n'eût pas été moins utile ni moins remarquable que celui qu'il nous a offert en 1914; et je l'eusse intitulé *Studien zur Lautgeographie und Lautphysiologie westspanischer Mundarten (auf Grund von Untersuchungen an Ort und Stelle).* *O. J. Tallgren.*

E. Gamillscheg und **L. Spitzer**, *Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre* (= Biblioteca dell' «Archivum Romanicum», diretta da Giulio Bertoni, Ser. II, Vol. 2⁰). Genève, Leo S. Olschki, 1921. 230 S. gr. in-8⁰. Prezzo: 12 fr.

Leo Spitzer, *Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen iberoromanischen Sprachen* (ibid., Vol. 1⁰). Genève, Leo S. Olschki, 1921. VIII + 162 S. gr. in-8⁰. Prezzo: 10 fr.

La première de ces publications contient une étude de M. Gamillscheg: *Grundzüge der galloromanischen Wortbildung*, et deux de M. Spitzer: *Die epizönen Nomina auf* **-a(s)** *in den iberischen Sprachen* et *Das Suffix* **-one** *im Romanischen*, ces dernières réunies sous la rubrique commune: *Über Ausbildung von Gegensinn in der Wortbildung*. Comme l'indiquent bien ces titres, nous sommes en présence de travaux relatifs à la formation des mots romans. C'est le sujet que traite M. Meyer-Lübke dans tout un demi-tome de sa grande *Grammaire des langues romanes*; aussi est-ce à ce Maître que les deux érudits de l'école de Vienne dédient le livre qu'ils ont écrit en commun.

Le premier des deux, qui avait publié en 1913 son grand travail *Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre*, se limite maintenant au gallo-roman, mais n'en aborde pas moins un grand nombre de questions de grande conséquence: il étudie les suffixes porteurs d'idées particulières (mort de -ILIS comme suffixe formant des adjectifs, -ICEA, -INUS), la substantivation occasionelle ou constante des adjectifs, la formation post-verbale, l'homonymité, la coïncidence fonctionnelle des suffixes, etc. Il va de soi que ces 80 pages de M. Gamillscheg peuvent contribuer très positivement à l'étude de la morphologie en général, et non seulement à celle de la morphologie française et provençale.

Les noms *ἐπίκοινα* qu'étudie M. Spitzer, et qui sont loin au reste d'appartenir tous à l'une quelconque des langues ibéro-romanes, sont ceux qui, tel le lat. *Nasīca*, revêtent la forme de féminins en *-a* ou (plur.) *-as*, tout en désignant des êtres du sexe opposé. Cette étude de résultats féconds et pleine d'originalité est suivie d'une autre qui concerne elle aussi l'antagonisme si fréquent entre la logique et la grammaire: pourquoi avons-nous des dérivés, augmentatifs d'une part et diminutifs de l'autre, en -ONE? «Die Antinomie zwischen Logik und Grammatik ist wie so oft in der Sprachwissenschaft nur durch liebevolle Versenkung in die Lebensfülle des individuellen, noch stilistischen, noch nicht grammatikalischen Gebrauches zu lösen, durch die Klarstellung der stilistischen Motive, die dem Wortbildungsproblem zugrunde liegen».

Je ne puis donner un compte rendu détaillé de tous ces travaux, qui témoignent de l'admirable fécondité et de la maîtrise de savants travaillant dans une ambiance déplorable, et il me faut me contenter de parcourir avec une rapidité que je regrette les études de lexicographie catalane de M. Spitzer.

Elles se composent de 202 petits articles, à propos desquels je présenterai quelques observations d'après les notes accidentelles que j'avais jadis prises sur les mêmes vocables.

3, p. 2. Pour *sp* > *sb*, cf. cat. *esbarjintse* Ruyra 106, *esbarjirla* 138, *donar esbarjo*[1] *a* 126; en regard de *esparjint* 135, toujours chez Ruyra. Un *esbart de coloms* Rond. I 89. *Fer qualsevol disbarat* Catalá, Solitut 263.

6. *acorar* 'ins Herz stossen': Rond. I 213 (*m'acoras aquesta guinaveta*), 269 (le roi mit la pointe de l'épée sur sa poitrine et allait déjà *á acorarla se*), 275 (*acora . . . s'espasa*).

18, n. 1. *Aquestes deries* Catalá, Solitut 212; *la meva deria* Ruyra 173, 271, *en la deria de* 289, autres ex. de *deria* 47, 166. Transcription de ce *dèria*, par Arteaga Pereira, Primer Congrés Internac. de la llengua cat. de 1906, p. 456. — Le mot *enderies* (même sens) Rond. I 81.

21. *aspergiant* Rond. I 171, *cridat y aspergiat* 179; les deux passages se trouvent dans une même historiette racontée par «el famós glosador manacorí l'amo Antoni Vicens Sant-Andreu».

25. *atxul-lat* Rond. I 234, 264, 265, même sens.

27. Dûment rendu par 'umbrío', un *bagueny* adj. se rencontre dans un petit Dictionn. cat.-esp. de Genís. Un prov. *uba* ('versant septentrional' Koschwitz) opposé à *adré* se trouve dans Mireio VI 203[2].

36, p. 28. Proposée par M. Spitzer, l'étymologie *butza* BURSA rendrait-elle bien compte d'un curieux passage de Rond. I 149, où un sot fieffé, en entendant un prédicateur parler de la *santa bul·la*, croit qu'il s'agit de la *butza* qu'il porte caché dans sa «faldriguera»? Je regrette de ne pas avoir sous les yeux une transcription de ce conte. Qu'on compare seulement les différentes graphies: Amengual donne *bucza* (non pas *butza*!), avec ce même *cz* qui se rencontre en *aczar*, *aczarola*, *aczibar*, *aczufar*, *eczacte*, *eczagerad*, *eczaltar*, *eczaminar*, *eczemple*, *eczistir*, etc. Ces graphies doivent représenter en partie une prononciation majorcaine différant de la barcelonaise (cf. Vogel) et capable de provoquer sous les arcades d'une église la confusion avec le son du majorc. *l·l*. Quelle est exactement cette pronon-

[1] Ce *esbarjo* figure chez M. Spitzer, n° 61.

[2] Mon ami M. Eugène Revert m'a dit que dans le langage géographique actuel de la France on employait les deux termes d'*adret* et d'*ubac*, pour désigner dans les vallées de montagne, l'un, le versant exposé au soleil, où se trouvent concentrées les cultures et les habitations humaines, l'autre, le versant de l'ombre, où l'on ne trouve d'ordinaire que des massifs forestiers.

ciation? Sans la connaître, on ne devrait peut-être pas aborder la question de l'étymologie de *butza*, *bucza*. Je dois me borner à signaler cet à côté du problème et à faire observer seulement que le *bucza* qui préoccupe tant notre bonhomme ressemblerait de toute pièce à *REW* 1241, ne fût cette graphie singulière.

40, p. 32. Cat. «*bleyrar* 'keuchen'» m'a tout l'air d'une simple faute d'impression pour *bleyxar*. Certes, chez les lexicographes catalans (Saura, Bulbena y Tosell) on ne trouve que *bleyrar*. C'est Vogel qui, tout en donnant *bleyrar*, qu'il déclare ne connaître que par Bulbena, admet également *bleixar*, qu'il est le premier à relever dans un dictionnaire et qu'il a certainement raison de rendre par 'schwer atmen'. Or, dans les textes, je n'ai jamais trouvé *bleyrar*, tandis que *bleixar* y est plutôt très fréquent (avec le subst. *bleix* ou *bleixar*; je citerai Ruyra 274, Catalá Solitut 33, 264, 269, etc.). Ce *bleixar* 'respirer fortement, haleter' pourrait se rattacher au visig. **blēsa* (*REW* 1154), sans ou avec l'intervention du synonyme *panteixar*. Quant à ce dernier mot (PHANTASIARE), Ruyra l'écrit avec *j*: *pantejant* 312, *-java* 276. C'est ce qui nous amène à nous poser la question de l'évolution «normale» de sį (cf. Meyer-Lübke, *REW*, fin de l'art. 7789 SEGUSIUS). On a en catalan des cas de *s* [x], de *x* [š]:

	ancien prov.		majorc.	valenc.	cat.
		(Torcimany)	(Amengual)	(Martí)	
PHASEOLU	*faizol*	*fesòl*	*fasol*	*f(r)esol*	*fasol* / *fesol* / *fayol*
(cf. FABA +					*fajol*)
BASIARE	*baizar* / *baiar* / *bajar*	*bèsa*	*besar*	*besar*	*besar*
PHASIANU	*fa(i)zà* (<		*faizá*	*faisá*	*faisá*)
MANSIONE	*ma(i)zó* / *mai(j)ó*			a. *maisó*	
PREHENSIONE	*pre(i)zó* / *preió*		*presó*	*presó*	*presó*
PERTUSIARE	*pertuzar*	*pertúsa*			
*LISIA	*liza*	*lisa*	*llisa*	*llisa*	*llisa*
NAUSEA	*nauza* / *nòiza*	*nausa* / *nòsa*	*nosa*	*nòsa*	*nosa* / *noxa*

Dans ces conditions, on s'attendrait à cat. **pantesar* ou *pantexar*. En réalité, on trouve:

*PANTASIARE	*panta(i)zar* / *pantaissar* / *pantaiar* / *pantejar*	*pantaxa* / *pantèxa*	*pantax* (subst.)	*pantaixar*	*pante(i)xar* (Ruyra: *pantejar*).

La forme prov. en *-ejar* est peut-être due à un rapprochement à *-ejar* -IDIARE; cf. toutefois *bajar, maijó.* On aurait tort sans doute de prétendre expliquer de la même façon, c'est à dire par cat. *-etjar*, le *pantejar* de Ruyra. Ce romancier représente le parler de la région de Blanes (*Neuphil. Mitteil.* XIV—1912, p. 13); or M. Alcover, dans une des plus précieuses pages de son *Bolletí del Diccionari*, IV (1908) 259, mentionne cette ville parmi celles qui prononcent [viàtše] pour [viádže] *viatje*, du moins à la posttonique dans les substantifs. Dans ces conditions, la graphie de M. Ruyra paraît représenter un cas de supercorrection pour *-eixar*; mais il faut avouer que c'est le seul cas où j'aie pu constater ce phénomène dans ses écrits.

Cat. *sotjar* (corr. le «*setjar*» de *REW* 7789, et au Registre), que j'ai eu tort de rattacher à SEGUSIUS en 1912 sans étudier sı̯, et que M. Meyer-Lübke s'abstient d'expliquer, pourrait se ranger à côté de ce *suticare* que l'auteur de la *Grammaire des langues romanes,* I § 386 (cf. 580), rapprochait de SECUTARE en 1889. Ce mot tarentin devrait être étudié à l'aide de travaux de dialectologie italienne que je n'ai pas à ma disposition; *REW* l'ignore; mon exemplaire des *Spigolature siciliane* est incomplet.

59. Ce *demble* 'Zusammenhang', que M. Spitzer me paraît avoir bien analysé, reparaît dans Rond. I 287: «*Na Comenselis*». *¡ Vaja quin nom mes esquerrá ! ¡ No li veig es demble !*, et 293: «*N'Acabelis*». *Es pobre erissó tampoch afiná es demble á n'aquell diantre de nom.*

62. J'atteste *adondarse* 'sich gewöhnen' (Amengual, Dicc.) dans Rond. I 157: *La pobreta se va haver d'adondar á n'allò* 'elle eut à s'y faire'.

71. J'avais également annoté ce *en que* 'aunque' à la marge de Rond. I 97; de même, chez Català, Solitut 211: *A n c h q u e seguissin els civils tota la montanya n'atraparían pas farúm de la mala besti.* — D'accord pour IN!

89. Graphie: *ecziba* Rond. V 257. Dans Rond. I 152 *Ho ha de sebre perque m'ha engigada* et ibid. V 229 *els enjigaría*, ce verbe signifie, non pas 'loslassen', mais 'congédier (un[e] domestique), lui dire qu'on n'a plus besoin de ses services'; cf. *etjegar a fregar* (Saura) 'echar o enviar de paseo'. — La note succincte de M. Spitzer, au bas de la p. 65, est un petit chef-d'œuvre d'ingéniosité et de bonne information. Je ne saurais y ajouter que le portug. *jazigo,* dérivé demi-savant (*jazígoo*, -ĪCULU), et un esp. *yáciga* qui figure chez Bulbena y Tosell, s. v. *jaç*: 'lit, grabat. Couche, gîte. [en esp.:] Yáciga, echadero'. Ainsi, le problème du cat. *engegar* paraît à peu près résolu.

Mais il serait toutefois à désirer qu'on puisse attester quelque exemple de l'ancien **etjahegar*, **etjehegar*.

J'ajoute en passant que la graphie constante du verbe *aixecar* avec *x* m'empêche de faire mien le raisonnement de M. Spitzer, *Neuphil. Mitteil.* XXI (1920) 22, concernant l'étymologie de ce mot.

95. Cf. ci-dessus, p. 53—58. A propos de ces pages, M. J. Jud (Zürich) a eu l'obligeance de me communiquer entre autres choses la précieuse note que voici: «. . . möchte ich eigentlich anregen, das Problem etwas weiter zurückliegend anzufassen: warum ist von PROCELLA im Rom. keine Spur vorhanden? Ist FORTUNA neben TEMPESTAS ein Ersatzwort? Ich glaube, Sie haben recht, an ein mediterranes Schifferwort zu denken (cf. über die Einheit der Windbezeichnungen im Mitteländ. Meer: Rom. 44, 293). Zu *fortuna* 'Missgeschick, Risico, Sturm' auch PERICULU, südfrz. *periglado*, aprov. *perilh*. Weitere Vertreter von *fortuna* 'Sturm' finden sich an folg. Stellen: Arch. Glott. 15, 32, 61, 8, 354; Uguçon de Laodho ed. Tobler, p. 45; Studi rom. 4, 120; Apollonio ed. Salvioni, 46, Barsegapè (Keller, Reimpredigt), Vidossich, Z. f. rom. Phil. 27, 753; Tristano Riccardiano 421; südit. Percopo, I bagni di Pozzuoli, Molfetta *frettanone* 'fortuna, onda, cavallone'; Caltagironese *furtura* 'uragano', *furtuna* 'fortuna' und Miscell. Ascoli 398 über die Bedeutungsgeschichte von *fortuna*; vgl. übrigens bei Levy: *infortuni*. Den Artikel Meyer-Lübkes würde ich noch wesentlich anders redigieren: ich begänne mit PROCELLA und untersuchte die Folgen des Untergangs dieses Wortes: die Geschichte von INTEMPERIES, TORMENTARE, TEMPESTAS. Vielleicht packen sie das Problem noch einmal an». — Puis-je demander au maître de la *Wortgeschichte* romane de bien vouloir honorer un jour notre petite Revue de l'importante étude dont il a ainsi tracé le plan?

107. J'avais cité un ex. de ce *just* 'wie', avec des renvois, *Neuphil. Mitteil.* XIX (1918) 84, en bas. Cf. Bello Cuervo, p. 129. Rond. I 156 *Però, com sa polissona tenía set vides, just* [tout comme] *es moxos, reviscolá*; 173 *Es cans . . . ja han pegat llongo . . . lladrant j u s t s i tenguessen un dimoni dins es cos.* — Catulle III 11—15 avait déjà dit d'une façon analogue:

> At vobis male sit, malae tenebrae
> Orci, quae omnia bella devorastis,
> t a m bellum mihi passerem abstulistis.

130. M. Spitzer a raison de distinguer entre *α*) EGLECTUS, en rom.: 'nachlässig; Fehler', et *β*) INIQUUS, en roman: 'Miss-

behagen, Ungeduld, rabbioso' etc. C'est sous *β)* que je placerais, avec *REW* 4437-9 et les trouvailles personnelles de M. Spitzer: *REW* 4537 valtell. «*de nevit* 'heftig', *nivit*,. *navit* 'Ungestüm'?», et de plus: sicil. *si nichìa* (-eggia) 'si mette di mal umore, imbroncia' Pitrè, Trad. pop. sicil. VII 210, anc. majorc. (*RDR* I 318 § 36; Spill 12915) *inich*, majorc. (Amengual) *nig*, *niga* 'que facilmente se resiente, enoja o desazona de algo'. L'arag. (Borao) *niquitoso* a une autre nuance de sens: 'dengoso, hombre que se emplea en menudencias y reparos despreciables', cette espèce de 'pédanterie' étant considérée comme une manifestation de l''Ungeduld'. — Pour ce qui est des survivances italiennes, qui se rangent généralement sous *α*), il faut faire observer que, si *neghittoso* a bien, entre autres sens, celui de 'verdrossen', que connaît Rigutini-Bulle, mais qu'ignore le *Novo Diz.* de Rigutini et Fanfani, ce *neghittoso* 'verdrossen' représente une contamination sémantique entre *neghittoso* NEGLECTUS et *iniquitoso.*

143. De même, Rond. I 125 *En Juanet, per p o r de sa p o r, s'enfila* . . . Le sens originaire de *por* 'Gespenst', qu'étudie si bien M. Spitzer, se rencontre également dans Rond. I 114 (où il est question d'une vieille femme très laide): *Com el Rey va veure aquella p o r, aquella cara tan negre, tan ruada, sense cap dent, sense cabeys, va romandre fret*; V 94 *A Mancor hi havía una casa que hi sortía p o r.*

152. C'est à tort que M. Spitzer munit d'astérisque majorc. *meular*; Amengual, au moins, donne *meular* = *miular* 'miauler', *meu meu* rendant le miaulement des chats dans Rond. I 298; et je trouve un ex. de ce *meular*, Rond. I 69 (un bonhomme effarouché crie:) *¡Ay! Vos dich que som mort.* (Réponse des compagnons:) *¡Qu'has d'esser mort! ¡Massa tu meules granat encara!* Cette façon de *meular granat* ressemble singulièrement aux *remeulos* étudiés par M. Spitzer, et qui sont si fréquents dans les *Rondalles* (I 243 *mes esglayosos es remeulos de sa criada*; 266 [il s'agit d'un homme qu'on vient de jeter par la fenêtre et qui tombe sur des rosiers] *y li escapavan uns gemechs y uns remeulos lo mes esglayosos*; etc.). Dans ces conditions, et vu que ces grands cris de détresse ne me paraissent pas être chose essentiellement différente du miaulement pris dans un sens légèrement métaphorique, je trouve difficile d'accepter l'étymologie MUGILARE que M. Spitzer s'ingénie à justifier.

171. Rond. I 129, les cinq membres d'une famille *sempre acabavan primer es pa que sa t a l e n t, de pobres qu'eran*, 254 *Sa t a l e n t que duch, no es sofridora . . . que sé que tench una t a l e n t que m'alsa.*

192. J'avais également pris note de ce *voves* ULVAS de Ruyra 155, qui rappelle de si près l'inoubliable vers virgilien

Limosoque lacu per noctem obscurus in ulva
Delitui

(*Aen.* II 135). Je saisis l'occasion pour déclarer maintenir mon explication de cat. *bolva* 'Flocke' (*Neuphil. Mitteil.* XIV—1912, 176, XVI—1914, 97) contre M. Spitzer, qui (*Literaturbl.* 1914 col. 397) a préféré le rattacher à PULVIS *PULVORIS étant donné *volvorejar.* Selon moi, ce verbe remonte à un **bólvora*, formation romane du type TEMPORA, CORPORA. Un parallèle sémantique de 'ulve' (lat.) ou de 'brin d'herbe' (cat.) 〉 'corpuscule en suspension dans l'air' (cat.), 'pas un brin de nuage' (cat.) nous est offert, à part le français, par la série que voici: a. h. allem. *helawa* (*hëlwa*) 'Spreu' 〉 m. h. allem. *hilwe* 'feiner Nebel'. Le finnois aussi en offre un parallèle. Certes, *hilwe* n'y est passé (*hilve*) qu'avec le sens primaire de 'Splitterchen, Schelfe', (*helve*) 'glumelle', voir Kluge, *Finn.-ugrische Forschungen* XI (1911) 140; mais nous avons le mot finnois *pilvenkauna*, qui, composé de *pilvi* 'nuage' et *kauna* 'glumellule', signifie une 'nuée légère' — pendant exact du cat. *volva de nigulet* dont je parlais en 1914.

195. Mieux conservé que dans le cat. *xar(a)gall*, l'RR de IRRIGARE se trouve dans le provençal, où Mistral donne *charrèc* 'ruisseau des rues, en Guyenne', *charragal* 'terrain creusé par une eau torrentielle, ravine, dans l'Aude'.

O. J. Tallgren.

Leo Spitzer, *Studien zu Henri Barbusse.* Bonn, Friedrich Cohen, 1920. 96 S.

Leo Spitzer, *Die Umschreibungen des Begriffes «Hunger» im Italienischen.* Stilistisch-onomasiologische Studie auf Grund von unveröffentlichtem Zensurmaterial (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, LXVIII. Heft). Halle a. S., Max Niemeyer, 1921. 345 S.

Dans le premier de ces deux ouvrages, le romaniste d'une souplesse et d'une fécondité extraordinaires qu'est M. Spitzer, l'érudit dont la masse et la diversité des lectures est étonnante, nous offre, du point de vue de l'histoire littéraire et de la stylistique, une analyse des œuvres de l'écrivain naturaliste français bien connu. Nous y trouvons tout d'abord un essai intitulé *Einheit und Entwicklung im Schaffen Henri Barbusses*: là sont étudiés et définis les thèmes principaux traités par cet auteur, leur reproduction et leur évolution dans les différents

ouvrages sortis de sa plume, au cours des diverses phases qui ont marqué la formation de son individualité de penseur. En particulier, M. Spitzer a voulu et a su démêler combien la philosophie de l'écrivain s'est organiquement développée, ses proclamations de prophète les plus récentes trouvant leur racine dans ses toutes premières créations. Les *Glossen zu «Le Feu»*, série d'articles parus antérieurement dans l'*Internationale Rundschau*, ne constituent pas une simple analyse du livre de Barbusse, mais bien plutôt une contribution, en partie d'ordre polémique, à l'échange d'idées auquel a donné lieu ce produit extraordinaire de la vie des tranchées. D'un intérêt tout spécial est le chapitre consacré à diverses observations sur la langue des poilus dont on trouve le portrait dans *Le Feu*. L'étude assez étendue qui termine les *Studien* et qui est intitulée *Psychoanalyse des Barbusseschen Stils*, traite des éléments sexuels constitutifs du style du romancier. Sans se ranger à l'avis de Freud et sans accepter le sens étroit qu'attribue ce savant au terme de psychoanalyse, l'auteur nous fait voir comment un examen des ouvrages de Barbusse, notamment de l'*Enfer*, peut être conduit en conformité réelle avec la méthode de Freud, et nous amener à chercher dans la vie sexuelle l'explication de quelques-unes des manifestations les plus individualisées de l'âme du poète, de manière à justifier positivement l'emploi du terme «sexualisation (*Sexualisierung*) du style de Barbusse».

Cette dernière étude, surtout, fournit une heureuse démonstration de ce que c'est que la méthode de l'auteur en matière de stylistique, «méthode d'investigation des thèmes et des mots», que M. Spitzer définit comme suit: «Das Wesen der Motiv- und Wortforschung, wie wir sie uns vorstellen, besteht darin, nach den erfinderischen Motiven zu forschen, die die Seele des Schriftstellers besonders erregen, und in ihnen Gründe für die Bevorzugung gewisser Wörter zu suchen. Durch diese Art der Forschung werden Literaturgeschichte und Sprachwissenschaft einander angenähert: das Motiv wirkt sich im Wort aus und das Wort ist nur der Exponent des Motivs».

Telle est également la structure méthodologique de l'autre des deux ouvrages ci-dessus nommés. Les riches matériaux mis à contribution pour cette étude unique dans son genre avaient éte réunis par l'auteur pendant les trois ou quatre ans où il avait rempli la fonction de censeur dans un grand camp de concentration autrichien pour prisonniers de guerre italiens. Les censeurs supprimaient, dans les lettres des prisonniers, toutes les plaintes occasionnées par la faim, et ceux-ci de leur côté vou-

laient à tout prix, et en connaissance même de la censure existante, toucher à cette idée qui dominait leur correspondance. Aussi les passages en question prenaient-ils nécessairement la forme de circonlocutions destinées à dérouter l'attention des censeurs. Tout en admettant que ceux-ci peuvent en avoir été assez fréquemment les dupes, on sera d'accord pour admirer la perspicacité d'Argus de notre linguiste, qui a su démasquer en si grand nombre ces tentatives sournoises faites pour déguiser la pensée. On se demande vraiment à qui il faut donner la palme de l'ingéniosité, à l'auteur du livre ou à celui de telle ou telle de ces lettres italiennes qui témoignent d'une exubérance de fantaisie jamais à court d'expédients. Les très abondants matériaux de faits d'expression qui sont l'objet de cette étude systématique et les conclusions pleines d'observations très fines au point de vue de la psychologie du langage qu'en déduit l'auteur offrent un intérêt multiple. Entre autres, la question du rapport existant entre l'individualité d'un homme et son langage est l'objet d'une série de recherches lumineuses. L'auteur a également réussi à apporter dans ses conclusions quelques rectifications à certaines formules généralement acceptées, et qui sont fondées sur des idées préconçues et des conceptions erronées touchant le langage populaire et l'argot. L'ouvrage est un beau témoignage en faveur de ceux qui admettent que les monographies stylistiques de ce genre ont droit à une place très importante dans l'étude psychologique du langage. *E. A. Saarimäa.*

Les Langues Modernes. Bulletin de l'Association des Professeurs de Langues Vivantes de l'Enseignement Public. Rédaction: G. D'Hangest, 117, Boulevard Exelmans, Paris, XVIe. Cotisations: Mlle Ledoux, 30, Rue Chevert, Paris, VIIe. Dépôt chez H. Didier, 4 et 6, rue de la Sorbonne, Paris, V^e^. Abonnement: étranger, 14 fr, — Un certain nombre d'années reçues en échange, jusqu'au t. XIX (1921), N:o 4, inclusivement. — In-8^0^.

Plus d'un de ceux qui, en juin 1920, prirent part au Congrès des professeurs de l'Enseignement secondaire à Helsingfors, ont trouvé sans doute que ce que notre capitale offrait alors de plus intéressant, c'était l'Exposition pédagogique française, si riche et si belle, telle qu'elle avait été organisée grâce à l'initiative et aux efforts infatigables de M. Yrjö Hirn, professeur d'esthétique à l'Université de Helsingfors. A cette expo-

sition, on a pu se rendre compte du niveau élevé où sont parvenus de nos jours la pédagogie et l'enseignement public en France. L'intérêt principal s'est très naturellement concentré sur la partie de l'exposition qui se rapporte à l'enseignement de la langue maternelle: je ne me tromperai pas en disant que la France est, dans ce domaine, le pays certainement le plus avancé. Mais les professeurs des langues vivantes ont eux aussi pu visiter cette exposition avec beaucoup de profit, malgré la petitesse relative de la section qui devait les intéresser le plus directement. Sans nommer d'autres livres excellents, on s'est tout spécialement attaché à la chrestomathie-modèle anglaise intitulée *English Reader, A History of Civilisation in England,* par Charles Schweitzer, en collaboration avec Louis Cazamian, connaisseur éminent de la civilisation anglaise. En présence de pareils instruments d'enseignement des langues vivantes on s'est rappelé de nouveau combien nous avons dans notre branche à apprendre de nos collègues français. Un bon moyen de nous tenir au courant de l'enseignement des langues vivantes en France nous est offert par le *Bulletin* dont le titre est indiqué ci-dessus. La Rédaction de cette Revue française a eu la bonne idée d'envoyer successivement et à titre d'échange, à la redaction des *Neuphilologische Mitteilungen,* ses fascicules de toute une série d'années. En m'acquittant de la mission agréable qui m'a été confiée d'attirer l'attention de mes collègues sur ce *Bulletin,* je dois m'abstenir de l'analyser en détail et me borner à donner une idée, à l'intention de ceux qui peut-être ne le connaîtraient pas encore, de tout ce qu'il peut nous offrir.

Contrairement à notre bulletin, les *Langues Modernes* ne traitent pas de questions linguistiques, mais se bornent à celles d'enseignement et de littérature. La revue française — cela se comprend de soi-même — veut en premier lieu servir de lien entre les néo-philologues français et plaider la cause des langues modernes dans leur pays (celle même de l'allemand a été énergiquement défendue), mais on s'y propose en outre de tenir les professeurs étrangers au courant de la pédagogie néo-philologique de la France. Cette dernière tâche, le bulletin la remplit d'une manière très satisfaisante. Une section fort intéressante est constituée par les comptes rendus détaillés et réguliers des congrès et réunions des professeurs de langues vivantes. On nous y donne un aperçu des idées et des questions qui émeuvent à présent le monde pédagogique de France. Ce sont en partie les mêmes problèmes qui sont d'actualité

chez nous: tel celui de la réorganisation des épreuves écrites au Baccalauréat. Le nouvel ordre a été introduit en 1920 — presque en même temps par conséquent que chez nous. Si la décision prise a donné lieu, en Finlande, à beaucoup de discussions, il est curieux de constater que la nouvelle forme des épreuves n'a pas non plus été introduite en France sans beaucoup de bruit. Les épreuves se composent d'une version et d'un thème d'imitation — et il faut faire observer que le nouvel arrêté ministériel prescrit en termes formels le thème d'*imitation*, tandis que notre loi parle très simplement d'un thème (facile). Et si en Finlande, après tout, on a, non pas un thème pur, mais un thème d'imitation, c'est un progrès laissé tout simplement à la discrétion de la commission des examinateurs au baccalauréat. Les termes mêmes de notre loi n'empêchent pas l'introduction d'un thème pur. Et c'était justement le thème pur que l'on considérait en France comme un péril fatal à l'enseignement. Pour éviter cette calamité, plusieurs professeurs, adversaires également du thème d'imitation, ont cependant voté pour cette sorte d'épreuves. Si notre innovation nous a surpris un peu nous-mêmes (la majorité du gouvernement ayant voulu maintenir la version sans thème), l'innovation correspondante en France a été attaquée, parce que plus d'un des professeurs de langues vivantes la considérait comme imposée d'une manière précipitée. Certes, elle a été précédée d'un referendum parmi les professeurs, mais à une date (avril 1919) où de nombreux jeunes hommes étaient empêchés par la mobilisation de prendre part à cette consultation. A en juger d'après un article des *Langues Modernes*, écrit avec beaucoup de verve, la plupart des jeunes pédagogues seraient des adversaires déclarés du nouveau régime et désireraient ou le maintien de la composition, ou la composition suivie d'un large questionnaire. Et quoique, en bons patriotes, ils se soumettent à la loi et cherchent à en assurer l'exécution dans la mesure de leurs facultés, le refrain de l'article en question est néanmoins celui-ci: «nous aurons un jour notre *revanche*».

Une autre question qui, depuis longtemps déjà, inquiète les esprits, c'est ce qu'on a appelé «la crise du français», c'est à dire la difficulté toujours plus accentuée chez les élèves à bien manier leur langue maternelle. C'est le même problème que chez nous. Et là comme ici on a cru que la faute en était à la situation défavorable qu'occupe le latin dans les écoles. Il me semble cependant que M. Hovelacque, Inspecteur général, a raison de dire que «les causes de cette crise, qui

est universelle, ne sont pas scolaires, mais sociales, et le remède miraculeux ne se trouve pas dans le latin, ni aucune panacée particulière : il n'existe peut-être pas, et c'est un mal auquel il faut se résigner partiellement. C'est la vie moderne et la civilisation présente tout entière, trop vaste, trop complexe, trop incohérente qui sont responsables de cette crise, contre laquelle quarante heures de latin par semaine ne pourraient rien». Une autre raison de l'abaissement du niveau des études vient naturellement de ce fait que le recrutement des élèves, dans nos jours démocratiques, se fait sur une base de plus en plus large.

En dehors de ces comptes rendus fort intéressants des congrès et des discussions, les *Langues Modernes* nous offrent des articles indépendants pédagogiques ou littéraires. Chaque numéro contient en outre une section intitulée «Chronique étrangère», coup d'œil sur les événements politiques de l'étranger; de plus nous trouvons dans le dernier numéro un article instructif sur la crise irlandaise. — La pensée moderne trouve les professeurs de langues vivantes mal préparés à leur tâche là où l'éducation qu'ils reçoivent est purement linguistique et esthétique : il leur faut de ces leçons de choses qui, aux yeux des modernes, jouent un rôle si important. A côté de la Chronique étrangère, la section bibliographique leur assure la possibilité de suivre de près la vie entière du pays dont ils enseignent la langue. Qu'il me soit permis de citer les titres de quelques-uns des livres dont il est rendu compte, non seulement pour donner une idée de la belle variété de cette section, mais surtout pour attirer l'attention sur quelques-uns de ces livres intéressants récemment parus. A côté des livres tels que *Gœthe en Angleterre* (par Carré), *L'évolution psychologique et la littérature en Angleterre* (par Cazamian), *La vie et l'œuvre de Théodor Storm* (par Pitron) ou *A History of Colloquial English* (par Wyld, le successeur de Sweet à Oxford), on en trouve cités qui se rapportent à d'autres aspects de la vie, tels que *The Skilled Labourer* 1760—1832, *L'Allemagne en République*, ou bien *Esquisse du Droit criminel anglais*, etc.

L'article 2 des Statuts indique, comme un des buts de l'Association, de tenir ses membres au courant des faits et des idées qui peuvent intéresser les professeurs de langues vivantes. Aussi trouvons-nous dans chaque numéro un compte rendu des articles les plus remarquables parus dans les bulletins étrangers. Cette partie à elle seule de la revue française suffirait à la rendre très utile pour nous autres, à cette époque critique où

nous ne pouvons nous abonner à de nombreuses revues. Sans lire les articles originaux on a ici la possibilité de suivre les courants néo-philologiques dans les différents pays. Serait-il trop téméraire d'exprimer le vœu que les *Neuphilologische Mitteilungen* elles aussi rendissent compte succinctement, de temps en temps, des articles parus dans les revues principales qui intéressent les professeurs de langues modernes, disons de suédois, français, anglais et allemand?

Pour terminer, il me semble que les *Langues Modernes* peuvent être hautement recommandées à nos professeurs finlandais. Si le prix très modéré de 14 francs, en raison du peu de valeur de notre monnaie, nous semble néanmoins élevé, il reste à souhaiter que les bibliothèques de nos établissements d'enseignement secondaire trouvent la possibilité de s'abonner à ce bulletin bien rédigé. *Hannes Almark.*

Polemisches.

Paris, le 11 novembre 1921.

Monsieur le Directeur,

Dans le compte rendu que vous avez bien voulu faire (*Neuphilologische Mitteilungen*, 1921, n⁰ 5, p. 100—104) de notre édition de *Chansons satiriques et bachiques*, vous avez cru devoir formuler quelques critiques sur la manière dont notre édition a été faite. Abstraction faite de quelques rectifications portant sur la graphie qu'une vérification attentive, basée surtout sur un examen de l'édition photographique du manuscrit *U*, vous a permis de faire, rectifications qui intéressent presque exclusivement la *varia lectio*, et dont le bien fondé ne saurait être contesté, vos critiques se répartissent en deux catégories. La première tend à compléter la *varia lectio*. Or, le but même de la collection des *Classiques français du moyen âge*, ainsi qu'il ressort du prospectus lancé par le directeur de la collection lors de sa fondation, est de donner des textes avec un appareil critique *réduit*. En partant de ce principe, nous avons exclu de cet appareil toutes les leçons que la mesure des vers, la rime et le sens décèlent comme des fautes manifestes. De même, nous avons omis de signaler que les leçons fautives se trouvant dans un certain nombre de manuscrits se retrouvent dans d'autres. Cette manière d'établir l'appareil critique s'impose surtout lorsqu'il s'agit de rééditer un texte déjà publié ailleurs avec une *varia lectio* complète, comme c'est le cas pour

la chanson XI, publiée jadis par vous-même, et il n'est pas permis de conclure, comme vous le faites, de l'exclusion *volontaire* de certaines leçons manifestement erronées et manquant par conséquent d'intérêt, «qu'il reste suffisamment démontré que les copies des mss. n'ont pas été exécutées avec tout le soin souhaitable». Notre édition a d'ailleurs été exécutée, et en partie imprimée, pendant la guerre, alors que certains manuscrits, notamment le précieux manuscrit *M*, étaient absents de Paris, à cause du bombardement, et n'ont pas pu être alors consultés par nous.

La deuxième catégorie de vos observations se rapporte à notre texte critique. Ne pouvant être d'accord avec vous sur un certain nombre de points, nous nous permettons de vous soumettre les observations suivantes, que vous jugerez sans doute opportun de communiquer à vos lecteurs.

I, 6. Votre correction est erronée, il faut garder *li*, pronom atone régime de *servir*, *a* retombant sur *servir* (*huchier a servir*).

Vous écrivez (p. 101): «Ce texte [critique], ils [les éditeurs] le donnent pour chaque chanson, aussi en ce qui concerne la graphie, d'après un ms. *arbitrairement* choisi, dont ils ne s'écartent que quand le contexte, la construction des couplets et des vers, ainsi que le groupement normal des mss. les y forcent. Cette façon d'éditer un texte peut, certes, se défendre (d'autant plus que plusieurs des quarante-cinq pièces ne sont données que par un seul manuscrit), vu que la «contamination» de la plupart des mss. rend l'établissement des «bonnes leçons» assez incertain». Vous excluez de la critique formulée dans le passage cité les pièces se trouvant dans un seul manuscrit. Mais vous avez omis de dire qu'à ces vingt-et-un *unica* s'ajoutent neuf pièces ne se trouvant que dans deux manuscrits, et pour parler de «classement» et de «contamination», il en faut au moins trois. D'ailleurs, la base de notre édition n'est pas, comme vous le dites, choisie «arbitrairement»; nous avons, au contraire, pris comme base, dans chaque cas, le meilleur manuscrit, c'est à dire celui qui demande le moins d'intervention de la part des éditeurs. Vous continuez: «Dans quelques cas, je me demande cependant pourquoi les éditeurs ont rejeté précisément la leçon donnée par le ms. choisi comme base du texte».

Votre observation sur IV, 3 va précisément à l'encontre du principe que vous venez d'établir, puisque le ms. *U*, qui est notre base, a *Car*, que nous avons maintenu, tandis que

vous proposez de corriger, inutilement, à l'aide de *C*, *Car* en *Que*. Il est bien entendu que la leçon de *C* est intelligible, à condition de lire *je*, et non *jel*, comme nous l'avons proposé.

IV, 12. Nous maintenons la leçon *sont or cil*. La pièce est une lamentation sur le temps présent, comparé avec l'âge d'or du passé. *Or* a donc le sens précis de «maintenant» (cf. le v. 9: *Il n'est mais nuns qui a nul bien n'entent*), tandis que *tuit cil* donne un sens banal et plat. — V. 31. Il vous a échappé que, si l'on adoptait la leçon proposée par vous, il y aurait trois vers consécutifs commençant par *Et*, ce qui serait d'un effet fâcheux au point de vue du style. — V. 39. Vous voulez, dans l'intérêt de la versification (le vers étant sans césure), remplacer *Dames et damoizelles* par *Damoizelles et dames*, ce qui ferait une mauvaise césure; d'autre part, il serait bizarre que le poète mentionnât les *Damoizelles* avant les *Dames*. — V. 42. Il faut énergiquement repousser votre proposition de lire le vers ainsi: *Vilains est que vilonie i antant.* Vous nous reprochez à plusieurs reprises d'avoir admis de «mauvaises césures». Celle-ci n'est-elle pas détestable? Et les trois voyelles en hiatus (*vilonie i antant*)?

V, 38. Vous proposez de corriger *ferait* en *ferai*. Mais il faut la troisième personne, *ferait* étant le *verbum vicarium* remplaçant *covandrait*.

VII, 14. Il vaut en effet mieux maintenir la leçon *tele*, comme dans la première édition de cette pièce (*Notices et extraits*, ***XXXIX***, II, p. 531).

VIII, 61. Nous avons fait figurer *Sept vins filles* au glossaire, parce qu'il s'agit évidemment d'une congrégation de religieuses, non identifiée, jouissant de la munificence du roi (Saint-Louis) et comptant un nombre fixe de membres. A ce passage vous avez attaché la remarque suivante, que nous n'hésitons pas à qualifier d'étrange: «Ce n'est pas un nom propre, mais veut simplement dire: cent quarante filles (le roi a 140 filles illégitimes)». Mais le passage en question de la *Chanson des ordres* n'est que le résumé d'un passage analogue d'un autre poème de Rutebeuf, *Les ordres de Paris*, qui semble vous avoir échappé, et dont il ressort évidemment (ce qui n'avait pas besoin d'être précisé) qu'il s'agit des filles spirituelles du pieux roi. Voici le passage d'après Jubinal (2:e éd., I, 196):

Li Roi a filles a plantei,
Et s'en at si grant parentei
Qu'il n'est nuns qui l'osast atendre;
France n'est pas en orfentei;

Se Diex me doint boenne santei,
Ja ne li covient terre rendre
Pour paour de l'autre deffendre,
Car li Roi des filles engendre,
Et ces filles refont auteil.
Ordres le truevent Alixandre,
Si qu'après ce qu'il sera cendre
Sera de lui .c. ans chantei.

Jubinal a très bien commenté ce passage.

IX, 24: *A cil quies puet de cest siecle fenir.* Vous déclarez que ce vers vous est incompréhensible. Il est pourtant clair au point de vue de la forme, comme au point de vue du sens. *A cil* pour *a celui* est bien connu (voir Tobler, *Vermischte Beiträge*, 2:e éd., I, 242); *quies* pour *qui les* représente une enclise bien connue. Le sens est: «Mais ils [le mauvais clergé] ne veulent pas donner de leurs biens à Celui [à Dieu] qui a le pouvoir de les enlever à cette vie».

XI, 2, etc. Il est indispensable d'admettre *mi* comme forme atone de *moi*, et non *m'i*; il serait inadmissible de supposer un *i*, qui n'aurait pas de sens, p. ex. dans le n⁰ XXXVII, où il apparaît cinq fois.

XVI, 15. *Marratre* est bien la graphie de notre manuscrit base (*N*). Il faut entendre la *varia lectio* ainsi: «*Marastre* ou *marrastre* dans tous les manuscrits, sauf *N*».

XIX, 11. Vous proposez d'introduire à la rime le mot *estout*. Gaston Paris a déjà fait remarquer (*Romania*, XXIV, 455) qu'un substantif *estout* n'a probablement jamais existé, les deux seuls exemples donnés par Godefroy devant être écartés. — V. 13. Votre proposition (qui suppose un imparfait normand en *-out*) ne donne aucun sens. Celui-ci est évidemment (*les* renvoyant à *Amors*): «Celui-là est étranglé qui en avale trop» (*transglout*, ind. prés. de *transgloutir*), idée répétée au vers suivant: *Cil est ivres ki trop en boit.*

XXIV, 19. Le sens exige ici, non un subjonctif, mais un indicatif.

XXIX, 16. Vous écrivez (p. 101): «*son amor* (*C*) est une faute, puisque *amor* est toujours du féminin en ancien français». Il est bien entendu que *amor* est du féminin. Mais vous oubliez qu'il y a, dès la fin du XII[e] siècle, de nombreux exemples de *mon*, *ton*, *son* au féminin (voir Nyrop, *Gramm. hist.*, II, § 547).

XXX, 32 et suiv. Nous maintenons notre ponctuation, qui suppose le sens que voici: «Ni la femme qui aime par intérêt ne peut acquérir une bonne renommée; elle est incons-

tante en amour». On ne saurait faire une phrase comme celle que vous proposez: *Ki aimme por doneir D'amors est novelliere,* il faudrait *novelliers.*

XL, 17. C'est à tort que vous critiquez le vers *Et grans proes acoillir,* dont le sens est «et ramasser un grand butin». *Proes* est la forme lorraine normale de *proies.* On ne saurait *acoillir grant proece.* — V. 19. C'est également à tort que vous voulez remplacer la bonne forme lorraine *et* (= *ait* = *a*) par la forme du français du Centre.

Veuillez agréer, Monsieur le Directeur, l'expression de nos meilleurs et tout dévoués sentiments.

A. Jeanroy. *A. Långfors.*

Réponse.

J'accepte avec reconnaissance cette critique de mon compte rendu de l'édition des *Chansons satiriques et bachiques.* Dans la plupart des cas, il s'agit de questions de principe ou d'interprétations de passages obscurs, pour lesquelles les opinions peuvent différer. Dans les cas V 38, VIII 61 et XL 17 je confesse franchement avoir eu tort. Dans les cas suivants, je persiste avec conviction dans mon opinion:

I, 6. L'emploi du pronom *tonique* devant un infinitif étant le cas normal, je maintiens ma correction, interprétant le vers de la même façon que les éditeurs.

IV, 39. Les éditeurs considèrent comme mauvaise la césure du vers proposé par moi: *Damoizelles et dames ausiment.* Je ferai seulement remarquer que la même césure «lyrique» se lit aux vers 11, 25 et 27 de la chanson IV.

A. W.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. September 1921. Anwesend waren der Vorsitzende und 32 Vereinsmitglieder sowie als Gäste Graf Andrea Ferretti und Gemahlin.

§ 1. Das Protokoll vom 30. April wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Als neue Mitglieder wurden aufgenommen der a. o. Lektor der französischen Sprache an der Universität Helsingfors Herr *Eugène Revert* und stud. phil. *Ewert Ekroth.*

§ 3. Der Vorsitzende machte die Mitteilung, dass er am 4. Mai 1921 zum 25-jährigen Jubiläum der Neuphilologischen Gesellschaft in Stockholm (Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm) einen telegraphischen Glückwunsch an diese abgesandt habe, der vom Ehrenvorsitzenden, Herrn Minister W. Söderhjelm, persönlich übermittelt wurde.

§ 4. Der Vorsitzende las einen von Herrn Minister *W. Söderhjelm* eingesandten Vortrag Dante et l'Islam vor[1].

Zu dem Vortrag äusserte sich Doz. *O. J. Tallgren*, indem auch er betonte, dass die Anklänge an die Araber bei Dante und anderen Romanen nur mit grösster Vorsicht für die Hypothese von der mehr oder weniger unmittelbaren Zusammengehörigkeit der beiden Schulen verwertet werden dürfen. Mit Heranziehung der gleichfalls negativen Formulierung bei G. Gabrieli, Intorno alle fonti orientali della Divina Commedia (Roma 1919; 84 S.) wurden im Anschluss an den Text des sogleich zu rezitierenden Canto XXX des Purgatorio sowie an die Vita Nuova einige Anklänge der fraglichen Art beispielsweise hervorgehoben. Spiegelt sich z. B. der Ausdruck «vita nuova» (V. N. 1 und Purg. XXX 115) in dem arabischen Ausdruck «das erneuerte Leben» (alhajât almuǧáddädä) wieder, der in der sogenannten arabischen Vita Nuova — dem Tauq alhamâmä des Andalusiers Ibn Hazm — vorkommt? Nein: aus dem Textzusammenhang einer vom Vortragenden gegebenen Übersetzungsprobe der betreffenden Stelle bei Ibn Hazm ging ohne weiteres hervor, dass Wort und Sache sich wenigstens in diesem Fall gar nicht decken: das arabische «erneuerte Leben» erscheint als etwas von dem Danteschen Ausdruck, der ja eigentlich «jugendliches Leben» bedeutet, Grundverschiedenes. Die Frage nach dem unmittelbaren genetischen Zusammenhang der araboromanischen Anklänge scheint sich so mehrerenfalls in die Frage nach dem betr. Textzusammenhang aufzulösen.

§ 5. Graf *Andrea Ferretti* rezitierte auf Italienisch Dante, Divina Commedia, Purgatorio, Canto XXX.

In fidem:
Emil Öhmann.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29. Oktober 1921. Anwesend waren der Vorsitzende und 8 Vereinsmitglieder.

§ 1. Das Protokoll vom 24. September wurde verlesen und geschlossen.

[1] Siehe oben, S. 89.

§ 2. Einer Einladung der Societas pro Fauna et Flora Fennica entsprechend beauftragte der Verein den Vorsitzenden bei der Feier des 100-jährigen Jubiläums der Societas am 1. November einen Glückwunsch an diese darzubringen.

§ 3. Doz. *E. Öhmann* hielt einen Vortrag über die Rutz-Sieversche Lehre über den Einfluss der Körperhaltung auf die Stimme. Zu dem Vortrag äusserten sich Prof. *A. Wallensköld* und Lektor *H. Schlücking.*

§ 4. Doz. *O. J. Tallgren* hielt einen Vortrag La terminologie grammaticale relative à l'accentuation des polysyllabes. Prof. *A. Wallensköld* erörterte einige Punkte des Vortrages, dem er sich anschloss

In fidem:
Emil Öhmann.

Eingesandte Literatur.

Ph. Aug. Becker, Clément Marots Psalmenübersetzung (= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akad. der Wiss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., 72. Band (1920), 1. Heft). Leipzig, B. G. Teubner, 1921. 44 S. 8:o.

Gustave Cohen, Écrivains français en Hollande dans la première moitié du XVIIe siècle. Paris, Édouard Champion, 1920. 756 p. in-8°.

Camille Cury et *Otto Boerner,* Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants. Quatrième édition, revue, corrigée et augmentée. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. X + 316 p. in-8°. Prix rel. M. 32: —.

Alexander Haggerty Krappe, Allitteration in the Chanson de Roland and in the Carmen de prodicione Guenonis (Diss. Chicago). Iowa City, Iowa, 1921. 82 p. 8:o.

F. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch (= Germanische Bibliothek, hrsg. v W. Streitberg. I. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher. I. Reihe: Grammatiken. 5). Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1921. XV + 260 S. 8:o. Preis M. 20.—, geb. M. 26.— und Sortimenter-Zuschlag.

Victor Klemperer, Einführung in das Mittelfranzösische. Texte und Erläuterungen für die Zeit vom XIII bis zum XVII. Jahrhundert. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. 178 S. 8:o. Preis kart. M. 24.—.

Walther Küchler, Ernest Renan, der Dichter und der Künstler (= Brücken V). Gotha, Fr. A. Perthes, 1921. 213 S. 8:o.

E. Lorck, Die „Erlebte Rede". Eine sprachliche Untersuchung. Heidelberg, C. Winter, 1921. 79 S. 8:o Preis M. 9.—.

Romeo Lovera und *Adolf Jacob*, Rumänische Konversations-Grammatik zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht (Methode Gaspey—Otto—Sauer). 3. Auflage, durchges. und verb. von *A. Storch.* Heidelberg, Julius Groos, 1921. VIII + 370 S. 8:o. Preis M. 20.— + 20 % Teuerungszuschlag.

Carl Marquard Sauer und *Wilh. Ad. Röhrich,* Spanische Gespräche (Diálogos castellanos). Ein Hilfsbuch zur Übung in der spanischen Umgangssprache. 5. Auflage, neu bearb. von *Richard Ruppert*

y Ujaravi (Methode Gaspey—Otto—Sauer). Heidelberg, Julius Groos, 1921. VII + 179 S. 8:o. Preis M 9.– + 20 % Teuerungszuschlag.

Elvira Olschki-Keins, Italienisches Lesebuch. Anthologie der italienischen Prosa vom Mittelalter bis zur Neuzeit (Methode Gaspey—Otto—Sauer). Heidelberg, Julius Groos, 1921. VIII + 234 S. 8 o. Preis M. 18.— + 20 % Teuerungszuschlag.

Emil Otto, Französisches Konversations-Lesebuch für den Schul- und Selbstunterricht. Eine Auswahl stufenmässig geordneter Lesestücke mit Konversationsübungen. I. Teil. 12. Auflage, neubearb. von *Otto Seitz* (Methode Gaspey—Otto—Sauer). Heidelberg, Julius Groos, 1921. IX + 344 S. 8:o. Preis M. 15.— + 20 % Teuerungszuschlag

Pio Rajna, I centenari danteschi passati e il centenario presente (dalla «Nuova Antologia») Roma, Dir. della Nuova Antologia, 1921. 46 p. 8:o.

Jos. Schrijnen, Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft, übers v *Walther Fischer* (= Indogermanische Bibliothek, hrsg. v. H Hirt und W. Streitberg. 1. Abteilung: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. 1. Reihe Grammatiken. 14). Heidelberg, C. Winter, 1921. X + 340 S. 8:o. Preis M. 20.—, geb. M 28.—, und Sortimenter-Zuschlag.

Hugo Schuchardt, Possessivisch und passivisch (= Sitzungsber. der preuss. Akad. d. Wiss. 1921, XXXIX, S 651—662).

Fritz Strohmeyer, Französisches Hilfsbuch für Studierende. Aufgaben mit Lösungen zur Französischen Grammatik auf sprachhistorisch-psychologischer Grundlage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1921. 100 S. 8:o. Preis kart. M. 12.—.

Rudolf Thurneysen, Die irische Helden- und Königsage bis zum XVII. Jahrhundert. Teil I u. II. Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung für irische Sprache der Dāil Eireann. Halle (Saale), M. Niemeyer, 1921. XI + 708 S. 8:o.

Th. G. G. Valette, Niederländisches Lesebuch (Methode Gaspey—Otto—Sauer). 3. Auflage Heidelberg, Julius Groos, 1921 VII + 213 S. 8:o. Preis M. 7.— + 20 % Teuerungszuschlag.

Karl Voretzsch, Altfranzösisches Lesebuch zur Erläuterung der Altfranzösischen Literaturgeschichte (= Sammlung kurzer Lehrbücher der roman. Sprachen und Literaturen, hrsg. von Karl Voretzsch, VII) Halle (Saale), M. Niemeyer, 1921 XII + 210 S. 8:o

Adolf Zauner, Altspanisches Elementarbuch (= Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hrsg. v. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken, 5. Band). 2., umgearb. Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1921. XII + 192 S. 8:o. Preis M. 18.—, geb. M. 24.40, und Sortimenter-Zuschlag.

Schriftenaustausch.

Acta Academiæ Aboensis. Humaniora, II (1921).

Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis. B. Humaniora, I. Tartu 1921.

Annales de l'Ecole Palatine d'Avignon, revue des Cours professés à l'Ecole du Palais des Papes, année 1921, nos 1—2.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, Ve Reeks, VIII (1921) 1—2.

The Journal of English and Germanic Philology, XX (1921) 1, 3.

Les Langues Modernes, XIX (1921) 5.

Mnemosyne, Nova Series, XLIX (1921) 1—4.
Moderna Språk, XV (1921) 6—8.
Modern Language Notes, XXXVI (1921) 7.
Museum (Leiden), XXIX (1921—2) 2.
Revista de Filología Española, VIII (1921) 2.
Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, II (1921) 1.

Mitteilungen.

La Faculté des Lettres de Strasbourg a l'intention d'éditer une série d'ouvrages où tous ses enseignements seront représentés et à laquelle collaboreront ses maîtres, ses meilleurs élèves et les savants d'Alsace-Lorraine qui se tiennent en rapports avec elle. D'après un prospectus reçu, nous signalerons parmi les magnifiques tomes parus ou à paraître: *Théodore Gerold*, L'art du chant en France au XVIIe siècle (env. 300 pages, 30 frcs); *du même*, Le ms. de Bayeux, texte et musique d'un recueil de chansons du XVe siècle (env. 200 pages, 15 frcs); *Gustave Cohen*, Un ms inédit de Mons et la représentation des Mystères à la fin du XVe siècle; *Gabriel Maugain*, Dante en France au XIXe siècle; *Émile Pons*, Le thème et le sentiment de la nature dans la poésie Anglo-Saxonne; *Louis Zéliczon*, Glossaire des Patois Lorrains. — L'abonnement à cette série doit se payer par tranches de 100 frcs versées d'avance à la Commission des Publications de la Faculté des Lettres au Palais de l'Université, Strasbourg (Bas-Rhin), France.

Das Dante-Jubiläum (Zusätze zur S. 112). — *Werner Söderhjelm*, «Dantes minne 1321—1921», Aufsatz in der schwed. Zeitschr. Ord och Bild XXX (1921), S. 529—540. — Ein Vortrag über «Dante comme peintre» wurde den 11. Okt. vom Grafen *Andrea Ferretti* im hiesigen Club franco-anglais gehalten. Eine finnische Übersetzung des Vortrags wird im Dezemberhefte der Zeitschr. Aika erscheinen.

Berichtigung. — S. 55, unten, steht versehentlich «Moçarabes ou Espagnols islamisés» statt: «Moçarabes, leurs sujets (ou anciens sujets) chrétiens».

